merika's Kinder der Hölle

und

die finsteren Geister Europa's,

oder

Kampf um Menschenrechte.

Illustrirter historischer Roman der Neuzeit

von

Retcliffe III.

[= Scherl, Friedrich]

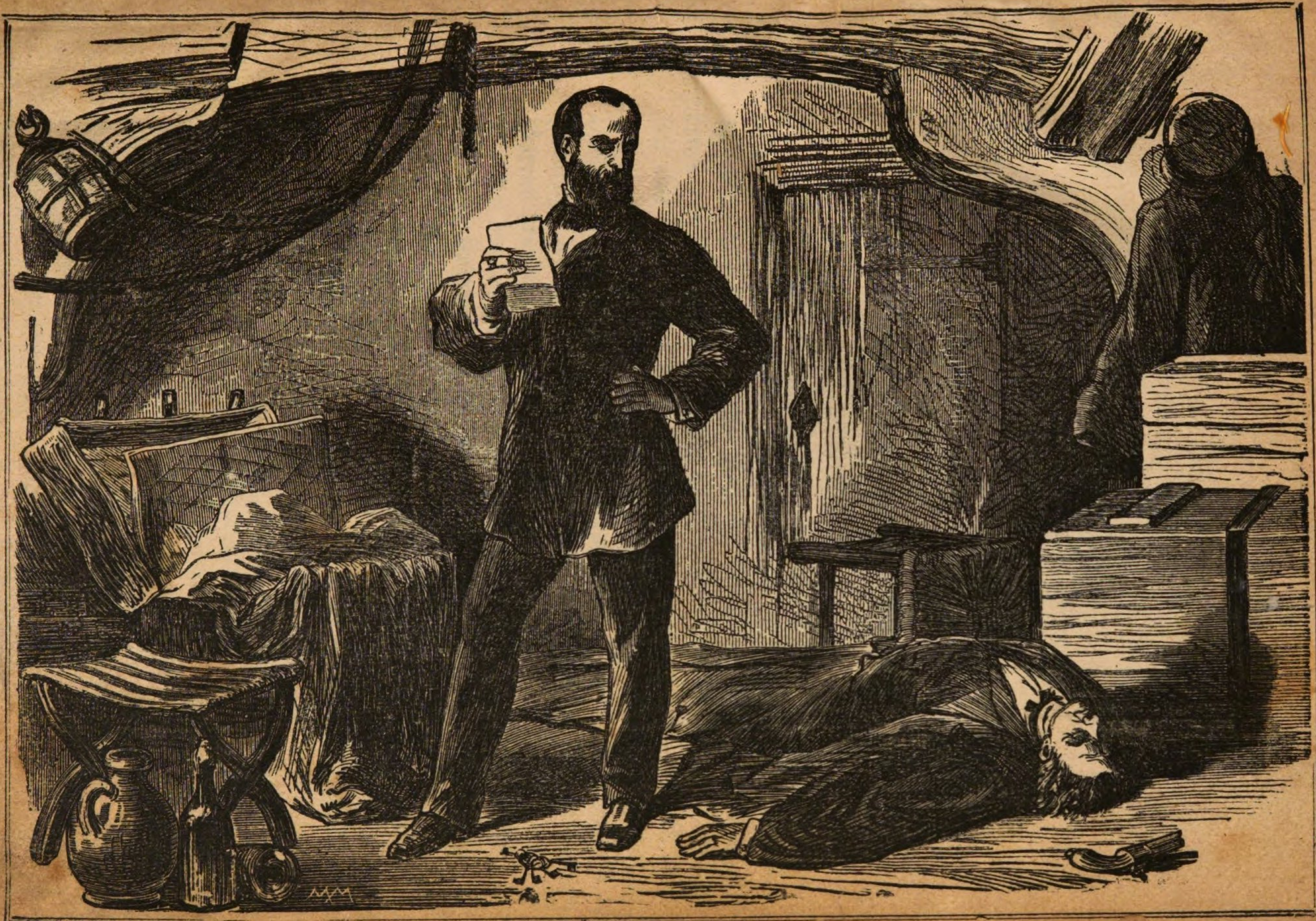
Erster Theil.

Berlin.

Im Selbstverlage des Herausgebers Friedrich Scherl.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.



(Seite 28.)

I.

Ein Auswanderungs-Bureau.

Vor der Thür eines großen, ansehnlichen Hauses in Liverpool, dem Stapelplatze jener Europamüden, die alljährlich aus allen Welttheilen auswandern, um ihr Heil in der neuen Welt zu suchen, und denen das Glück wohl nur zum allerkleinsten Theile dort lächelt, drängte sich eine zahlreiche Schaar Auswanderer, um möglichst schnell in die Bureaux der Master Leekins u. Co. zu gelangen. Weiber, Kinder und Greise, standen, oder saßen auf ihren Habseligkeiten, des Augenblicks gewärtigt, wo der Mann und Vater seine Geschäfte im Auswanderungs-Bureau beendigt haben würde.

In den angrenzenden Straßen wogte die geschäftige Menge hin und her, Fuhrwerke aller Art durchkreuzten die engen Straßen und richteten ihr Ziel nach dem Hafen. Der Trubel war hier entsetzlich. Ein Fremder würde bald bemerkt haben, daß er sich in einer Hafenstadt befindet, wo der Menschenhandel in seiner vollsten Blüthe steht, denn nicht viel besser ist das Treiben jener englischen Auswanderungs-Bureaux, die fast alle unter den verlockendsten Anpreisungen die armen Auswanderer schon übervortheilen, wenn nicht gar schändlich betrügen, noch ehe sie den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben.

Unter den unglaublichsten Vorspiegelungen nimmt man dem unwissenden Irländer, oder dem der englischen Sprache selten mächtigen Deutschen das Geld ab. Doch diese zahlen gar gern, denn froh, der Heimath mit ihrem Elende, mit ihren Sorgen den Rücken gekehrt zu haben, genießen sie die letzten Tage, welche sie noch in Europa zubringen, mit Vorkehrungen für die Zukunft, und gelangt mancher Thaler, der in Deutschland unter Schweißtropfen erworben, in die

Tasche des engherzigen, englischen Krämers, der kein menschliches Gefühl, kein menschliches Erbarmen mit der bittern Noth seiner Nebenmenschen kennt. Sein Geldbeutel ist der Götze seines Hauses und seines Herzens.

Am Hafendamme selbst herrschte ein reges Treiben. Hunderte von Familien lagen mit ihren Sachen, welche sie mit in das Land ihrer einzigen Hoffnung nehmen wollten, an der Landungsbrücke, denn die Stunde der Abfahrt war nicht mehr fern. Frauen nährten ihre kleinen Kinder, während der Vater mit sorgsamen Blicken die Kisten und Kasten überwachte, welche von kräftigen Matrosenhänden auf das Schiff geschafft werden sollten. Kleinere, auch größere Knaben vergnügten sich damit, am Strande des Meeres auf und nieder zu laufen und genau Acht zu geben, wenn das Meer irgend eine Muschel oder eine große Seespinne an das Ufer schleuderte, begierig griffen sie darnach und brachten sie freudig zu der armen Mutter, die nur zu oft mit thränenden Augen an ihre theure Heimath — an ihr liebes, schönes Deutschland dachte und mit wehmüthiger Stimme vor sich hinmurmelte: „In meinem kleinen deutschen Dörfchen war es doch schöner".

Aber, ungeachtet aller dieser wehmüthig stimmenden Gefühle, die den ruhig Zuschauenden mächtig ergreifen, sieht er so rüstige Arme der deutschen Erde entzogen, macht doch das bunte und bewegte Leben einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn. Denn hier finden sich alle Nationen Europas vereint, ein jedes Land stellt sein Contingent. Dort kauert eine schmutzige irische Familie auf dem Boden, das Bild der entsetzlichen Armuth, des größten Elendes, aber auch der stinkendsten Faulheit. Man sieht es dem Manne, dem Weibe und den vielen Kindern an, daß sie nie gern den Spaten zur Hand nahmen, um für des Leibes Nahrung zu sorgen, denn sie fühlen nicht einmal den Wunsch in sich, für die Reinlichkeit des Körpers zu sorgen. Mit Abscheu geht der schlesische Bauer an ihnen vorüber, ihn trieb des Landes Noth von der Schwelle, aber so hart auch das Schicksal an seiner Thür gepocht hatte, man sieht es ihm nicht an, daß er oft Tage lang gehungert, um Weib und Kind vor großem Mangel zu schützen. Und doch behält er sein liebes, theures, deutsches Vaterland treu im Herzen und weint ihm still eine Thräne der Wemuth nach.

Master William Leekins, Chef des besuchtesten Auswanderungs-Bureaus in Liverpool, war eben in seinem Bureau beschäftigt, Ueberfahrtsverträge für vier Personen auszufertigen, als plötzlich die Thüre mit Heftigkeit aufgerissen wurde, und ein Mann von etwa fünfund-

zwanzig bis dreißig Jahren in das Comtoir trat, welcher Master Leekins einen Brief mit vornehmer Manier hinwarf, ohne von der Anwesenheit der vier Männer Notiz zu nehmen.

Der Agent für Answanderer ließ einen unwilligen Blick auf den jungen Mann hinübergleiten, nahm aber stillschweigend den Brief vom Comtoirtisch und erbrach das Siegel. Kaum aber hatte er auch nur einige Zeilen gelesen, als sein ganzes Wesen eine Veränderung erlitt. Mit der ausgesuchtesten Höflichkeit bat er den jungen Mann in sein Privatzimmer zu treten, indem er die Thür eines Zimmers öffnete, welche sich im Hintergrunde des geräumlichen Comtoirs befand. Einer der Buchhalter Master Leekins übernahm die Abwickelung der mit den vier Männern begonnenen Geschäfte, und betrat darauf der Fremde mit dem Agenten das Zimmer.

„Es ist mir von einflußreicher Hand der Auftrag geworden," begann Master Leekins, „für Sie, mein Herr, einen Platz in erster Kajüte auf einem Dampfer nach New-York zu beschaffen. Dieser Auftrag ist von mir pünktlichst besorgt. Sie können mit dem Dampfer „Ohio", Capitain Blackfoord, heute Ihre Reise antreten. Das Schiff sticht um fünf Uhr in See."

„Gut," erwiderte der jugendliche Fremde mit zufriedener Miene, „nur muß ich mir darüber noch Auskunft erbitten, ob Sie auch diejenige Summe für mich in Bereitschaft haben, welche ich bei Ihnen zu erheben, autorisirt bin."

„Auch diese, es sind 10,000 Pfund Sterling, sie liegen zu Ihrer Verfügung bereit," versetzte der Agent im höflichen Tone.

„Dann bitte ich, mir die Summe in Wechsel auf New-York auszuhändigen," sagte der Fremde, indem er unaufgefordert einen Stuhl nahm und sich ungezwungen niederließ.

„Bedauere Wechsel auf Bankplätze Amerika's nicht vorräthig zu haben," entgegnete Master Leekins einigermaßen verwirrt. „Sie würden aber gut thun, wenn Sie unter den jetzigen Verhältnissen nur baares Geld mit hinüber nehmen wollten," fügte er im sichern Tone hinzu, „ich kann nicht immer für sichern Eingang der Wechselbeträge einstehen."

„Nun dann geben Sie mir das Geld, wie Sie es vorräthig haben," versetzte der Fremde ungeduldig.

„Bitte einen Augenblick zu entschuldigen," sagte der Agent, wobei er das Zimmer verließ.

Der Fremde schien dies erwartet zu haben, denn kaum sah er sich allein, als er forschende Blicke im Zimmer umherwarf, dann eiligst

einen kleinen Schlüssel aus seiner Brusttasche zog, vorsichtig einen Wandschrank, welcher in die Mauer eingelassen, und nur dem aufmerksamen Auge sichtbar war, öffnete und hastig unter einem Haufen von Papieren wühlte, welche sich darin befanden. Endlich schien er gefunden zu haben was er suchte, denn er bemächtigte sich zuletzt eines kleinen Packets, welches Briefe zu enthalten schien, was er schnell in seine Brusttasche schob. Dann schloß er den Schrank, nahm auf seinem Stuhl wieder Platz und ließ sein hübsches Gesicht eine gleichgültige Miene annehmen.

Kaum hatte der Fremde seinen Platz wieder eingenommen, als Master Leekins mit einem ansehnlichen Haufen Banknoten in das Zimmer trat.

„Hier haben Sie 10,000 Pfund Sterling in guten englischen Bankscheinen," sagte der Agent, wobei er dem jungen Manne das Geld überreichte, „zählen Sie gefälligst nach."

Gleichgültig nahm der Fremde die Banknoten und steckte sie ungezählt in die hintere Tasche seines Rockes. Nach diesem ergriff er seinen Hut und wollte sich entfernen, indem er dem Agenten eine nachlässige Verbeugung machte.

Dieser aber ergriff in artiger Weise die Hand des jungen Mannes und sagte mit freundlicher Miene:

„Darf ich wohl über die Aushändigung dieser ansehnlichen Summe um eine Bescheinigung bitten? Es ist der Ordnung wegen und ich liebe es, über meine Geschäfte genau Buch und Rechnung zu führen."

„Kann geschehen," entgegnete der junge Fremde im kurzen Tone, „geben Sie Papier, Dinte und Feder."

„Sogleich," erwiderte Master Leekins und verließ das Zimmer, um das Verlangte aus dem Comtoir herbeizuholen. Nach wenigen Minuten trat er wieder ein und ersuchte den jungen Mann eine Quittung zu unterzeichnen, welche er ihm ausgeschrieben vorlegte. Dieser ergriff die ihm vom Agenten dargereichte Feder und ohne auch nur der Quittung eines Blickes zu würdigen, schrieb er folgende Worte darunter: „Inhalt empfangen Napoleon Buonaparte, genannt August Graf". Dann verließ er das Gemach mit einer kalten, stolzen Verbeugung.

Kaum sah sich der alte Agent allein, als er hastig die Quittung ergriff, während ein höhnisches Lächeln seine eingekniffenen Lippen umspielte.

„Aufgeblasener, eitler Thor," murmelte er dann verächtlich, „den Namen, den Du durchaus tragen willst, darf ohne Gefahr seines Lebens nur

einer vorläufig tragen. Dieser duldet keine Verwandschaft, am allerwenigsten die eines Bastards, — warum? weil er selbst ein Bastard und für seinen Nachkömmling zittert. Nun, mir ist es gleich," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich erfülle meinen Auftrag und suche den Verdienst da, wo ich ihn finde. Der erste Schritt ist gethan, nun den zweiten."

Hastig ergriff er die Feder und warf folgende Worte auf das Papier:

An das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Washington.

Mit Dampfer Ohio, Kapitain Blackfoord, trifft am 20. d. Mts. oder später, ein junger Mann in New-York ein. Dieser führt 10,000 Pfund Sterling, bestehend in falschen englischen Banknoten, zur Verbreitung in Amerika, mit sich. Seine Legitimationspapiere lauten auf Napoleon Buonaparte, genannt August Graf.

Er ist von mittelgroßer Figur, schlank gebaut, hat graue, stechende Augen, eine gebogene Nase und schwarzes Haar. Seine Manieren sind elegant, sein Wesen herrisch und verschlossen.

Liverpool, den 4. Juni 1859.

Unterzeichnet war das Schreiben: „Consul David Meyer."

Kaum war dies geschehen, so zog der alte Agent eine Klingelschnur, welche sich in einer Ecke des Zimmers befand. Er läutete zweimal und nach wenigen Minuten trat ein junger Mensch, in der Tracht der Hafenarbeiter, in das Gemach.

„Dieses Schreiben sofort an den Kapitain des Post-Dampfers „Britania"," sagte Master Leekins im befehlenden Tone, indem er den versiegelten Brief dem Arbeiter übergab. „Beeile Dich aber," fügte er im milderen Tone hinzu. „Der Dampfer geht in einer halben Stunde ab, und es liegt mir viel daran, daß dieses Schreiben noch mitbefördert werde. Der Kapitain ist bereits davon unterrichtet."

Der Arbeiter nahm das Schreiben, verbeugte sich und verließ das Gemach des alten Auswanderungs-Agenten.

Plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß durch die Luft, es war das erste Zeichen der Einschiffung. Alles drängte in die Boote, während die Matrosen das Gepäck der Auswanderer auf den Dampfer schafften. Dieser schaukelte sich in stolzer Sicherheit auf hoher See. Vorn am Bugspriete prangte das stolze Wappen Englands, und vom großen Maste herab wehte die britische Flagge, das Zeichen der Unverletzlichkeit

für alle diejenigen, welche unter ihrem Banner fahren. Kräftige Matrosen standen auf Deck und zogen Waarenballen, Kisten und Kasten aus den Boten an eisernen Ketten herauf. Andere waren beschäftigt das riesige Schiff zu scheuern, während wieder andere die Schiffsgeräthschaften genau untersuchten und reinigten.

Endlich war Alles am Bord. Der Capitain, ein finsterer Mann, hielt die goldene Uhr in der Hand, um das Zeichen der Abfahrt genau nach seiner Instruktion zu geben. Ein kurzes Lüften seines Hutes geschah, und donnernd rollte der Knall des Hafengeschützes die Ufer entlang.

Das Schiff bewegte sich von der Stelle, und ein wehmüthiges Gefühl beschlich die armen Auswanderer. Sie wurden mehr und mehr der heimathlichen Erde entrückt und Amerika — das Ziel ihrer Hoffnungen, ihrer Träume und Wünsche, entgegen geführt.

Amerika! Welcher Name hat einen Inhalt gleich diesem Namen! Wer nicht Dinge der gedachten Welt nennt, kann in der wirklichen Welt nichts Höheres nennen. Was unmöglich in Europa, ist möglich in Amerika; was unmöglich in Amerika — das erst ist wirklich unmöglich.

„Amerika!“ rief ein alter Mann im schlesischen Dialekt, welcher mit mehreren Männern auf dem Deck an der Brüstung des Schiffes im Gespräch begriffen stand, „so oft ich dieses Wort höre, ergreift mich eine heilige Erstarrung.“

„Ja,“ entgegnete sein Nachbar in sächsischer Mundart. „Die Schauer der Menschengröße wehen von seinen Ufern.“

„Menschengröße?“ sagte plötzlich eine klangvolle Stimme neben ihnen, „wer kennt Dein Gefühl in Europa? — Karl der Große, Ludwig der Große, Friedrich der Große, — das sind die Menschengrößen der alten Welt. Was sonst noch groß ist neben ihnen, wird entweder — decorirt oder — hingerichtet!“

Schweigend blickten die Männer auf den Sprecher, welcher Niemand anders war, als der uns bekannte Fremde: Napoleon Buonaparte, genannt August Graf.

„O, laßt jedes Andenken an Europa schwinden,“ fuhr er in begeisternder Rede fort, „vor dem blühenden Bilde der jugendlichen Erde Amerika's müssen die morschen Gebäude der alten Welt verschwinden. Ein jugendlicher Mensch ist die Freude des älteren, aber eine jugendliche Welt, — ist es möglich, diesen Wonnebegriff in ein sterbliches Herz aufzunehmen? — Glückliches Land! mit allen Säften unserer Geschichte bist Du genährt, aber wir sind die gröbsten, Du das feinste Gefäß

weiten Raum des Decks durchschritt, die Treppe nach den Kajüten hinunterging und die Thür einer derselben öffnete. Beide traten ein. Vorsichtig verriegelte der Fremde die Thür und nöthigte alsdann den jungen Mann, sich in die schwellenden Kissen einer Otomane niederzulassen.

Willig gehorchte der junge Auswanderer dem Blicke des geheimnißvollen Fremden, ein irgend Etwas zog ihn mit magischen Banden zu ihm hin. Seine Natur schien in diesem Augenblicke wie verändert, sein Feuergeist war gebannt durch das dunkle Auge und ernste Wesen des Fremden. Er, der Niemand Gehorsam schenken wollte, war jetzt folgsam wie ein Lamm.

„Weshalb verlassen Sie die alte Welt mit ihren Freuden und Leiden, junger Mann?“ begann der Fremde das Gespräch. „Haben Sie in Ihren Jahren schon so viel gelitten, daß Sie die heimathliche Erde, das väterliche Haus zu meiden Ursache haben?“

„Nicht immer würde ich diese Frage, namentlich nicht jedem Fremden, so ohne Weiteres beantwortet haben,“ entgegnete der junge Mann mit blassen Wangen, „aber Ihnen, der ich Sie kaum eine halbe Stunde kenne, will ich sie wahrheitsgetreu beantworten, warum ich dies gerade Ihnen gegenüber thue, dafür weiß ich keinen Grund anzugeben. Mein Gemüth ist plötzlich geneigt dazu, ich will diesen Umstand dem Walten höherer Mächte zuschreiben. Nun, mein Herr! Ja, ich habe Viel, Unerhörtes in meinem jugendlichen Leben erfahren, und fliehe die Stätte, wo Mord, Gift und ewiges Gefängniß droht!“ fügte der junge Mann mit rollenden Augen hinzu. — „Fluch! dreifacher Fluch treffe die Mörder meines Glückes.“

„Ruhig, Mäßigung, Napoleon Buonaparte, genannt August Graf!“ rief der Fremde dem jungen Manne plötzlich mit donnernder Stimme zu. „Glauben Sie mit Ihrem Feuerkopfe sich Genugthuung, Ehre, Glück und Wohlergehen zu verschaffen? wahrlich nicht! das ist nicht der richtige Weg, um zum Ziele zu gelangen.“

August Graf war bei Nennung seines Namens, wie von der Tarantel gestochen, von seinem Sitze aufgesprungen, die Hand hatte unwillkürlich ein kleines Reiseterzerol, welches er immer bei sich trug, ergriffen, und sein fragender Blick ruhte mit brennender Gluth auf die eisernen Züge des Ehrfurcht gebietenden Fremden.

„Ja, staune nur, August Graf, ich kenne Dich, Deinen Vater — selbst Deine ganze Geschichte,“ sagte endlich der Fremde mit freundlicher Miene. „Ich wußte, daß Du auf diesem Schiffe Europa verlassen würdest. Ferner ist mir die Person bekannt, welche Dich schrift-

lich zur rechten Stunde an Leekins u. Co. in Liverpool wieß. Weiter ist mir bekannt, daß Du von diesem 10,000 Pfund Sterling in englischen Banknoten empfingest. Aber ebenso genau ist mir bekannt, daß diese falsch sind, und daß Du in New-York bei Deiner Ankunft verhaftet werden wirst. Eine Mittheilung des Schurken Leekins wird gewiß das Nöthige thun. Welchen Plan nun Deine Feinde weiter verfolgen, weiß ich bis jetzt nicht, werde dies aber wohl in New-York erfahren. Unzweifelhaft glaubt man Dich auf amerikanischem Boden besser und leichter beseitigen zu können als in Deutschland, wo man nicht allein da — sondern in ganz Europa die Schicksale Deines Vaters Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, genau kennt. Deinen Vater fürchtet man nicht mehr, es ist ein alter, armer und mürbe gemachter Greis, aber Dich, mein Freund, mit dem Eisenkopfe und dem Feuergeiste — Dich fürchtet man in Frankreich ungemein, denn die Ansprüche Deines Vaters und mithin durch Erbtheil einst die Deinen, sind unzweifelhaft, da die Natur aus den Zügen Deines Vaters in einer so verständlichen Sprache redet, daß jeder Zweifel schwinden muß."

Der junge Mann hatte sich noch immer nicht ganz erholt. Mit offenen Augen starrte er den sonderbaren Fremden sprachlos an. Dieser schien dies nicht bemerken zu wollen, denn er fuhr nach einer Pause im ruhigern Tone in seiner Rede fort.

„Der Augenblick ist jetzt nicht geeignet, mich Ihnen, junger Freund, verständlich genug zu offenbaren. Verzeihen Sie meine vorherige Vertraulichkeit," setzte der Fremde verbessernd hinzu, „der Drang der Umstände riß mich in meiner Sprache fort, so daß ich in einen väterlichen Ton verfiel."

„Es war mir im höchsten Grade angenehm, Sie in einem so lang entbehrten Tone reden zu hören," entgegnete der junge Mann mit einer Wärme, welche man in ihm seinem ganzen Wesen nach, nicht vermuthete. „Ich bitte sehr, behalten sie ihn bei Ihren weitern Mittheilungen bei, er thut meinem Herzen so wohl."

„Nein, junger Mann, die Zeit ist zu ernst, um Gefühl zu verrathen," erwiderte der Fremde mit eisiger Stimme, die den jungen Auswanderer unangenehm berührte. „Hören Sie, was ich Ihnen im Auftrage einflußreicher und mächtiger Personen mitzutheilen habe."

„Ich bin ganz Ohr," sagte August Graf wieder Platz nehmend.

„Zunächst müssen Sie die Banknoten vernichten, die Ihnen der alte Leekins übergab, damit man das corpus delicti bei Ihnen in New-York nicht findet. Ferner übergeben Sie mir den kleinen Schlüssel

zum Wandschrank des Leekins'schen Zimmers, welcher Ihnen mit Instruktionen durch geheimnißvolle Hand zugegangen ist. Ebenso muß ich auf Aushändigung des kleinen Päckchens Briefe aus dem bewußten Wandschranke bestehen."

Der junge Mann wußte nach diesen Worten wahrlich nicht mehr, ob er träume oder wache, mißtrauisch warf er einen forschenden Blick auf die markigen Züge des unheimlichen Fremden. Doch dort fand er nichts, was ihm einen Fingerzeig geben konnte, für oder gegen den Willen des Fremden sich zu erklären. Er schwankte ein Weile und schien mit sich zu Rathe zu gehen.

Der Fremde bemerkte dies Zaudern wohl, wandte sich aber ab und steckte eine echte Manilla an.

Nach einer Pause von etwa fünf Minuten wandte er sich wieder an den jungen Mann und sagte:

„Nun, haben Sie sich entschlossen meinen Wunsch genau zu erfüllen?"

„Wenn gleich die Situation für mich eine höchst seltsame, ja gefährliche genannt werden muß," entgegnete August Graf noch immer überlegend, „so will ich doch, so weit ich kann, Ihren Wunsch erfüllen. Nur müßte ich zuvor um einige Aufklärung darüber bitten, auf welche seltsame Weise Sie in Besitz von Geheimnissen gekommen sind, die außer mir nur wenige Menschen wissen können. Es wäre mir im höchsten Grade angenehm, wenn Sie die Güte hätten, zuvörderst den Mantel des Geheimnißvollen insoweit zu lüften, daß ich Vertrauen zu Ihnen fassen kann. Denn Sie müssen zugestehen, daß ich so ohne weiteres nicht Jedem meine Geheimnisse — oder mich selbst in die Hände geben kann, welcher vielleicht lediglich durch Zufall Mitwisser von Einzelnheiten geworden ist. Ferner wäre . . ."

In diesem Augenblicke gebot der Fremde durch eine wohl verständliche Geberde dem jungen Manne Stillschweigen. Vorsichtig näherte er sich der Kajütenthür, zog einen kleinen spitzen Dolch aus der Tasche seines Rockes, drehte den Schlüssel, welcher im Schlosse stak, schnell herum, öffnete plötzlich die Thür und hereinstürzte der Länge nach, ein Mann, welcher unzweifelhaft an der Kajütenthür gehorcht und sich zu hart gegen dieselbe gelegt hatte.

Mit nerviger Faust zog der Fremde den bestürzten und zitternden Mann ganz in die Kajüte hinein, warf mit einem kräftigen Fußtritte die Thür in das Schloß und schleuderte dann den Horcher mit einer Kraft in die Ecke des Zimmers, daß dieser vor Schmerz laut aufstöhnte.

„Schurke!" donnerte der Fremde dem Horcher entgegen, wobei

seine rechte Hand den Dolch krampfhaft umfaßte, „wer gab Dir den Auftrag an meiner Thür zu horchen? Rede — oder mein guter Stahl macht Bekanntschaft mit Deiner elenden Person!“

„Ich habe nicht gehorcht,“ erwiderte der Angeredete, ein Mann in einem schwarzen Anzuge mit finsterm Blicke und blasser Gesichtsfarbe, welcher etwa einige vierzig Jahr alt zu sein schien. „Die Seekrankheit überraschte mich, ich konnte meine Kajüte nicht mehr erreichen und fiel halb ohnmächtig gegen Ihre Thüre.“

„Sonderbar,“ sagte der Fremde, „daß weder ich, noch dieser Herr irgend etwas von einem Falle gehört haben. Nur das Heranschleichen — gleich einer Tigerkatze, hörte mein wohl geübtes Ohr und scheint auch der Ruhepunkt an meiner Thüre Dein Unwohlsein plötzlich verscheucht zu haben, denn Du scheinst mir nur zu wohl. Deshalb beantworte meine Frage: weshalb horchtest Du?“

„Ich habe keine andere Antwort zu geben,“ versetzte der Horcher kurz, „laßt mich hinaus, oder ich rufe um Hülfe.“

„Das werde ich Dir wohl verleiden, mein schwarzes Bürschchen,“ rief der Unbekannte hohnlachend. „Scheinst mir auch zu dem Orden zu gehören, der da sagt, der Zweck heiligt die Mittel, nun wir werden ja sehen.“

Mit diesen Worten ergriff der Fremde das zitternde Männchen, drückte ein Tuch in seinen Mund und knebelte ihn mit einer überraschenden Gewandtheit, trotz alles Sträubens, Hände und Beine.

„So, mein süßer Pater, jetzt werden wir Deine Taschen und Dein Kajütenzimmer untersuchen, vielleicht komme ich so hinter die Geheimnisse Deines Horchens,“ sagte der Fremde heiter. „Den Schlüssel zum Zimmer wirst Du wohl bei Dir haben.“

Schnell wurden die Taschen des Gebundenen untersucht, aber der Fremde fand nur den Schlüssel zum Kajütenzimmer.

„Welche Nummer trägt Dein Zimmer,“ fragte der Fremde in hastiger Weise.

„Er wird wohl bei dem besten Willen nicht zu antworten im Stande sein,“ sagte August Graf lächelnd, welcher der ganzen Scene mit größtem Erstaunen gefolgt war. „Sein Sprachorgan liegt unter der Presse Ihrer freien Hand.“

„Nun, dann werde ich dem Schurken so viel Redefreiheit gestatten, wie der Kapitain dem Matrosen auf hoher See, welcher eben nur das antworten darf, nach welchem er gefragt wird.“

Mit diesen Worten zog der Unbekannte dem Gefesselten das Tuch aus dem Munde, ließ ihn etwas Luft einathmen und wiederholte dann

seine Frage, wobei er jedoch die Drohung anknüpfte, bei dem ersten Hülferuf ihm den Dolch in die Rippen zu jagen.

„Ich kenne die Nummer der Kajütenthür nicht,“ antwortete der Horcher im verbissenen Grimme. „Es wird etwa die vierte oder fünfte Thür von hier sein. Entledigt mich lieber dieser unwürdigen Fesseln, und wir werden uns bald verständigt haben.“

„O, nicht doch, mein schlauer Fuchs,“ entgegnete der Fremde indem er das Tuch wieder ergriff. „Ich werde Dich vielmehr noch für einige Minuten — wenn nicht für immer stumm machen. Nur der Tod schützt den Menschen vor Leuten Deines Schlages.“

Bald befand sich das Tuch wieder im Munde des Gefesselten, und nachdem sich der Fremde überzeugt hatte, daß der ungewöhnliche Lärm in seinem Kajütenzimmer von Niemand gehört oder der sonderbare Auftritt bemerkt worden war, verließ er seinen jungen Schützling, schlich sich den schmalen Gange entlang und probirte den mitgenommenen Schlüssel im Schlosse der fünften Thür. Der Schlüssel paßte, das Schloß gehorchte dem Willen des Fremden, die Thür ging auf, und der Unbekannte befand sich im Gemache seines vermeintlichen Feindes.

Das erste, was dem forschenden Auge des Fremden begegnete, war ein zierliches Pistolenkästchen, welches geöffnet auf dem Tische stand. Die eine Stelle war leer. Es waren nur drei Revolver von verschiedenen Formen im Kasten.

„Teufel!“ murmelte der Geheimnißvolle vor sich hin, „sollte ich mich doch geirrt haben. Ein Pfaffe und so viel Waffen?“

Spähend blickte sein Auge dann umher, aber nichts erregte seine besondere Aufmerksamkeit.

Ein eleganter Reisekoffer, welcher in einer Ecke des Zimmers stand, schien dem Auge des Fremden zu entgehen, obgleich er durch sein Aeußeres sehr bemerkbar war. Doch dem war nicht so, denn bald zeigte es sich, daß er den Koffer wohl bemerkt hatte, den er aber nicht, ohne Gewalt anzuwenden, öffnen konnte. Nach kurzem Besinnen zog r doch den Koffer mehr in den Lichtschein, der spärlich durch das jütenfenster in das Gemach fiel, um die Schrift zu lesen, welche f einer Messingplatte eingravirt war. Er bückte sich zu diesem Voraben und beugte sich über den Reisekoffer, um besser lesen zu können. In diesem Augenblicke fühlte er einen furchtbaren Schlag auf seinem unbedeckten Kopfe, fast betäubt stürzte er über den Koffer. Das Blut rann über sein Gesicht und färbte den Boden.

Doch nur ein Augenblick genügte, um die riesige Kraft des Fremden

zur That zu veranlassen. Mit einem Sprunge stand er jenseits des Koffers und maß mit vernichtendem Blicke denjenigen, der ihm den Schlag versetzt hatte, welcher für einen minder kräftig gebauten Menschen wohl tödtlich genug war.

Hohnlachend stand ihm der, den er in seinem Zimmer hinlänglich genug gefesselt glaubte, gegenüber, in seiner Rechten einen gespannten Revolver.

„Thor, der Du bist," sagte er mit höhnenden Blicken zu dem Fremden. „Du glaubtest mich in Deiner Gewalt zu haben, doch das Blatt hat sich gewendet. Rühre Dich nicht von der Stelle oder Dein Gehirn bespritzt die Kajütenwand!" fügte er im drohenden Tone hinzu, als er bemerkte, daß der Fremde Miene mache, sich auf ihn zu stürzen.

Der Geheimnißvolle hielt mit seiner Absicht zurück.

„Elender Meuchelmörder!" donnerte der Fremde ihm entgegen, „was weißt Du vom Glauben, Leute Deines Gelichters müssen erst sehen, um glauben zu können. Du vermeinst, das Blatt habe sich zu meinen Ungunsten gewendet, weil Du eine sichtbare Todeswaffe in Deiner Banditenhand fühlst — zittere, Schurke, vor den Waffen der Wissenschaft, die Dein intrigantes Gehirn doch nicht zu fassen vermag. — Zittere! sage ich noch einmal. Du wirst dieses Gemach mit mir lebend nicht mehr verlassen."

Ruhig stand der Geheimnißvolle nach diesen Worten seinem bewaffneten Angreifer gegenüber, welcher jede Miene, jede Bewegung seines Opfers mit forschendem Auge bewachte. Er schien einen Augenblick zu überlegen, was er mit seinem Feinde — ohne Aufmerksamkeit zu erregen — beginnen sollte. Der Fremde bemerkte dies, anscheinend ruhig mit übereinander geschlagenen Armen stand er noch immer da, seinen Feind scharf fixirend.

Doch ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht wahrgenommen, daß der Daumen seiner linken Hand einen Siegelring berührte, welchen er am Zeigefinger trug. Plötzlich überzog Leichenblässe sein dunkles Gesicht, die Hand fiel schlaff am Körper herunter, und seine kräftige hohe Gestalt brach wie ein morscher Stamm beim entfesselten [illegible] kraftlos zusammen.

Aber der Andere blieb auch nicht in seiner herausfordern[illegible]lung. Denn kaum hatte der Fremde den gewichtigen Siege[illegible] einer gewissen Stelle mit dem scharfen Nagel seines Daumens berührt, als eine Kapsel sich öffnete, und ein bläulicher Da[illegible] süßlichem Geruche mit magischer Schnelligkeit durch das Zimmer drang.

Er versuchte zu reteriren, aber seine Füße versagten den Dienst.

und leblos stürzte er zu Boden. Sein Körper schwoll mit riesiger Schnelle zu einer Unförmigkeit an und sein Gesicht wurde schwarz. Die Augen traten aus den Höhlen und ein weißer Schaum legte sich um seinen Mund.

So lagen die armseligen Kreaturen des Allgewaltigen in friedlicher Ruhe neben einander. Die Macht der Wissenschaft auf dem Felde der Chemie feierte hier einen ihrer schönsten Triumphe. Das Mittel war gut — der Mensch getödtet.

August Graf war, nachdem der geheimnißvolle Fremde das Gemach verlassen hatte, in Träumereien über das so seltsam vor seine Seele geführte, versunken. Er bemerkte nicht, daß es dem Horcher gelungen war, sich des Tuches aus dem Munde zu entledigen, und daß seine Zähne die Handfesseln mächtig bearbeiteten.

Ein plötzlicher, kräftiger Schlag auf den Kopf beraubte ihn seiner Sinne. Betäubt fiel er zu Boden, während der Gefangene eiligst das Zimmer verließ.

Eben läutete die Schiffsglocke zum Abendgebet. Die armen Auswanderer, froh bis hierher alle Gefahren und Mühseligkeiten überstanden zu haben, falteten in frommer Andacht ihre Hände und ein leises: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn alle Zeit", glitt von ihren Lippen. Die Fittige der Nacht legten sich mit allerbarmender Muttergüte um die Herzen der Schwergeprüften.

II.

Der wahre Prätendent der Krone Frankreichs.

Es war am 15. Mai 1812 Abends, als die königliche Residenzstadt Dresden das großartige Schauspiel des Zusammenströmens einer unabsehbaren Volksmenge und die geordnete Aufstellung furchtbarer, kriegerischer Massen darbot. Der Einzug des Kaisers Napoleon I. war die Veranlassung zu diesem gewaltigen Wogen und Treiben in der Stadt. Man erwartete denselben in einer feierlichen Spannung, die fast an ein gewisses unheimliches Grauen grenzte, denn sein Erscheinen sollte das Signal zu einem Unternehmen sein, dessen riesenhafte Kühnheit auch die verwegendsten Gemüther mit schwindelndem Erstaunen erfüllte. Dieses Gefühl knüpfte sich an die Empfindung des Schreckens, des

Hasses oder der Bewunderung, welche der Gigant des neunzehnten Jahrhunderts seinem ganzen Zeitalter einflößte.

Am Wilsdruffer Thore hatten sich Fürsten, Marschälle, Generale, die angesehensten Stabsoffiziere und auch die Könige von Preußen und Sachsen aufgestellt, um hier den Kaiser zu erwarten.

Es war schon spät, als man das Signal vernahm, der Kaiser komme. Endlich erblickte man einen Wagen mit vier Pferden bespannt, hinter welchem sich eine Abtheilung der polnischen Nobelgarde befand, deren prächtige Kleidung, Säbel und Lanzen im Feuerschein der Fackeln glänzten. Der Kaiser hatte sich in eine Ecke des Reisewagens gedrückt, und schien sich nicht zeigen zu wollen. —

Dresden hatte noch nie in seinen Mauern so viele hohe und höchste Personen beherbergt. Man sah in jeder Minute hunderte von glänzenden, fremdartigen Uniformen, es war ein Wogen und Treiben in der Stadt, daß den gemüthlichen Sachsen ganz Angst und Bange wurde. Unzählige Regimenter, allen Nationen angehörend, zogen gen Norden. Riesige Artillerie-Parks, Munitions-, Train- und Bagagewagen in allen Größen folgten ihnen.

Eine drückende, centnerschwere Last lag auf dem armen, blutenden Deutschland. Seine Söhne waren gezwungen, den Fahnen des Corsen zu folgen. Aller Augen waren auf Rußland gerichtet, und manches bange Herz fragte sich im Stillen, ob dies zwar mächtige Reich, dennoch Kraft genug besitzen wird, dem Andrängen von beinahe einer Million Feinde tapfern Widerstand entgegenzusetzen.

Deutschlands Wohl hing von dem Ausgange dieses gigantischen Unternehmens ab. Jeder Deutsche war sich bewußt, daß, wenn Napoleon nicht als Sieger aus Rußland wiederkehren sollte, seine Niederlage das Signal zur Erhebung von ganz Deutschland, in Verbindung mit Rußland sein würde. Wenn aber der Strom des Sieges fortbrauste in das Herz des alten Rußlands und Frankreichs Fahnen auch auf dem Sitz der Czaaren aufgepflanzt, herabwehten von den stolzen Zinnen des Kreml. Wäre es dann mit Deutschlands Selbstständigkeit nicht am Ende? Müßte nicht Alles dem französischen Uebermuthe gehorchen? Würde das heilige Wort Vaterland nicht ein leerer Klang, ein hohler Schall für die armen Deutschen werden?

Doch genug von diesen trostlosen Bildern der Vergangenheit, kehren wir lieber zu dem eigentlichen Helden dieses Kapitels zurück.

Die glänzend und geschmackvoll dekorirten Säle des königlichen Schlosses zu Dresden prangten am Abend des 16. Mai in einem Lichtmeer. Der König von Sachsen gab seinem ungebetenen Gaste

zu Ehren ein großes Hoffest, wozu nicht nur die anwesenden fremden Fürsten, Generale, Gesandten und Fremden von Distinction, sondern auch die höchsten Würdenträger des kleinen, sächsischen Reiches, die Spitzen der Behörden, Künstler und Gelehrten mit ihren Damen befohlen waren.

Napoleon der Gewaltige war heute bei hinreißender Laune. Seine Liebenswürdigkeit, der Zauber seines Namens und Ruhmes entzückte die Damenwelt im höchsten Grade und jede fühlte sich glücklich, nur einen Blick, ein herablassendes Lächeln, oder gar ein freundliches Wort von ihm zu erhaschen, was aber nur nach erfolgter Vorstellung möglich war, weil die Planeten des großen westlichen Sternes keine untergeordneten Fixsterne heranließen.

Der Kaiser, ein großer Kenner und Verehrer des schönen Geschlechts, machte mit dem Marschall Berthier, gefolgt von einigen höheren Offizieren seines Stabes, einen Gang durch die feenhaft geschmückten Säle des königlichen Schlosses, wobei der König von Sachsen an der Seite des Kaisers ging und die verschiedenen Fragen seines Gastes beantwortete.

Nachdem sich der Kaiser verschiedene Personen, die vielleicht seine Aufmerksamkeit besonders erregt hatten, hatte vorstellen lassen, wollte er sich eben in ein extra für ihn bestimmtes, mit allem Luxus ausgestattetes Zimmer, dessen Thüren geöffnet waren, zurückziehen, als sein forschendes Auge auf eine Frauengestalt fiel, welche nicht weit von der Thür des kaiserlichen Gemaches, vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich, auf einem schwellenden Divan Platz genommen hatte.

Diese Dame war von hinreißender Schönheit. Ihre herrlichen blauen Augen strahlten vor Wonne und Entzücken. Der Teint ihres reizenden Gesichts war durch die in den Sälen herrschende Hitze zart geröthet, während der halbentblößte, volle Busen sich unter seiner durchsichtigen Hülle hob und senkte.

Sie schien den Eindruck, den ihre Person auf den Kaiser gemacht, wohl bemerkt zu haben, denn ihr ohnehin erregtes Gesicht wurde von einem brennenden Roth überzogen; und während ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper ging, ließ sie, durch ein kokettes Fächerspiel beinahe verdeckt, ihrer zahlreichen Umgebung von Cavalieren jeglichen Alters nicht bemerken, in welche Verlegenheit sie die Aufmerksamkeit des Kaisers versetzt hatte.

Der Kaiser stand noch immer an der Schwelle des durch besondere Vorrichtungen kühl gehaltenen Gemachs anscheinend unschlüssig, ob er die Schwelle desselben überschreiten sollte. Da traf ihn plötzlich

einer jener unerklärlichen, aber beseligenden Blicke aus dem Auge der wunderbar schönen Frau, welcher immer einen Wendepunkt im Leben eines gewöhnlichen Menschen hervorbringt und oft auch sehr entscheidend für das ganze Leben ist.

So war es auch hier, die Entscheidung des Kaisers brachte jener vielsagende, verlangende, kühnmachende Blick der schönen Dame hervor. Unwillkürlich wandte er sich an den ihm nahestehenden König von Sachsen mit der Frage, wer die auffallend schöne Dame sei; und warum ihm ein solcher Stern am sächsischen Himmel noch nicht vorgestellt worden sei.

Verlegen verbeugte sich der König vor dem Gewaltigen und schien mit der Antwort zu zögern, aber der Kaiser fragte noch einmal in einer Weise, welche unbedingt eine Antwort verlangte.

„Sire," antwortete endlich der König, „diese Dame ist die Gemahlin des königlich hannöverschen Generallieutenants und Kriegsministers außer Diensten, Grafen Ferdinand Hans Ludolf von Kielmannsegge, welcher als hannöverscher Gesandter an meinem Hofe accredirt ist. Die schöne Gräfin ist die Tochter des kursächsischen Hausmarschalls Peter August von Schönberg, geboren zu Dresden und schon im neunzehnten Jahre mit dem Grafen Rochus August zu Lynar, Erbherr der freien Standesherrschaft Lübbenau in der Niederlausitz vermählt gewesen. Ihr Gemahl ist aber nach einer sehr unglücklichen Ehe in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren urplötzlich verstorben, und hat die ebenso schöne als geistreiche, junge Gräfin nicht lange den Wittwenschleier getragen, indem sie bald nach dem Tode ihres ersten Gemahls den Grafen von Kielmannsegge heirathete.

Stillschweigend hatte der Kaiser diese Auskunft mit angehört.

„Unsere schöne Gräfin ist aber ein kleiner Teufel," fügte die sächsische Majestät ihrem Vortrage hinzu, „denn sie hat ihrem Gatten und mir schon viele Verdrießlichkeiten durch ihre politischen Ränke und Kabalen bereitet."

Diese Mittheilung aus dem Munde seines königlichen Vasallen, machte eine ganz eigenthümliche Wirkung auf den Kaiser. Statt dieser gefährlichen Sirene aus dem Wege zu gehen, fühlte er sich vielmehr mit unerklärlichem Zauber zu ihr hingezogen.

In übler Laune betrat er hastig das Gemach, warf sich mißmuthig in einen kostbaren Sessel und starrte träumerisch vor sich hin.

Niemand durfte nach dem herrschenden Ceremoniell ohne ganz besondere Erlaubniß oder spezielle kaiserliche Einladung diese Schwelle des Glückes überschreiten. Der Ober-Ceremonienmeister stand in

großer Uniform an der Thür des kaiserlichen Gemaches und hemmte durch seine Würde Jedem den Eingang.

Das frühere Geräusch im Saale verstummte vor der Größe des Giganten, denn Napoleon stand damals im Zenithe seines Ruhmes. Nur ein leises Geflüster ging von Gruppe zu Gruppe. Alles war darauf gespannt, wer der Glückliche sein würde, welchem zuerst die Gnadensonne des Corsen beglücken würde, denn daß der Kaiser lange in diesem Zimmer allein bleiben würde, war bei seinem erregten Temperamente nicht zu vermuthen.

Da ging plötzlich ein junger, schöner Mann in einfacher, aber eleganter Hoftoilette geräuschvoll durch den Saal. Sein Wesen war ungezwungen aber doch voller Tournüre. Ungehindert überschritt er die Schwelle des kaiserlichen Gemaches und schien auf dieses Vorrecht gerade so viel Werth zu legen, wie ein Bettler, dem man ein Stück trockenes Brod reicht, wenn er gesättigt ist. Dieser Glückliche war der große Schauspieler François Joseph Talma, Rival Napoleons auf dem Felde der Tragödie, ein Liebling des Kaisers, welchen er zu einem Gastspiele mit der nicht minder berühmten Schauspielerin Hippolyta Mars, nach Dresden eingeladen hatte.

Freundlich lächelte dem Glücklichen die kaiserliche Gnadensonne entgegen, aber Talma nahm davon wenig Notiz, er war der verwöhnte Sohn der ihn überall huldigenden Welt.

Doch dem von ihm eingenommenen Sessel wurde nicht lange das Glück zu Theil, die sterbliche Hülle des unsterblichen Tragöden zu tragen. Ein Machtwort seines kaiserlichen Gönners in Form eines leicht verständlichen Wunsches, gab ihm zu verstehen, daß er es gern sehen würde, wenn ihm der hannöversche Gesandte, Graf von Kielmannsegge mit Gemahlin in schicklicher Weise vorgestellt werden würde.

Aufmerksam lauschte der Jünger Thaliens auf die Worte des liebeglühenden, schwachen Kaisers. Es sollte und mußte ein Vorwand gefunden werden, den Willen des Mächtigen zu erfüllen.

Der Kaiser konnte nur mit vorgestellten Personen sprechen, aber am allerwenigsten mit dem Gesandten einer so winzigen Macht wie Hannover. Talma sollte und mußte also den Vermittler spielen.

Es gelang ihm, den Ober-Ceremonienmeister zu bewegen, das am spanischen Hofe so beliebte Ritter- oder Schleifenspiel beim Beginn der Ballfestlichkeit auf das Programm zu bringen, was dieser aber nur erst dann that, als Talma ihm zu erkennen gab, daß es der ausdrückliche, aber geheim zu haltende Wunsch des Kaisers sei, und daß der kaiserliche Wunsch als ein Befehl gelte.

Dieses gefährliche Spiel bestand darin, daß die Damen aus eine Urne irgend eine farbige, seidene Schleife wählten, während den Ca valieren nur gestattet war, eine eben solche aus einer verdeckten Urn zu ziehen. Hier mußte der Zufall entscheiden, welche Farbe ihnei dieser in die Hände spielen würde, denn die Farbe trug bereits ein von den Damen und war der Cavalier nach den Regeln des Spiel verpflichtet, der Dame, welche die Farbe seiner Schleife trug, sein Ritterdienste für eine Stunde anzutragen. Die Gräfin von Kiel-mannsegge hatte eine blaue Schleife gewählt. Bei dieser Gelegen-heit gaben sich beide Theile die erdenklichste Mühe, andere Gefühl als die der Achtung oder der Gleichgültigkeit wenigstens zu heucheln Gelang es nun der Dame über den Cavalier durch hinreißende Cokketterie zu triumphiren und ihn zu einem Liebesgeständnisse zu be-wegen, so war der Verblendete verloren, denn statt süßer, heißer Lie-besküsse wurde ihm öffentlich Verhöhnung zu Theil. Diese Spielregel wurde aber auch im umgekehrten Verhältnisse bei den schönsten Damen angewandt, was natürlich selten oder gar nicht vorkam. Aus diesem Scheingefechte ging aber sehr oft ein ernster, wahrer Kampf hervor, der gewöhnlich damit endigte, daß der Ritter länger als eine Stunde in dem Netze seiner Schönen hängen blieb und Jahre lang Fesseln trug, die ihn sehr oft zur Verzweiflung brachten.

Aber auch die Damen hörten oft zu aufmerksam auf das süße Liebesgeflüster ihrer schönen Cavaliere, und manche Gattin brach, durch dieses entsetzliche Spiel veranlaßt, den Schwur ehelicher Treue.

So erging es nun auch dem großen Talma und der schönen Gräfin von Kielmannsegge.

Nicht der Zufall, sondern die List machte ihn zum Ritter der gefährlichen Frau. Er zog aus der Urne die blaue Schleife.

Mit pochendem Herzen erwartete sie ihren Ritter, denn ihr in-triganter, listiger Verstand hatte sie schon hinlänglich combiniren lassen, daß dieses sonst nicht am sächsischen Hofe sehr gebräuchliche Spiel nicht so ohne tiefere Absicht plötzlich auf das Programm der Hoffestlichkeiten gestellt worden sei.

Eine unbekannte Ahnung, ein sonderbares Gefühl, welches die Pulse ihres Herzens hörbar schlagen ließ, durchzog ihre Seele und ließ sie glauben, daß ihre Persönlichkeit die einzige Veranlassung zu diesem so ungewöhnlichen Spiele sei.

Bald mußte sie erkennen, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen hatte. Denn der schöne, gefeierte, stolze Talma bog schon nach spa-

nischer Rittersitte sein Knie vor der Dame, welche die Farbe seine Schleife trug.

Tief ließ sie ihre azurblauen Augen in die des schönen Talma sich versenken, ein bezauberndes Lächeln strahlte von ihren Purpurlippen und die weiche, zarte Hand legte sich auf das schwarze Lockenhaupt de mit unsichtbarem Lorbeer geschmückten Tragöden. Sanft neigte sie sic vornüber, ihr süßer Athem fächelte die heiße Stirn des feuerfangende Liebesboten, und mit bezaubernder Stimme flüsterte sie dem Knieen den zu:

„Hiermit weihe ich den großen Talma zu meinem Liebesritter."

„Doch nicht für die kurze Dauer einer armseligen Stunde," en gegnete der Entzückte, während sein dunkles Auge in verzehrende Gluth leuchtete. Doch zu laut vielleicht für die schöne Gräfin hat der kühne Franzose in offener Weise seine Gefühle ausgesprochen — obgleich dies das Spiel durchaus zuließ, ja forderte — denn die klein Sammethand der himmlischen Sirene legte sich mit verführerisch Coketterie auf den feinen Mund des berühmten Schauspielers, welch natürlich nicht Anstand nahm, heiße Küsse darauf zu drücken.

„Nicht so laut mein feuriger Ritter," sagte die Gräfin mit leis Stimme, indem sie langsam ihre Hand zurückzog, „wir werden vo einer Person beobachtet, die es vielleicht nicht gut heißen würde, wen aus einem finguirten Spiele ein Bild der Wirklichkeit werden sollt — Sehen Sie dort hin."

Talma folgte verstohlen dem Blick der schönen Gräfin und be merkte den Kaiser, welcher in der Thür stehend, nicht den Verlau des Spieles, wohl aber die sonderbare Gruppe mit düstern Auge betrachtete, welche er mit der Gräfin von Kielmannsegge noch imme bildete, denn Talma lag noch immer vor den Füßen der verlocken den Frau.

Jetzt erst erinnerte sich Talma an den ihm gewordenen kaiserliche Auftrag. Nicht für seine Person, sondern für die des Mächtigen sollt er das Feld sondiren und die Festung zum Sturm vorbereiten.

Unmuthig erhob er sich, nahm den freien Sessel neben der schöne Gräfin ein und beobachtete die Grenzen, welche das ohnehin scho unmoralische Spiel gesteckt hatte. Vorsichtig ging er auf sein Zie los, ohne dabei aber die Interessen seiner eigenen Person ganz au dem Spiele zu lassen, doch bald merkte er wohl, daß er alle Vorsich schwinden lassen und frei von den kaiserlichen Gefühlen und Absichte mit der schönen Gräfin reden könne, denn er fand nur zu williges Gehör, ein zu auffallendes Entgegenkommen, welches seine Eitelkeit sehr

verletzte. Doch bald wußte er sich mit dem Gedanken zu trösten, der Rival seines Kaisers bei der schönen Gräfin zu sein und suchte nun in diesem Sinne denjenigen Vortheil möglichst zu erlangen und zu befestigen, den ihm sein berühmter Name, seine nicht unbedeutende Männerschönheit und sein feines, gewandtes Wesen schon einigermaßen garantirte.

Die listige Gräfin erfuhr in kurzen aber verständlichen Worten, daß der Kaiser von ihrer bezaubernden Schönheit mächtig ergriffen sei und wohl wünsche, daß möglichst bald eine schickliche Vorstellung ihrer Person in seinem Palais erfolge. Napoleon bewohnte damals das Hotel des Kabinetsministers Grafen Camillo Marcolini — dem jetzigen Stadtkrankenhause in der Friedrichsstadt.

Ohne im Stande zu sein, ihre freudigen Gefühle ganz zu beherrschen, sah die ehrgeizige und intrigante Gräfin im Geiste sich schon als Beherrscherin und Lenkerin der Geschicke Europas. Eine zweite Pompadour wollte sie durch die Macht ihres Geistes und ihrer Schönheit dem Corsen werden. Sie vergaß dabei ganz oder legte darauf wenigstens kein erhebliches Gewicht, das sie verheirathet sei und zwar an einen Mann, der keinen Makel an seiner Ehre duldete, oder zugeben würde, daß sein guter Name zum Deckmantel der Schande gebraucht würde.

Nur zu spät gingen dem arglosen Grafen die Augen auf. Er hielt die Galanterien des Kaisers gegen die schöne Gräfin für eine natürliche Sache, da Alles zu den Füßen dieser verstellungsfähigen Sirene lag. Ihre Ehe war bisher kinderlos. Wie erstaunte nun der stolze Graf, als nach etwa neun Monaten seit der Abreise des Kaisers mit seinem Lieblinge Talma, sich die bisher sorgfältig verborgen gehaltenen Symptome der Schwangerschaft bei der reizenden Gräfin einstellten. Erhebliche Gründe lagen vor, daß sich der Graf nicht als Urheber dieses Glückes betrachten konnte und wurden ihm die Augen von der vertrauten Kammerfrau der schönen Sünderin durch die Macht des Goldes insbesondere geöffnet.

Seine Wuth kannte keine Grenzen, als er Beweise genug in Händen hatte, daß seine Gemahlin mit dem verhaßten Corsen in einem mehr als intimen Verhältniß gestanden habe.

Plötzlich verschwand die Gräfin und wurde ihr Aufenthalt in Reisewitz bei Dresden erst dadurch bei Hofe bekannt, daß der nicht verschwiegen genug gewesene Leibarzt der interessanten Gräfin von der geheimnißvollen Geburt eines Knaben unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte. Dieses Kind, kaum geboren, verschwand eines

Tages auf fast ebenso räthselhafte Weise, wie siebenzehn Jahre später Caspar Hauser verschwunden ist, ohne daß irgend Jemand erfahren konnte, was aus diesem Sprößlinge Napoleons I. geworden sei.

Kurze Zeit nach der Entbindung der Gräfin beantragte der Graf von Kielmannsegge die Ehescheidung, welche auch zu Ende des Jahres 1813 erfolgte. Fünf Jahre später, am 13. October 1818, schloß der Graf einen neuen Ehebund mit Davide Magdalene von Hedemann, welche ihren Gemahl nur wenige Jahre überlebte.

Die verrätherische Kammerfrau der galanten Gräfin von Kielmannsegge behauptete übrigens, daß sich ihre schöne Herrin auch die Huldigungen des unsterblichen Talma habe gefallen lassen. Hieran mag wohl etwas Wahres sein, denn Talma soll in einer vertrauten Stunde seiner Freundin und Kollegin Hippolyta Mars gebeichtet haben, daß er im strengsten Sinne des Wortes der Nebenbuhler seines kaiserlichen Freundes gewesen sei.

Dies ist auch als wahrscheinlich anzunehmen, denn Napoleon I. hatte sich nach dem unglücklichen, russischen Feldzuge gar nicht mehr um die reizende Gräfin von Kielmannsegge bekümmert. All' ihre heiße Liebe betheuernden Briefe blieben unbeantwortet, so daß man wohl vermuthen kann, der Kaiser habe von dem zwischen der Gräfin und seinem Lieblinge Talma bestandenen vertraulichen Verhältnisse Kenntniß bekommen.

Die ehemals galante Charlotte Auguste von Schönberg, verwittwete Gräfin von Lynar und geschiedene Gräfin von Kielmannsegge verlebte nun ihre Tage zu Reisewitz bei Dresden in stiller Zurückgezogenheit, sowie in ihrem Grimme gegen das undankbare Männergeschlecht. Sie kam zuletzt in den Geruch Menschenfeindin zu sein, welche das Mitgefühl mit den Leiden Anderer, die große Gottesgabe der Thräne, nur dem Namen nach gekannt haben soll; denn keiner von allen Bettlern, welche vertrauensvoll an die Thür der reichen Dame gepocht, konnte sich rühmen, jemals aus ihrer Hand ein Almosen, wäre es auch noch so klein gewesen, empfangen zu haben. Der Wahlspruch: „Nicht alle Menschen haben gute Herzen," wurde hier zur vollsten Wahrheit, denn die Fama behauptete damals, die ränkevolle Gräfin hätte ihren ersten Gatten durch Gift beseitigt.

Vergessen und unbetrauert starb die einst so schöne Gräfin, die Zierde des sächsischen Hofes, am Sonntag den 26. April 1863; 4¾ Uhr Nachmittags in dem hohen Alter von fast 86 Jahren in ihrem unscheinbaren, fast gespensterhaften Hause zu Reisewitz. Dieses Haus scheint von der rächenden Nemesis zum Tempel der Buße er-

loren zu sein, denn schon einmal starb in ihm eine nicht minder mysteriöse Persönlichkeit, nämlich die Gräfin von Larochefoucauld-Liancourt.

Siebenzehn Jahre waren nach der Scheidung der Gräfin von Kielmannsegge vergangen, als am 24. Juni 1830 ein junger Mann in Dresden ohne alle Legitimationspapiere eintraf. Er wußte gleich Caspar Hauser wenig oder gar nichts aus seinem früheren Leben. Von unbekannten, geheimnißvollen Personen mit einem bescheidenen Reisegeld behufs Beschaffung von Legitimationspapieren nach Dresden gesandt, meldete sich der junge Mann bei der dortigen Polizeibehörde. Diese ertheilte ihm eine auf drei Tage lautende Aufenthaltskarte mit der ausdrücklichen Weisung, die sämmtlichen Kirchenbücher Dresdens nachschlagen zu lassen, um über seine Geburt etwas Näheres zu erfahren. Aus Mangel an nöthigen Geldmitteln wandte er sich an dem ihm gerade in den Weg kommenden Polizeiwachtmeister Haferkorn, dem er seine Geldnoth und seine Obdachslosigkeit klagte und um Rath bat.

Dieser verschaffte dem armen, hülflosen, jungen Manne auch in der That ein christliches Unterkommen, welches darin bestand, daß man ihm ein Quartier anwies, in welchem er mit Entsetzen das Gefängniß erkannte. Es war zum ersten Male in seinem geheimnißvollen Leben, daß er ein solches betrat. Aber hiermit noch nicht genug, man legte ihn auch zum Ueberfluß in Ketten und ließ ihn zweimal die Polizei-Prügelbank kosten, wahrscheinlich um Geständnisse über seine geheimnißvolle Geburt und die Art und Weise seines Auftretens zu erlangen. Die seltsame Aehnlichkeit des Hülflosen mit dem Verbannten auf St. Helena, seine sonderbaren, unzusammenhängenden Mittheilungen über sein früheres Leben, mögen wohl Veranlassung genug gewesen sein, eine gefährliche Person in ihm zu erblicken, weshalb die Polizei-Behörde von Dresden sich für berechtigt hielt, den legitimationslosen Vagabonden vom 24. Juni bis zum 9. September 1830 in Haft zu halten.

Seltsame Gerüchte über diesen Findling kursirten bald in verschiedenen Darstellungen in der ganzen Stadt. Man glaubte allgemein, die Polizei wolle diesen Abkömmling Napoleon I. in aller Stille beseitigen. Der Unwille des Volkes wuchs von Tag zu Tag. Am 9. September 1830 brach die Volkswuth in hellen Flammen aus. Man stürmte das in der Scheffelgasse damals belegene Gefängniß, demolirte das ganze Haus und befreite endlich den armen, jungen Mann, der so wenig die Welt mit ihren Ränken und Lastern kannte.

Von allen Seiten flossen jetzt reiche Spenden für die Erhaltung des Hülflosen. Er wurde bei einem Pastor untergebracht, der ihn gleich im Christenthume unterrichtete und nach einem viermonatlichen Religionsunterrichte wurde der junge Staatsbürger mit großem Gepränge am 6. März 1831 in der Kreuzkirche zu Dresden feierlich getauft.

Sr. Majestät der König Anton legten dem jungen Christen in der Taufe die Namen Ernst Graf bei und beschenkte ihn im Verein mit dem damaligen Prinz-Mitregenten Friedrich August mit einer Gnadensumme von zwanzig Thalern.

Später als Ernst Graf im Lesen und Schreiben wohl geübt war, wurde ihm bei der Polizei eine Schreiberstelle mit einem kärglichen Gehalte angewiesen.

Jetzt ernährt sich der arme Mann als Lohndiener in Dresden und wohnt Webergasse Nr. 25.

Im Jahre 1857 erschien zu Dresden eine Brochüre unter dem Titel:

„Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, oder das noch seit dem Jahre 1830 ungelöste Räthsel für das Königreich Sachsen im Jahre 1857"

und führte folgendes Motto auf dem Titelblatte:

„So lange man mir nicht widerlegt, so lange werde ich auch nicht widerrufen.

(Dr. Martin Luther.)"

Diese interessante Brochüre wurde aber gleich nach ihrem Erscheinen polizeilich mit Beschlag belegt, indessen am 26. October 1857 wieder freigegeben.

Vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848 lebte nun Ernst Graf, ruhig und still seinen Geschäften nachgehend.

Da brachen plötzlich die verhängnißvollen Begebenheiten in Paris im Jahre 1848 aus, welche den europäischen Verhältnissen eine ganz andere Färbung gaben. Auch Ernst Graf wurde aus seiner Ruhe emporgeschüttelt. Es schien als sollte Licht werden in seinem dunklen Dasein.

Im Monat November tauchten nämlich plötzlich zwei geheimnißvolle, französische Emissaire in Dresden auf. Diese suchten Ernst Graf zu überreden, mit ihnen sofort eine Reise nach Straßburg anzutreten, indem sie ihm eine enorme Summe Geldes boten und zu verstehen gaben, daß er dort Aufklärungen über seine Geburt erhalten würde. Sein Platz wäre nicht in Dresden, sondern in Frankreich. Der schon

ohnehin schon gemachte arme Lohndiener Ernst Graf konnte sich aber zu dieser Reise nicht entschließen, er fürchtete Verrath, namentlich, da die beiden Franzosen sehr eilig und geheimnißvoll auftraten und unter großen Versprechungen seine Mitreise verlangten.

Nach reiflicher Ueberlegung kam Ernst Graf zu dem Entschlusse, das Ansuchen der beiden Fremden entschieden abzulehnen. Diese verschwanden denn auch, ohne ihren Zweck erfüllt zu haben, plötzlich aus Dresden.

Der Abkömmling des großen Kaisers hörte im Jahre 1848 nichts mehr von seinen Geburtsverhältnissen. Aber Ende März 1849 wurde er auf Ansuchen des französischen Gesandten am sächsischen Hofe, Grafen von Reinhard, welcher mit einer in Dresden angezettelten Verschwörung — welche insbesondere Frankreich betraf — alle Hände voll zu thun hatte, von der Dresdener Polizeibehörde in Haft genommen. An der Spitze dieser Verschwörung sollte angeblich ein Sohn des Kaisers Napoleon stehen.

Nach einer über dreistündigen Unterredung oder vielmehr Untersuchung, welche im französischen Gesandschaftshotel unter persönlicher Führung des Grafen von Reinhard stattfand, wurde der heimaths- und namenlose Findling wieder entlassen. Seine Unschuld wurde nämlich klar bewiesen.

Der französische Gesandte gab bei dieser Gelegenheit dem Armen aber deutlich genug zu verstehen, daß, wenn er sich mit einem Bittschreiben an Se. Hoheit den Prinz-Präsidenten Louis Napoleon um eine Unterstützung wenden wolle, man nicht abgeneigt sei, dieses Gesuch zu befürworten.

Ernst Graf befolgte diesen Wink sogleich, noch am 31. März 1849 übergab er dem Grafen von Reinhard ein Bittschreiben an Louis Napoleon.

Der Graf versprach die möglichste Beschleunigung dieser Angelegenheit zu beantragen.

Die einzige Antwort des angeblichen Kaiser-Neffen bestand lediglich darin, daß der menschenfreundliche Graf von Reinhard plötzlich aus Dresden abberufen wurde.

Im darauf folgenden Jahre — also 1850 — wandte sich Ernst Graf nochmals und zwar direkt per Post an Louis Napoleon, allein auch dies war vergeblich.

Personen von Distinction — die ihm wohl wollten — riethen ihm, selbst nach Paris zu reisen, wozu man ihm die erforderlichen Mittel gewähren wollte.

Ernst Graf schwankte lange hin und her, ehe er zu einem Ent-

schlusse kam. Als aber die berühmtesten Portraitmaler den Hülflosen in seinen Vermuthungen auf's kräftigste bestärkten, indem sie die seltsame Aehnlichkeit zwischen ihm und Napoleon I. durch den Bau des Kopfes und die Dimensionen und Proportionen von Hals und Füßen, sowie der Brust schlagend bewiesen, da entschloß er sich endlich zu der gefahrvollen Reise.

Die Vorsehung hatte in der That zwei Wesen erschaffen, welche in ihrer so großen Aehnlichkeit nicht ihres Gleichen haben. Dieser seltsame Stempel der Natur ist nicht wegzuleugnen.

Am 15. November 1851 reiste Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf auch wirklich nach Paris ab und langte daselbst am 22. November an.

Sein erster Gang in der Weltstadt war nach dem königlich sächsischen Gesandtschafts-Hotel, um den Gesandten unter Vorlegung seiner Legitimationen zu ersuchen, ihm zu einer Audienz bei Louis Napoleon behülflich zu sein. Allein dies ging nicht so leicht, wie der Arglose glaubte. Denn der sächsische Gesandte erklärte dem erstaunten Bittsteller, daß er zuvörderst in dieser seiner Angelegenheit erst Instructionen von der königlich sächsischen Regierung einholen müsse, und daß darüber mindestens vierzehn Tage vergehen könnten. Jedenfalls müsse er, der Gesandte, aber darauf bestehen, daß Ernst Graf inzwischen nichts auf eigene Hand unternehme, da er im andern Falle ihn sonst vor Fährlichkeiten nicht zu schützen vermöge.

Bestürzt über diese sonderbare Erklärung des Herrn Gesandten, versprach der Arme ruhig die Entschließung der königlichen Regierung abzuwarten. Betrübt gab er die Adresse seiner Wohnung in Paris an und entfernte sich mit dem Gedanken, daß Recht doch wohl Recht bleiben müsse.

Bangen Herzens schlich der namenlose Sprößling kaiserlicher Macht und Herrlichkeit Wochen lang in den Straßen des damals mehr als gefährlichen Paris umher, ohne daß sich etwas in seiner Angelegenheit ereignete.

Seine Anfragen im Gesandtschafts-Hotel wurden immer mit der Antwort: „Es fehlen noch immer die erforderlichen Instructionen," beseitigt. Er solle ruhig der kommenden Dinge abwarten. — Wollte er nun nicht unverrichteter Sache abreisen, so blieb ihm nichts weiter übrig, als in Geduld zu verharren.

So stand der Unglückliche am 13. Januar 1852 — also nach 52 Tagen seiner Ankunft in Paris — in der Nähe des Invalidendomes den dortigen Militairexercitien zuschauend, welche unter Kanonen-

donner als letzte Ehrenbezeugungen dem Marschall Soult bei seiner Beerdigung dargebracht wurden, als plötzlich ein fein gekleideter Herr an Ernst Graf heran trat, welcher ihn schon eine Weile scharf fixirt hatte und die Frage an ihn richtete: „Haben Sie nicht den Wunsch, das Grabmal Ihres kaiserlichen Vaters zu sehen?“

Freudigen Herzens bejahte der Arme natürlich diese Frage, welche ihn so plötzlich und so wunderbar in seiner Herzensnoth, vielleicht von helfender Hand, gestellt wurde.

Zum ersten Male in seinem Leben sollte er sich einer Person nahen, die, wenn auch todt, dennoch sein ganzes Herz mit Liebe und Bewunderung erfüllte.

„Gehen Sie mit dieser Karte zum Minister des Innern, Grafen von Morny,“ sagte der Fremde, „und der Eintritt zu dem Grabmale des Kaisers wird Ihnen gestattet werden.“

Tief ergriffen von der Güte und Theilnahme des geheimnißvollen Fremden, stammelte der Ueberraschte seinen Dank, nahm die Karte und ehe er noch weitere Fragen an ihn zu stellen vermochte, war dieser im Gedränge der Menge verschwunden.

Ungesäumt begab sich Ernst Graf mit seinem Schatze in das Minister-Hotel des Grafen von Morny — Stiefbruder Louis Napoleons — in der Hoffnung, die erbetene Erlaubniß unweigerlich zu erhalten. Dem war aber leider nicht so. Erst nach langen Hin- und Herfragen wurde ihm diese am 14. Januar ertheilt.

Mit welchen Gefühlen nun dieses vom Schicksale so hart geprüfte Menschenkind die letzte Ruhestätte seines Vaters — des großen Kaisers — betrat, vermag wohl keine Feder zu beschreiben.

In tiefer Wehmuth warf er sich zu den Stufen des Grabmales nieder, während heiße Thränen über sein kummervolles Gesicht rannen.

Das arme verlassene Kind der heimlichen Liebe, betete zum Herrn der Heerschaaren für das Seelenheil desjenigen, dem es zwar sein armseliges Leben, nicht aber seine Erhaltung verdankte. Doch fragte es in diesem feierlichen, geheiligten Augenblicke nicht nach dem Materiellen, es war glücklich den Vater — wenn auch im Grabe, gefunden zu haben.

An dieser Stätte letzter Pracht und Herrlichkeit wurde wohl niemals aufrichtiger, herzlicher für das Seelenheil des Mannes gebetet, welchen Millionen segnen — aber auch eben so viel verfluchen.

Geistig gehoben, verließ Ernst Graf die Grabstätte Napoleon I.

Endlich war von der sächsischen Regierung für den Gesandten

folgende Instruction vom 21. Januar 1852 in der Angelegenheit des Schwergeprüften eingegangen. Diese lautete etwa so:

„Die wegen Ernst Graf angestellten Recherchen haben so lange Zeit erfordert, daß es früher nicht möglich war, die königlich sächsische Gesandtschaft in Paris mit Instructionen zu versehen. Die Regierung Sr. Majestät fühle sich nun nach reiflicher Erwägung der Verhältnisse nicht bewogen, direkt zur Erlangung einer Audienz bei Sr. Hoheit dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon für Ernst Graf einzutreten, indem die Angelegenheit desselben nicht Staats-, sondern Familiensachen betreffen. Wohl aber ist die königliche Regierung bereit, den Bittsteller mit Geldmitteln zu versehen, wenn er es wünsche und seine Mittellosigkeit glaubwürdig erwiesen sei.

Es muß dem Ernst Graf anheim gestellt werden, seine Angelegenheit auf eigene Hand zu verfolgen, wozu er sich eines Rechtsbeistandes bedienen mag, dem ein Kostenaufwand erforderlichenfalls zu leisten ist."

In Folge dieses Bescheides, welcher vom Minister-Präsidenten, Herrn von Beust, eigenhändig unterzeichnet war, wurde dem Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Paris von dem sächsischen Gesandten eine tägliche Unterstützung von fünf Franken — oder 1 Thlr. 10 Sgr. — gewährt. Ferner wurde ihm in der Person eines Herrn M. Fischer, Straße St. Denis Nr. 303 in Paris, ein Sachwalter bestellt, dessen Hülfe aber der Rathlose niemals in Anspruch nahm.

Seine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem unsterblichen Kaiser, sowie seine geheimnißvollen Jugendjahre machten den Namen- und Heimathslosen zu einer pikanten Persönlichkeit in dem damals unruhigen Paris. — Von allen Seiten wurde ihm gerathen, sich noch einmal direkt an Louis Napoleon zu wenden. Was er denn auch that.

In einem formell richtig abgefaßten Bittschreiben, bat er als natürlicher Sohn des Kaisers Napoleon I., den angeblichen Neffen des großen Weltbezwingers, um eine ausreichende Unterstützung für den Abend seines mysteriösen Lebens.

Auf diesem mit „Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf," unterzeichneten Gesuche, erhielt er folgenden wörtlich lautenden Bescheid:

„Präsidentschaft der Republik Frankreich.

Paris, den 7. Februar 1852.

General=Secretariat, Vorstadt St. Honore Nr. 53.

Mein Herr!

Ich bedauere sehr, Ihnen eröffnen zu müssen, daß es nicht möglich ist, Ihrem an Sr. Hoheit den Prinz=Präsidenten der Republik gerichteten Gesuche, welchen Antheil auch Ihre Lage zu verdienen scheint, einen günstigen Erfolg zu geben. Die Geringfügigkeit der Summen, über welche der Präsident gegenwärtig für Unterstützungszwecke verfügen kann, und die unglücklicherweise sehr beträchtliche Anzahl der Personen, welche alle Tage seine Mildthätigkeit anrufen, erlauben Sr. Hoheit nicht, sie auf alle Unglücklichen, welche seines Mitgefühls würdig sind, auszudehnen.

Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Der General=Secretair.

A. Chevalier."

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, reicher an Erfahrungen, aber ärmer an Hoffnungen, sah sich nun genöthigt, nach Dresden zurückzukehren.

Hier angelangt, begab er sich zunächst zum Staatsminister von Beust, um demselben für die ihm von Seiten der sächsischen Regierung zu Theil gewordene Fürsorge und Unterstützung in Paris, seinen Dank abzustatten.

Der Herr Staatsminister empfing ihn sehr freundlich, ließ sich Bericht über seinen Aufenthalt in Paris und über seine bei Louis Napoleon erzielten Erfolge erstatten.

Mehrere Male ging der von Deutschland gefeierte Minister im Audienz=Saale heftig hin und her. Plötzlich blieb er vor Ernst Graf stehen, blickte ihn scharf in die treuen Augen und fragte denselben in hastiger Weise:

„Wer hat Sie denn eigentlich mit Ihren näheren Verhältnissen und dem Geschicke Ihres Lebens so genau bekannt gemacht? Wahrscheinlich doch nur der Herr Polizei=Direktor von Oppell, nicht wahr?"

„O nein, Ew. Excellenz," erwiderte der Gefragte ehrfurchtsvoll. „Es waren und sind noch die Menschen, welche meinen Vater, den großen Kaiser bei Lebzeiten kannten. Meine seltsame Aehnlichkeit, die Zeit meiner Geburt, das mysteriöse Dunkel meiner Jugend, Alles zu-

sammen genommen vereinigt sich, meine Mitmenschen und mich an der Wahrheit meiner Ansprüche nicht zweifeln zu lassen."

Herr von Beust schien auf diese Antwort etwas entgegnen zu wollen, aber eine kurze Handbewegung deutete dem Rechtsuchenden verständlich genug an, daß er entlassen sei.

Nicht umsonst war die Frage des Staatsministers von Beust an Ernst Graf gethan worden; sein scharfer Verstand combinirte schnell zusammen, daß der Polizei-Direktor von Oppel wohl im Stande sei, wichtige Enthüllungen über seine Geburt und die Echtheit seiner Ansprüche zu machen.

Ohne Aufenthalt zu erleiden, kam Ernst Graf bei demselben an. Doch dieser empfing den Armen sehr kalt. Mit harten Worten fertigte er den Bittsteller dahin ab:

„Ich kann nicht begreifen, wie Dich der Herr Staatsminister von Beust durch seine seltsame Frage an mich verweisen kann, da über Deine Angelegenheit schon längst Beschluß gefaßt worden ist und ich meine Ansichten darüber an die mir vorgesetzte Behörde habe abgeben müssen. Als pflichttreuer Staatsdiener kann ich Dir keine Auskunft ertheilen; willst Du etwas Näheres wissen, dann wende Dich an die Staatsregierung selbst. Im Uebrigen muß ich Dich bitten, mich mit Deinen Angelegenheiten nicht weiter heimzusuchen, da ich Dir darüber Nichts sagen darf."

Mit welchen Gefühlen Ernst Graf den Polizei-Direktor verließ, ist wohl schwerlich wiederzugeben, denn in den Worten desselben lag ein bedeutungsvoller Sinn, der den Hülflosen nicht ruhen und rasten ließ.

In einem unterthänigen Immediatgesuche wandte sich Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, im Monat December 1852 an Sr. Majestät den verstorbenen König Friedrich August mit der demuthsvollen Bitte: Seine Majestät möchte ihm in dieser seiner Angelegenheit seinen königlichen Schutz gewähren und die Gnade haben, dieselben untersuchen zu lassen, besonders in Hinsicht auf eine ihm als Mutter bezeichnete und in Reisewitz bei Dresden noch lebende Dame mit Namen Gräfin von Kielmannsegge.

Auf dieses Gesuch erhielt Ernst Graf nachfolgenden Bescheid:

„Seine Majestät der König wollen Sich nicht in so hohe Familien-Angelegenheiten mischen, vielmehr dieselben beigelegt wissen."

Was sollte der Unglückliche nun beginnen? In seiner Verzweiflung faßte er schon den Entschluß, nach Reisewitz zu der Gräfin von Kiel-

mannsegge zu gehen. Aber dieses Vorhaben kam nicht zur Ausführung, da man ihn von allen Seiten versicherte, die Menschenfeindin nehme durchaus Niemand an. So war es auch in der That. Das Haus, in welchem die Gräfin starb, liegt an dem kleinen Weißritzflusse, am Ende des Reisewitzgartens, im Plauenschen Grunde und trägt mit seiner Umfassungsmauer die Physiognomie einer verfallenen Villa. Die Fensterladen waren seit einigen dreißig Jahren nicht geöffnet worden, in welcher Zeit die Gräfin von wenigen Personen gesehen worden ist. Sie verließ ihr trauriges Asyl, das sie sich factisch zu einem Kerker hergerichtet hatte — niemals. Eine alte Dienerin besorgte ihre wenigen Bedürfnisse.

Allnächtlich schliefen drei Männer zum Schutze in ihrem Hause, denen sie, so sparsam sie auch sonst sein sollte, monatlich 18 Thaler Lohn zahlte.

Wie sie in den letzten 30 Jahren gelebt, so starb sie — unerkannt — ungeliebt — ein einfacher Leichenwagen führte den lebensmüden Körper zur letzten Ruhestätte auf den Friedrichsstädter Kirchhof in Dresden.

Seit dem Jahre 1852 hat nun Ernst Graf den Namen seines kaiserlichen Vaters förmlich angenommen, wovon er dem französischen Cabinet, dem Senat und der französischen Gesandschaft in Dresden Kenntniß gab, ohne daß von irgend einer Seite dagegen protestirt worden wäre.

Auch der Gräfin von Kielmannsegge ließ er mit der Post ein Schreiben behändigen, welches mit Napoleon Buonaparte unterzeichnet war, und worin er unter ausführlicher Beschreibung seiner Erlebnisse um Mittheilungen über die Wahrheit seiner Vermuthungen in höflicher Weise bat. — Aber auch von dieser Seite erfolgte keine Antwort. Die Stimme des Mutterherzens und der heiligen Mutterliebe sprach nicht zu Gunsten des Armen. Vielleicht war sie der Gräfin fremd.

Wenige Tage nach dem Ableben seiner angeblichen Mutter, meldete er sich bei dem Gerichtsamte zu Dresden als Erbe der Gräfin von Kielmannsegge; und bat in einem Immediatgesuche vom 27. April 1863, den König Johann, ihn bei der Eröffnung des Testaments der verstorbenen Gräfin, mit hinzuziehen zu wollen.

Auch mit dieser nach den obwaltenden Umständen gerechtfertigt scheinenden Bitte wurde Napoleon Buonaparte abgewiesen.

So lebt nun der Arme hoffnungslos in Dresden. Sein einziges Glück ist nach dem Tode seiner Frau — jener Sohn, welchen wir im

ersten Kapitel unter so seltsamen Begebenheiten kennen lernten und dessen Jugendjahre eine ziemliche Aehnlichkeit mit denen seines armen Vaters hatten. Diese werden wir dem Leser an geeigneter Stelle vorführen und wenden unsern Blick jetzt wieder auf den Auswanderungsdampfer Ohio, welcher inzwischen ruhig sein Ziel verfolgt hatte.

III.

Die wunderbare Auferstehung.

Zeit und Meer rollen ihre Wogen in's Unendliche. Wer kann sagen, wo diese Wogen branden und brechen?

So auch ist jeder Tag unserer Zeit ein Tropfen, jedes Jahr eine Woge, jedes Jahrhundert eine Fluth, die da kommt und verrauscht, die da aufsteigt und niederfällt.

Aber jede Fluth in Zeit und Meer hebt die in der Nacht der Tiefe begrabenen Schichten mehr und mehr empor und läßt sie den Strahl der Sonne schauen, welcher erwärmt, belebt und befruchtet.

Zwischen den Trümmern und Resten der Vergangenheit wird das Neue geboren. Eine neue Welt mit neuem Geist und Leben.

Das ewige Gesetz der Natur besteht darin — Schaffen und Zerstören. Es giebt keinen Stillstand, denn dieser wäre der Tod und die nie rastende Natur lebt ewig. Darum die Auferstehung aus dem Tode!

Das neunzehnte Jahrhundert ist eine wunderbare Fluth. Der Geist Gottes schwebt über dieser und erweckt in jeder Stunde Todtes zum Leben. Der Geist feiert seine Auferstehung. Geläutert, strahlend im Licht der Wahrheit, geht er hervor aus den Banden des Grabes und durchbricht alle Schranken, die kurzsichtige Thoren ihm vergeblich in den Weg legen. Blutig sind seine Bahnen — aber Segen und Frieden das Ziel.

Die Weltgeschichte wird unser Jahrhundert das Zeitalter der Wunder nennen, welche den großen Geist verherrlichen und sein ewiges Walten bekunden.

„Ich bin kein Prophet und weiß nicht, was geschehen wird, aber ich bin ein alter Arzt und kann vorübergehende von tödtlichen Krankheiten unterscheiden; an diesen stehen wir jetzt. Wir halten fest

an dem Bestehenden so lange wir können, aber ich verzweifle an der Kraft unserer morschen Hand — zittere vor dem Ausgange!" sagte Fürst Metternich, der alte Kutscher der Geschicke Europas, im Jahre 1847 zu dem Kaiser Ferdinand.

Der neue Geist vernichtete die lang bestandenen Theorien dieses weisen Staatsmannes und pflanzte das in Blut getauchte Banner des wahren Lichtes auf in allen Zonen der civilisirten Welt.

Finstere Nacht herrschte auf den Wogen des Weltmeeres und lähmte den nie rastenden Geist der Menschen in seinem täglichen Streben. Beglückende Bilder umgaukelten die armen aber hoffnungsvollen Auswanderer auf dem Ohio in ihren Träumen. Alles schlief. Nur der wachthabende Offizier mit seinen den Nachtdienst verrichtenden Matrosen befand sich auf dem Deck des dahineilenden Dampfers.

Da plötzlich regte sich ein Körper in der Kajüte der von uns wahrgenommenen finsteren That. Es war der des geheimnißvollen Fremden mit dem seltsamen Siegelringe. — Langsam schien in ihm das Leben wiederzukehren. — Ein lautes Stöhnen wurde hörbar, der Körper dehnte sich der Länge nach, das Blut pulsirte durch die Adern und ein mattes Roth überzog das bis dahin mit Leichenblässe bedeckte Antlitz des Fremden. Noch ein tiefer Seufzer, und der Fremde erwachte zum neuen Leben und zum Kampfe gegen die finsteren Mächte.

„Der entsetzliche Starrkrampf ist vorüber," murmelte der Fremde vor sich hin, „zum zweiten Male ihn zu überstehen, wäre unmöglich. Das Nervensystem erträgt solche gewaltige Lähmung nur einmal ungeachtet aller Hülfsmittel."

Mit diesen Worten erhob sich der Fremde vom Boden des Kajütenzimmers, zog ein elegantes Taschenfeuerzeug hervor, entzündete ein Schwefelholz, mit welchem er die an der Decke der Kajüte befindliche Lampe in Brand setzte. Ein schwacher Lichtschein verbreitete sich nach und nach und erleuchtete das Gemach des Todes, in welchem noch ein sonderbarer Geruch wahrzunehmen war.

Der Fremde öffnete schnell ein kleines Kajütenfenster und ließ die frische Nachtluft hinein. Dann warf er einen Blick auf den Leichnam seines Feindes. Sein finsteres Gesicht nahm einen milderen Ausdruck an, und seiner Brust entfloh ein Seufzer, welcher anzudeuten schien, daß der Fremde mit der furchtbaren Waffe des sichern Todes, Reue über seine That empfinde.

„Da liegt ein vernichtetes Dasein, welches mir hemmend in den Weg trat," sagte der Fremde. „Die Selbsterhaltung und Nothwehr zwang mich jenes entsetzliche Mittel zu gebrauchen, welches immer den-

jenigen tödtet, welcher nicht die Kraft des Gegenmittels kennt. Aber auch mein Körper ist bis in seine feinsten Fasern ergriffen. — Ich fühle es," fügte er mit matter Stimme hinzu, „das Gift der Borgia hat die Kraft meines Körpers untergraben, obgleich ich mein Nervensystem vorher durch Chlorpräparate stählte."

Der Fremde machte eine Pause in seinem Selbstgespräche, um die erfrischende Nachtluft einzuathmen, bald fuhr er aber in seinen Betrachtungen wieder laut zu sprechen fort:

„Jetzt bin ich Dein Erbe, unheimlicher Todte. Du wolltest mein Leben — meine Geheimnisse erforschen. Ich begehe daher keine schlechte That, wenn ich zu erfahren suche, was Dich bewog, meinen Weg zu kreuzen,' Du mußtest diese That mit Deinem Leben bezahlen. Keine Macht der Erde kann Dich wieder zum Leben erwecken. Die Wissenschaft kennt nur die Wirkung dieses furchtbaren Giftes der Dogenfamilie von Venedig, und gering ist nur das Gegenmittel zu nennen, welches die Macht desselben — vorher angewandt — zu brechen vermag. Kurzsichtige Augen werden Deinen plötzlichen Tod dem Schlagflusse zuschreiben, und Dein Leichnam wird auf dem großen Kirchhofe des Weltmeeres einen Platz finden, wo in seinen Untiefen Kampf und Sieg in jeder Stunde wechselt, so gut wie auf der Oberwelt. Kein gefräßiges Ungethüm aber wird Deinen Körper auf dem Meeresgrunde zur Speise begehren, denn das Gift schützt Deinen Leichnam. Mensch und Thier fliehen die viele Jahrhundert alte Erfindung der von der Nachwelt verfluchten Borgia. — Fahre wohl!"

Ein kleines Bund zierlich gearbeiteter Schlüssel, welche neben dem Todten lagen und diesem wahrscheinlich aus der Tasche gefallen waren, fesselte plötzlich den Blick des Unbekannten und gab seinem Geist eine andere Richtung.

Schnell ergriff er die Schlüssel, öffnete damit die Schlösser des Reisekoffers und untersuchte dann den Inhalt desselben.

Der Gegenstand, welcher ihm zuerst in die Augen fiel, war wichtig genug, seine ganze Aufmerksamkeit zu erregen und dasjenige zu bestätigen, was er immer vermuthet hatte. Ein Priestergewand, wie es die Geistlichkeit in katholischen Ländern zu tragen pflegt, lag oben auf im Koffer. Der Todte gehörte unzweifelhaft dem Orden der Jesuiten an. Ein Brevier und ein kleines seltsam ausgelegtes Kreuz an einer silbernen Kette befand sich im Gewande.

Da der Koffer weiter nur Kleidungsstücke zu enthalten schien, so wollte der Fremde schon den Deckel schließen, als er noch eine Seitentasche bemerkte. Er öffnete auch diese und fand darin Papiere, Zeich-

nungen, Geld und Briefschaften, wovon er flüchtig Notiz nahm. Der Inhalt mußte aber sehr anziehender Natur für ihn sein, denn sein sonst so finsteres Gesicht nahm eine triumphirende Miene an, während ein frohlockendes Lächeln um seinen nicht unschönen Mund spielte.

„Gerecht war mein Verdacht,“ murmelte der Fremde, „und gerechtfertigt das Loos, welches den Horcher traf. Also ein Sendling des stolzen Minister-Cardinals Antonelli in Rom war der Jesuit.“ fügte er mit einem leichten Kopfnicken sinnend hinzu. „Mein Plan ist dem großen Intriganten in Rom verrathen worden. Wer mag der Verräther sein?“

Sinnend stützte er den Kopf in die hohle Hand und überließ sich seinen forschenden Gedanken.

„Gut, mein stolzer Cardinal!“ rief er plötzlich mit drohender Stimme. „Ich nehme den Kampf an; den Du der Welt bietest, wir wollen sehen, wer als Sieger daraus hervorgeht. Du oder ich! Zu Ende ist das Reich des päbstlichen Stuhles, gebrochen die weltliche Macht Pius IX. und nimmermehr kehrt die Zeit der Verdummung — der Finsterniß und der Bluttaten zurück, trotz aller Deiner List und Ränke. Dein Bote ist todt, Antonelli!“ fügte er unheimlich auf den Leichnam blickend hinzu. „Aber Deine Botschaft soll dennoch treulich an Abraham Lincoln bestellt werden, nur der Bote ist ein anderer geworden, und das Resultat Deiner finstern Pläne wird, so Gott will, Amerika sowie der ganzen Menschheit nicht zum Schaden gereichen. — Auf zur That!“

Der Fremde nahm sämmtliche Papiere des Todten nach sich. Er ergriff das Priestergewand, das Brevier und das Kreuz mit der silbernen Kette, verschloß den Koffer und brachte Alles soweit in Ordnung, um die Spuren seiner Anwesenheit in dem Zimmer des Priesters zu verwischen.

Eben wollte er die Kajüte verlassen, als plötzlich leise an die Thür geklopft wurde, schnell verbarg er seinen Raub und rief mit fester Stimme „Entree!“

Die Thür öffnete sich, und herein trat August Graf mit verbundenem Kopfe.

„Bleiben Sie zurück, junger Freund!“ rief der Fremde. „Der Tod hat sich unseres Peinigers bemächtigt. Ein plötzlicher Schlagfluß war der Lohn seines Horchens. Kommen Sie, Napoleon Buonaparte, in meine Kajüte, Sie sowohl wie ich, werden kein Verlangen nach

Schlaf, sondern nach Aufklärung der so urplötzlich über Sie hereingebrochenen Verhältnisse und Begebenheiten haben. Kommen Sie!"

Nach diesen Worten verließ der Fremde die Kajüte, nahm den an der Thür bestürzt stehenden jungen Mann unter den Arm und zog den beinah unfreiwillig Folgenden in sein Kajütenzimmer, verschloß die Thür, entledigte sich der mitgenommenen Sachen und reinigte sich von dem Blute, welches Hände und Gesicht bedeckte, wovon August Graf alles nichts bemerkte, da er inzwischen Platz genommen und seinen Kopf, der ihn noch immer sehr schmerzte, in die Hand gestützt hatte.

„Nun, mein junger Freund," begann der Fremde, „wie war es möglich, daß der Jesuit aus seinen Banden kam?"

„Genau Ihnen das zu sagen, vermag ich nicht," entgegnete August Graf. „Ich war in Träumereien versunken und achtete nicht auf den Gefesselten. Ein heftiger Schlag auf meinen Kopf, der mich der Besinnung beraubte, belehrte mich, daß der Mann frei und Herr seines Willens war."

„Haben Sie eine Wunde davon getragen, oder haben Sie nur in den Banden der Betäubung gelegen?" fragte der Unbekannte. „Lassen Sie doch sehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, untersuchte er den Kopf des jungen Mannes, und da ein Loch etwa in der Größe eines Thalers vorhanden war, so legte er ein Pflaster, welches er aus einem kleinen Kasten nahm, darauf. Alsdann erst verband er seine erheblichere Kopfwunde.

„Unsere Verletzungen sind nur unbedeutend," begann der Fremde wieder, „auch ich war so glücklich von der segenspendenden Hand des Priesters eine leichte Wunde davon zu tragen."

„Und doch haben Sie ihn getödtet?" versetzte August Graf vorwurfsvoll. „Haben die Hand an einen geweihten Diener der Kirche gelegt."

„Mit keiner Waffe berührte ich den Jesuiten," entgegnete der Fremde zweideutig. „Sie sind ja Arzt, gehen Sie in die Kajüte, und untersuchen Sie den Leichnam, nur der Schlagfluß entledigte mich seiner Person und befreite mich von einem vielleicht tödtlichen Schusse, denn der Priester war mit einem Revolver versehen. Am Morgen, beim Reinigen der Kajüte, wird man den Leichnam finden und der Schiffsarzt meine Angaben bestätigen. — Haben Sie über mein Verlangen Beschluß gefaßt?" fügte der Fremde, dem Gespräche eine andere

Wendung gebend, hinzu. „Wollen Sie mir den Schlüssel, das Päckchen Briefe, sowie das falsche Geld aushändigen?"

„Sie haben es bis jetzt noch nicht für gut befunden," erwiderte der junge Mann ausweichend, „mir Ihren Namen, Charakter und sonstigen Verhältnisse mitzutheilen, namentlich wodurch Sie in Besitz von Geheimnissen gekommen, welche eigentlich nur Personen wissen können, welche mich zu verfolgen scheinen."

„Wenn gleich Sie ein Recht dazu haben, nach meinem Namen zu fragen, so bin ich augenblicklich doch nicht in der Lage, Ihnen diesen mittheilen zu können," entgegnete der Fremde lächelnd. „Die Zeit ist aber hoffentlich nicht mehr fern, Sie mit meinem Charakter, Namen und Absichten bekannt zu machen. Bis dahin nennen Sie mich Marquis Posa. — Sie lächeln, ja, ja — ich bin unsterblich, bin Marquis Posa. Sehen Sie die Königswunde an meiner Stirn, sie ist wirklich vernarbt. Der Körper ist todt, doch der Geist des weisen Marquis wird ewig leben. Es war ein beschränktes Jahrhundert, wo Philipp von Spanien den eigenen Sohn und seinen weisen Freund Posa fürchtete, lächeln wir über seine Irrthümer, Napoleon Buonaparte. Das Menschenthum schreitet doch vorwärts, und dasjenige, was man in Europa für Ideale hält, ist auf dem Capitol zu Washington schon verbraucht. Deshalb nennen Sie mich nur dreist Marquis Posa, ich darf diesen Namen schon tragen."

„Nun denn, Herr Marquis, ich bin zwar kein Don Carlos, nehme aber gern ehrliche Freundschaft und Rath von erfahrenen Männern an. Beantworten Sie mir wenigstens eine Frage, woher kam Schlüssel und Auftrag zu dem Raube der Briefe im Leekins'schen Wandschranke zu Liverpool?"

„Sie nennen die Ausführung einen Raub?" rief der Marquis Posa, wie wir ihn jetzt nennen müssen, „und doch betreffen die Papiere ein Geheimniß, welches über die Geburt Ihres Vaters ungelöst schwebt. — Schlüssel und Auftrag kamen aus London und zwar von mir. Vergleichen Sie Ihr Schreiben mit diesem hier, beide Handschriften sind gleich, es ist die meine."

Der Marquis überreichte dem jungen Arzte die Abschrift eines Schreibens, welches folgendermaßen lautete:

London, den 2. Februar 1861.

Mein Herr!

„Man hat Ihnen von gewisser Seite den Rath ertheilt, Ihr Domizil zu verändern und New-York zu Ihrem Aufenthalte zu wählen, indem man Ihnen freie Ueberfahrt und

zehntausend Pfund Sterling zur Verfügung stellte, welche Sie in Liverpool bei Master Leekins u. Co. erheben können. Dieser Rath ist gut, befolgen Sie denselben. Die nordamerikanische Armee bedarf der guten, deutschen Aerzte. Man wird Ihrer Anstellung nichts in den Weg legen, im Gegentheil durch einflußreiche aber geheimnißvolle Hand mächtig unterstützen.

Verlassen Sie auf einige Zeit Europa und machen Sie sich im Kriege gegen die südstaatlichen, amerikanischen Kinder der Hölle des hohen Namens würdig, den Sie mit Recht tragen.

Ihrer Ehre vertraut man beifolgenden Schlüssel und ein wichtiges Geheimniß an, welches darin besteht, daß bei Master Leekins u. Co. zu Liverpool sich im Hintergrunde des ersten großen Comtoirs ein kleines Privatzimmer des Chefs, William Leekins befindet, wo in einem Wandschranke Papiere aufbewahrt werden, welche zu einem Päckchen zusammengetragen und mit einem rothseidenen Bande umschlungen sind und zusammen gehalten werden.

Der beifolgende Schlüssel paßt zu diesem Wandschranke. Sie werden, wenn Sie den Ihnen ertheilten Rath befolgen, dieses Zimmer bei Master Leekins u. Co. betreten. Suchen Sie sich in Besitz dieses Päckchens zu setzen. Die Papiere sind für Ihre gerechten Ansprüche, sowie für Ihr ganzes Leben von größter Wichtigkeit. Diese würden den Abend des kummervollen Lebens Ihres Vaters bestimmt erheitern. Nur sind Sie verschwiegen wie das Grab gegen Jedermann, selbst gegen den eigenen Vater. Sie wissen, Schweigen heißt Gelingen, Reden — der Tod! — deshalb schweigen und handeln Sie!

Eine mächtige Hand wacht über Ihre Person und fördert Ihre Ansprüche. Die Saat reift, der Schnitter schärft die Sichel — der Tod hält seine Ernte! Auf nach Amerika's blutgetränkten Boden!"

Am Schlusse dieses Briefes waren noch einige Notizen zum genauen Erkennen des Wandschrankes und des Päckchens Briefe angegeben und unterzeichnet mit drei

†††

Der junge Mann warf einen forschenden Blick auf die Abschrift, verbeugte sich dann oberflächlich und sagte:

„Herr Marquis, ich nehme jetzt durchaus keinen Anstand mehr, Ihnen die verlangten Sachen auszuhändigen. Hier nehmen Sie den Schlüssel, die Briefe und die 10,000 Pfund Sterling. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe, der die Leiden seiner Nebenmenschen zu würdigen weiß." Mit diesen Worten überreichte er dem Fremden die verlangten Sachen.

„Sie können in allen Verhältnissen Ihres jugendlichen Lebens auf mich rechnen," entgegnete der Fremde in einem solchen herzlichen Tone, daß der junge Mann mächtig davon ergriffen wurde. „Nehmen Sie diese echten Banknoten für die falschen, wir könnten getrennt werden, und dann sind Sie wahrscheinlich ohne Mittel."

Der Fremde reichte August Graf eine ansehnliche Summe, welche er aus einem eleganten Portefeuille nahm.

Ohne sich seiner Armuth zu schämen oder ein beleidigtes Gefühl zu verrathen, nahm der junge Arzt das Geld und sagte:

„Ja wahrlich, ich bin ganz von Mitteln entblößt, doch gestatten Sie mir, Herr Marquis, mich als Ihren dankbaren Schuldner zu betrachten. Vielleicht lächelt mir das Glück in Amerika und setzt mich in den Stand, Ihnen meine Schuld bald abtragen zu können."

„Lassen wir das, mein junger Freund," erwiderte der Marquis. „Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht mehr zu fern, Sie in Ihre Rechte einzusetzen. Eine gewaltige aber geheimnißvolle Macht arbeitet in Ihrem und der Völker Europa's Interesse. Glauben und vertrauen Sie. Ist der Zeitpunkt gekommen — die Saat gereift — dann werden Sie alles Ihnen jetzt unbegreiflich Scheinende mit klaren Augen sehen und mit geläutertem Geiste richtig erfassen.

„Gehen wir jetzt zur Ruhe, der Morgen ist nicht mehr fern."

Seinem seltsamen Wohlthäter herzlich die Hand drückend, wünschte der junge Mann dem Marquis einen guten Schlaf und entfernte sich dann in seine Kajüte, wo er sich sogleich in seine Hängematte warf und sich dem mächtig andringenden Schlaf überließ.

IV.

Die Saat reift.

Zu London in der Gegend von Cornhill und Finch-Lane befindet sich eine schmale, schlecht gepflasterte Gasse, welche so eng ist, daß

man von dieser aus nur einen schmalen Streifen des Himmels sehen kann. Diese Gasse wird von der einen Seite durch ein außerordentlich hohes, viereckiges Haus begrenzt und trägt nicht wenig zu der Verfinsterung derselben bei. Die Gegend war sehr verrufen, man sah höchstens jene Schatten von Mäklern daselbst, welche um Royal-Exchange ihr stets hungerndes, aber bettelstolzes Dasein umherschleppen. So war es bei Tage.

Sobald aber die Nacht ihre dunklen Schatten über die Erde warf, belebte sich die Gegend, wenige Gaslaternen erleuchteten den Weg durch die unheimliche Gasse, und ein wüster Lärmen erscholl aus den niedrigen Wirthshäusern. Man hörte den verlockenden Klang hingeworfenen Goldes, die verführerischen Stimmen der galanten Mädchen und die rauhen Flüche der Streitenden aus der Hefe des Volkes.

Das bereits erwähnte große Haus ging auf der einen Seite auf Finch-Lane und auf der anderen Seite auf Cornhill hinaus. Der letztgenannte Theil dieses Hauses, welcher auf Cornhill hinausging, war von eleganten Magazinen eingenommen, während die Front nach Finch-Lane von dem Laden und den Schaufenstern eines Wechslers benutzt wurde. Neben dem Wechsler befand sich der Laden eines Trödlers.

Im Hintergebäude dieses düstern Hauses befanden sich im Parterregeschoß die Comtoirs des Handelshauses Ralfh Meuren, wogegen die oberen Etagen als Lagerräume benutzt wurden.

Gewaltige Kellerräume zogen sich unter dem Gebäude entlang, welche mit großen Fässern angefüllt waren.

Die große Uhr vom Westminster schlug eben die eilfte Stunde, als ein Mann in einen dunklen Mantel gehüllt, von Cornhill herkommend, auf das eben beschriebene Haus zuging. Ohne zu zaudern betrat er den dunklen Hausflur, schritt über den Hof und nahm seinen Weg in die Büreaus von Ralfh Meuren.

Ein Diener trat dem Fremden im Vorzimmer entgegen. Der Unbekannte lüftete kaum merklich den Hut und legte alsdann beide Arme wie ein Kreuz übereinander. Der Diener legte die Hand auf's Herz, verbeugte sich schweigend und öffnete eine große, eiserne Thür, welche in einen Gang führte.

Am Ende dieses Ganges zitterte der Schein eines bleichen Lichtes. Der Fremde verfolgte diesen Schein und gelangte an eine Thür, welche das Zeichen eines Halbmondes trug. Er klopfte in drei kurzen Pausen und in einer seltsamen Weise an diese Thür.

„Wer klopft zu dieser Stunde der Nacht an die Thür der Geweihten?“ fragte von innen eine tiefe Stimme.

„Die Noth und das Elend!" antwortete der Fremde.

„Noth und Elend ist der Menschen Loos," sprach die Stimme weiter. „Aus welchem Lande ertönt der Nothschrei?"

„Aus dem Lande der Magyaren, aus dem armen Ungarnlande," antwortete der Fremde.

„Wen sendet die Noth der Ungarn zu den Geweihten?" fragte der Unsichtbare.

„Den Unwürdigsten seiner Söhne. Man nennt mich Kossut in der Heimath," sagte der Fremde ernsten Tones.

Plötzlich öffnete sich die Thür und ein Mann von riesigem Körperbau ließ den geächteten Ungarn eintreten, indem er den Zeigefinger seiner linken Hand an die Brust drückte und seinen Blick fragend auf den Eintretenden richtete.

Kossut erhob denselben Finger und drückte ihn wie einen Tuch an seinen Mund.

Dies schien das von dem geheimnißvollen Pförtner erwartete Erkennungszeichen zu sein, denn er stieß, ohne weiter ein Wort zu sagen, eine zu seiner Rechten befindliche Thür auf, welche, wenn sie geschlossen war, durchaus nicht bemerkt werden konnte. Eine steile und schmale Treppe zeigte sich dem Blicke des Ungarn, deren Stufen sich in die Erde verloren.

Kaum war Kossut die Treppe hinabgestiegen, als zum zweiten Male dasselbe geheimnißvolle Klopfen an der Außenthür vernehmbar wurde.

Der Pförtner stellte dieselben Fragen wie bei Kossut und der Reihe nach antwortete der Wartende.

„Aus welchem Lande ertönt der Nothschrei?" fragte jetzt der Pförtner.

„Aus dem unglücklichen Polen," antwortete der Fremde.

„Wen sendet die Noth der Polen?" fragte der Pförtner weiter.

„Mieroslawski nennen mich meine Brüder," entgegnete der Pole.

Die Thür öffnete sich, das Erkennungszeichen erfolgte, und Mieroslawski stieg ungehindert die Treppe in die Tiefe hinab.

So ertönte das Klopfen noch sieben Mal an der Thür. Dieselben Fragen wurden gestellt und dieselben Antworten erfolgten.

Mazini für Italien, Bakunin für Rußland, Hecker für Süddeutschland, Kinkel für Norddeutschland, Ledru Rollin für Frankreich, Gonzalvo für Spanien und Savres für Nordamerika passirten die Thür, um von dem aufmerksamen Pförtner weiter geprüft zu werden. Auch diese Personen stiegen in die Tiefe.

Der Pförtner schien sich die Namen der Eingetretenen zu notiren, denn er zog ein Taschenbuch hervor und schrieb darin. Noch war er mit seiner Arbeit nicht zu Ende gekommen, als plötzlich ein lautes Klopfen ertönte, welches ganz von dem früheren abwich.

„Wer klopft und stört die Ruhe der Geweihten in der Nacht, die keines Menschen Freund ist?" fragte der Pförtner zufrieden mit dem Kopfe nickend.

„Die Söhne Orleans fordern Eingang," antwortete eine jugendliche Stimme.

„Was legen die edlen Söhne Frankreichs auf den Altar des Vaterlandes?"

„Ihre Ansprüche auf den Thron, ihr Vermögen, ja ihre Ehre!" erscholl es mit fester Stimme.

„Was fordern sie dafür?" fragte der Pförtner weiter.

„Aufnahme in den Bund der Geweihten!" riefen plötzlich zwei Stimmen wie aus einem Munde.

„Könnt Ihr einen Grund dafür angeben?" lautete die Frage.

„Den Schimpf zu rächen, welchen der meineidige Abkömmling des Corsen unserm Hause angethan!"

„Schimpf und Schmach wäscht nur das Blut ab!"

„Wir fordern sein Blut!"

„So tretet ein, edle Söhne einer deutschen Mutter," sagte der Pförter, indem er die Thür öffnete.

Die beiden Prinzen des Hauses Orleans betraten den engen Raum und stiegen die Treppe hinab. Sie zählten neunzehn Stufen und auf der letzten angelangt, sagte der jüngere zu seinem Bruder, dem Grafen von Paris, im leisen Tone:

„Es scheint wir sind zur Stelle."

Ein Vorhang von grünem Plüsch bedeckte eine Thür, welche in einen großen kreisförmigen Saal führte.

Der Graf von Paris zog den Vorhang zurück, griff nach einer in der Ecke angebrachten Glocke und läutete mit dieser in kurzen Sätzen dreimal, worauf sich eine in der Thür angebrachte Klappe öffnete. Ein großer runder Stahlknopf wurde sichtbar. Der Prinz drückte an diesen, die Thür öffnete und schloß sich auf geheimnißvolle Weise, nach dem die Prinzen eingetreten waren.

Es befanden sich etwa fünfzig Personen im Saale, dessen Wände mit rothen Tapeten dekorirt waren, auf denen man Compaß, Winkelmaß und Waage in verschlungenen Bildern gewahrte.

Eine einzige an der Decke des Saales hängende Lampe warf

einen bleichen Schein auf eine Estrade, welche in der Mitte des Saales sich befand und diese nur spärlich beleuchtete, während der übrige Theil des Saales wahrscheinlich absichtlich im Dunkeln blieb. Ein Tisch mit Schreibmaterialien und drei leere Sessel, wovon der mittelste eleganter gearbeitet war, standen auf der Estrade.

Plötzlich schwirrte ein harmonisch klingender Ton durch den Saal. Verschiedene kleine Seitenthüren öffneten sich, durch welche eine ansehnliche Anzahl Personen eintraten, so daß der Saal bald ganz gefüllt war. Es schienen Männer aus allen Ständen vom Bauer bis zum Edelmanne anwesend zu sein, welche roh gearbeitete Stühle einnahmen, die in bunter Reihe im Saale standen.

Jeder von diesen Männern trug über seinem Rocke, fest um den Leib geschlungen, entweder die Lederschürze eines gewöhnlichen Freimaurers oder die orangengelbe Schärpe der Illuminaten, trug er aber beide Abzeichen — Schürze und Schärpe — so war dies ein Grad, welcher seine Aufnahme in das große Mysterium bezeichnete.

Nur eilf Personen trugen keine Abzeichen. Es waren die uns bekannten Männer, welche sämmtlich ihren Weg durch die Büreaus von Ralfh Meuren genommen hatten, während die andern Anwesenden durch andere ihnen nur bekannte Eingänge zu dieser geheimnißvollen Versammlung gekommen zu sein schienen.

So war es auch in der That, die gewöhnlichen Maurer nahmen ihren Weg durch den Laden des Trödlers, wogegen die Illuminaten durch den Wechslerladen kamen. Die Maurer der höheren Grade betraten die eleganten Magazine auf der Seite von Cornhill und trafen sämmtlich durch geheime Gänge in kleinen Vorsälen bei dem Hauptsaale zusammen. Nur die Auserwählten durften diesen sogleich betreten, während die niedrigen Grade auf das allgemeine Zeichen harren mußten. Dieses wurde durch ein telegraphisches Signal gegeben. Einige Minuten nach dem Eintreten der gewöhnlichen Maurer und nach dem die Anwesenden nach Belieben Platz genommen hatten, ohne daß die Anwesenheit der Fremden Aufsehen erregt hätte, öffnete sich plötzlich eine geheime Thür und der Präsident dieser seltsamen Loge erschien in Begleitung zweier Maurer des höchsten Grades, welche halbe Sammetmasken trugen.

Der Präsident trug ein blendend weißes Gewand und war mit den Insignien des Sternes vom Großen-Orient und der Groß-Kophta geschmückt. Vor seiner Brust prangte ein silbernes Schild, worauf die Maurerzeichen — Compaß, Winkelmaß und Waage — in rothgeäzten Zügen eingravirt waren. Auf seinem Haupte trug er ein goldenes

prachtvolles Diadem, worauf die Worte: „mors tyrannis“*) mit strahlender Schrift standen.

Es war eine imposante stolze Erscheinung, welche den Präsidentenstuhl einnahm. Sein dunkles Auge schien die Gewalt des Blitzes und seine Stimme die Macht des Donners zu besitzen. Sein prachtvolles schwarzes Haar fiel in natürlichen Locken um seine Schläfe, während ein finsterer Ernst über seine männlichen Züge gebreitet lag.

Alle Häupter verneigten sich ehrerbietig, indem sie sich von ihren Plätzen erhoben, vor diesem Manne, welcher zum Herrschen und zum Befehlen geboren schien.

Wenn gleich schon vorher ein tiefes Schweigen in der Versammlung herrschte, so hörte man doch, als der Präsident mit seinen Begleitern die Estrade bestieg, kaum das Athmen der Menge.

„Ich heiße die Versammlung im Namen der heiligen Dreieinigkeit willkommen, und eröffne die Sitzung der Geweihten kraft meines Amtes als Stifter der Groß-Kophta und als gewählter Präsident der freien unabhängigen Loge Germaniens!“

„Amen! Amen! Amen!“ ertönte es von den Lippen der Anwesenden.

„Man bringe die heilige Bundeslade,“ begann der Präsident mit ernster Stimme wieder.

Die ganze Versammlung erhob sich in feierlichem Ernste. Die mächtigen Klänge einer unsichtbaren Orgel durchdrang in einem heiligen Chorale den weiten Raum und hob die Stimmung der Anwesenden in einem hohen Grade.

Plötzlich öffnete sich die geheime Thür, wodurch der Präsident mit seinen beiden maskirten Begleitern in den Saal getreten war. Es erschienen sechs Männer in langen schwarzen Gewändern, welche eine mit golddurchwirkten Decken belegte Bahre trugen, worauf ein prachtvoller silberner Kasten stand. Sie setzten die Bahre dicht neben der Estrade nieder und stellten sich drei zur Rechten und drei zur Linken der Stühle auf.

Alsdann traten drei Maurer des höchsten Grades aus der Mitte der Versammlung, öffneten den Kasten und nahm aus diesem einen Todtenschädel, ein großes Crucifix von Silber, einen kostbaren Dolch, einen großen goldenen Kelch, einen weißen starken Strick und ein mächtig großes höchst elegant gebundenes Buch.

---

*) Tod den Tyrannen.

Sämmtliche Gegenstände setzten sie in einer gewissen Ordnung auf den Tisch vor den Präsidenten.

Dieser öffnete das Buch und man konnte deutlich den Titel desselben lesen. Es war das „sechste Buch Moses“.

Der Präsident erhob sich und begann mit folgenden Worten die Versammlung anzureden:

„Meine Brüder! Geweiht durch die erlittene Noth und verbunden durch das Elend, bilden wir ein Glied der großen Kette, welche den halben Erdball umschlingt. Wir haben heute zwei Dinge zu erledigen, gleich wichtig in ihrer Art. Neue Adepten aus allen Ländern Europas fordern Aufnahme in den Bund der Geweihten und bringen ihre Klagen vor unsern Stuhl. Wir werden ihnen unsere Ohren nicht verschließen, sondern hören die Klagen über den Jammer, welchen die Mächtigen der Erde über die Völker gebracht haben. Ernst ist die Zeit, die Saat reift mächtig und der Schnitter ist zur blutigen Ernte mit scharfer Sichel bereit.

Ferner will ich Euch Rechenschaft geben von meinen Werken und zwar von dem Tage an, wo ich es unternommen habe, bis auf den heutigen Tag. Da nun aber dieses Werk von Tag zu Tag schwieriger zu vollbringen wird, so sollt Iht mir sagen, ob ich noch immer Eures Vertrauens würdig bin, denn nur mit diesem kann ich den dunklen Weg weiter zum Wohle unserer Mitmenschcn wandeln, den ich einmal betreten habe.

Die Geweihten des höchsten Grades mögen zur Aufnahme der neuen Adepten im Saale verbleiben, wogegen die Brüder der untern Grade diesen verlassen wollen. Hat die Aufnahme oder Verwerfung derselben stattgefunden, dann mag der Höchste wie der Niedrigste unsers Ordens wieder eintreten, denn in Gegenwart Aller und nicht allein des höchsten Grades, will ich mein bisheriges Verfahren auseinandersetzen und den Tadel empfangen oder des Danks gewärtigen.“

Nach diesen Worten gab der Präsident ein Zeichen, indem er den Dolch ergriff und dreimal gegen das silberne Schild schlug, welches vor seiner Brust hing, so daß ein heller Ton durch die mächtige Wölbung des weiten Saales drang.

Eine breite Pforte öffnete sich und man erblickte weite gewölbte Tiefen, ähnlich den Grüften einer alten Basilika, welche schwach durch Ampeln erhellt waren. Die Menge verlief schweigend, die Pforte schloß sich geräuschlos, von unsichtbaren Händen regiert und nur die



verschiedenen Meister vom Stuhl — etwa fünfzig Personen — blieben zurück.

„Durch Beschluß der Häupter der ursprünglichen Propaganda zur Erlangung der von den Gewalthabern mit Füßen getretenen Menschenrechte, seid Ihr zu dem Entschlusse gekommen, Euch in den Bund der Geweihten des Todes aufnehmen zu lassen," sagte der Präsident zu den Fremdlingen, welche der Estrade näher getreten waren. „Es ist Euch wohl bewußt, nur Einigkeit macht stark. Mag auch der Einzelne verlieren, wenn nur die Gesammtheit gewinnt. Ich habe Euch die Statuten unseres Bundes auf geheimnißvolle Weise zugehen lassen, Ihr habt ferner ein umfassendes Memorandum über die allgemeine Weltlage erhalten und habt Euch bewogen gefühlt, meinem Ruf Folge zu leisten, ohne die Garantien zu beachten, welche ich Euch für Eure persönliche Sicherheit bot. — Ich danke Euch für dieses Vertrauen."

Die Angeredeten verbeugten sich ehrfurchtsvoll.

„Lasset das Loos entscheiden, welche Person zur Aufnahme oder Verwerfung die erste sein soll," befahl der Präsident den zur Rechten seines Stuhles stehenden schwarzgekleideten dienenden Brüdern.

Zwei von diesen verließen die Estrade, nahmen eine hölzerne Urne aus einem Wandschranke, worin sich zusammengerollte Nummern befanden und ließen die fremden Personen der Reihe nach ziehen.

Als dies Geschäft beendigt war, machten sie dem Präsidenten von dem Resultate Mittheilung, welcher gleich darauf das Wort ergriff:

„Die Nummern 2—11 mögen sich in den kleinen Berathungssaal zurückziehen, denn nur die Häupter unserer Verbindung dürfen die Geheimnisse kennen, welche bei Aufnahme neuer Mitglieder zur Erörterung kommen."

Eine kleine niedrige Thür wurde von dienenden Brüdern geöffnet, die betreffenden Nummern entfernten sich, und nur der Ungar Kossut, welchen das Loos Nummer 1 traf, blieb zurück.

„Nähere Dich," sprach zu ihm der Präsident.

Dieser trat näher an die Estrade heran.

„Wie nennt Dich die profane Welt?" fragte der Geheimnißvolle.

„Stephan Kossut," antwortete dieser mit fester Stimme.

„Und wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Bayard!" entgegnete Kossut mit stolzem Blicke.

„Wo hast Du das Licht der Wahrheit erblickt?"

„In der Loge des gefallenen Engels zu Paris."

„Welches Alter hast Du?" fragte der Präsident weiter.

„Siebzehn Jahre," antwortete der Ungar, indem er durch ein seltsames Zeichen andeutete, daß er den Meistergrad im Freimaurerorden einnehme.

„Warum wünschest Du in den Bund der Geweihten aufgenommen zu werden und einen Grad zu steigen?"

„Weil ich weiß, daß dieser Grad ein Schritt näher zur Erkenntniß ist," entgegnete Kossut im ernsten Tone, „und weil die bewährten Männer der That — nach Deinem eigenen Ausspruche — jetzt zusammen halten müssen, da der große Tag des Weltgerichts mit mächtigen Schritten heranzieht."

„Wer bürgt für Dich?"

„Mein Leben — mein Name, mein Volk, ja Du selbst, Marquis Posa, wie Dich die Welt nennt!" rief der edle Sohn des schönen Ungarnlandes mit begeisterter Stimme.

„Welchen Weg willst Du aber fernerhin wandeln?"

„Den Weg des Hasses und der Rache gegen die Mächtigen, den Weg der Gleichheit, der Liebe und der Aufopferung gegen meine Nebenmenschen!"

„Was hat Dir diesen Haß gegen die Mächtigen eingeflößt?"

„Die Welt kennt meine Motive! Weshalb willst Du mich laut die Schmach wiederholen lassen, die das arme Ungarnland so tödtlich getroffen?" erwiderte Kossut im düstern Tone, wobei ein Zittern durch seinen Körpern flog.

„Willst Du nach Maßgabe Deiner Kraft und Deiner Gewalt jedes Hinderniß zu beseitigen suchen, das sich der Freiheit der Völker Europa's in den Weg stellt, ohne dabei nur Dein Vaterland speciell im Auge zu haben?"

„Ja, das will ich!" rief Kossut im edlen Eifer, seine Hand auf die Brust legend.

„Kannst Du Dein stolzes Haupt beugen unter dem Willen des Oberhauptes der Geweihten des Todes, Du, der Du immer der Erste in Deinem Vaterlande warst?"

„Ich beuge mich, wenn es einer gerechten Sache gilt, die den Völkern Europa's zum Heile und Segen gereicht."

„Bist Du frei von jeder früheren Verbindlichkeit oder bereit diese nach Umständen zu brechen?"

„Ich bin es."

Der Präsident wandte sich an die zu seiner Rechten und Linken sitzenden Verlarvten und sagte:

„Genossen, dieser Mann spricht in Allem die Wahrheit. Ich bin die Veranlassung seines Erscheinens an diesem Orte. Sein Name hat einen guten Klang nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in ganz Europa und weiter. Viel hat er bereits geleistet für die Wiedergeburt Ungarns, er wird der heiligen Sache des ganzen europäischen Volkes

von Nutzen sein. Ich erkläre mich für die Aufnahme und bürge für ihn in der Gegenwart und in der Zukunft. Wie lautet Eure Entscheidung, meine Brüder?"

Diese Worte waren mehr an die Versammlung als an die Beisitzer gerichtet.

„Den berühmten Sohn des tapfern Ungarnlandes heißen wir willkommen in unserer Mitte," riefen die Anwesenden wie aus einem Munde. „Doch schwöre er den dreifachen Eid der Geweihten des Todes und bestehe die Proben des Großmeistergrades."

„Du hörst es, tapferer Ungar," rief der Präsident mit weitschallender Stimme. „Bist Du bereit den Eid der Treue, des Gehorsams und der Dienstbarkeit zu leisten?"

„Was so viele edle Männer ohne Zaudern gethan, kann auch ich thun," versetzte Kossut mit Würde. „Sprich ihn vor, ich werde nachsprechen."

„Dann trete vor diesen Tisch, lege die drei Finger Deiner rechten Hand, vom Zeigefinger ab gerechnet, auf dieses heilige Buch und wiederhole, was ich spreche."

Kossut stieg vier Stufen der Estrade hinan, trat mit edlem Anstande vor den Tisch, legte die ersten drei Finger mit Ausnahme des Daumens auf das „sechste Buch Moses"*) und sah den Präsidenten ohne Scheu in das flammende Auge.

„Im Namen des gekreuzigten Sohnes und des Heils meines Vaterlandes schwöre ich Treue, Gehorsam und Dienstbarkeit dem Bunde der Geweihten des Todes. Ich schwöre zu brechen die fleischlichen Bande, welche mich ketten an Eltern, Geschwister, Verwandte, Frau oder Geliebte, Kinder, Wohlthäter und Fürsten, überhaupt jedes Band zu zerreißen, welches mich an irgend ein irdisches Wesen bindet. So wahr ich glaube, daß Gott diesen meinen heiligen Schwur vernommen hat."

Kossut wiederholte mit einer Stimme, welche vielleicht noch fester war als die des Präsidenten, die Worte, die ihm dieser vorgesprochen hatte.

„Amen!" erscholl es durch den ganzen Saal, und eine unverkennbare Freude malte sich auf den Gesichtern der Geweihten.

„Von diesem Augenblicke an bist Du befreit von dem Eide, den Du dem Vaterlande und den Gesetzen geleistet. Schwöre nun noch mir, dem Oberhaupte der Loge zu den Geweihten des Todes,

---

*) Bekanntlich existiren sieben Bücher Moses, wovon das sechste Buch von der Auferstehung und das siebente von der Offenbarung Johannes handelt. Wenige Exemplare sind aber davon noch vorhanden. In der Kirche zu Annaberg in Sachsen befindet sich in einem Reliquienschreine das sechste Buch Moses an goldenen Ketten. Die abergläubische Menge schreibt diesen Büchern eine geheimnißvolle Wunderkraft zu.

daß Du durch Deinen Eid versprichst, Alles zu offenbaren, was Du gesehen oder gethan, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen haben wirst. Schwöre sogar aufzusuchen und zu erspähen, was sich Deinen Augen bieten wird. Schwöre zu fliehen die Versuchung, etwas zu offenbaren von dem, was Du hier sehen, hören oder empfinden wirst."

„Ich schwöre bei den Manen meines theuren Vaterlandes!" rief Kossut mit einer Stimme, welche die Herzen der Menge heftiger schlagen machte.

Ein beifälliges Gemurmel wurde hörbar.

„Schwöre zu ehren und zu achten das Gift, das Eisen und das Feuer, als rasche, sichere und nothwendige Mittel, um den Erdball durch den Tod von denjenigen zu reinigen, welche die Wahrheit verächtlich zu machen und das Recht der Völker zu vernichten streben."

„Ich schwöre," wiederholte Kossut.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit nehme ich Dich hiermit auf in den Bund der Geweihten und verleihe Dir die Großmeisterwürde. Trage diese Schärpe zum Zeichen Deines hohen Grades."

Mit diesen Worten nahm der Präsident aus dem silbernen Kasten eine weiße mit Gold durchwirkte Schärpe.

Nur wenige von den Anwesenden im Saale trugen diese Schärpe. Dann gab er durch eine Handbewegung zu verstehen, daß die Ceremonie für ihn beendet sei und sagte mit lauter Stimme „Nummer 2 mag erscheinen." Kossut verließ stolzen Schrittes die Estrade.

Während viele der Anwesenden dem ehemaligen ungarischen Dictator herzlich die Hand schüttelten, öffnete sich die Thür des Berathungszimmers, und ein schöner, junger Mann wurde von den dienenden Brüdern in den Saal geführt.

Seine Kleidung war elegant und modern, seine Manieren angenehm, seine Haltung verrieth auf den ersten Blick den Edelmann.

Er blieb etwa in der Mitte des Saales stehen und schien die Anrede des Präsidenten zu erwarten.

Ehrerbietig hatten die Anwesenden von beiden Seiten Platz gemacht, so daß der junge Mann eine förmliche Gasse zu durchlaufen hatte, als der Präsident die Worte sprach:

„Nähere Dich."

Der junge Mann gehorchte.

„Wie ist Dein Name unter den Profanen?"

„Bevor ich diese Frage beantworte," entgegnete der junge Mann, „bitte ich den Präsidenten, sowie die ganze Versammlung zu gestatten,

daß meine und meines Bruders Aufnahme zu gleicher Zeit geschehe. Sein Wille ist auch der meinige, was ihm geschieht, geschehe auch mir."

Eine leise Berathung zwischen dem Präsidenten und seinen Beisitzern fand statt, war jedoch von kurzer Dauer. — Dann erhob der Präsident seine Stimme und sagte:

„Haben die Großmeister und Meister vom Stuhl Einwendungen gegen den Antrag des Candidaten zu erheben?"

„Nein!" erscholl es von allen Seiten.

„Auch das Präsidium trägt kein Bedenken, den Wunsch des Candidaten zu erfüllen," versetzte das Oberhaupt. — „Welche Nummer hat der andere Candidat gezogen?"

„Nummer 7," erwiderte der junge Mann.

„Laßt Nummer 7 eintreten," befahl der Präsident.

Die Thür öffnete sich von Neuem, und ein anderer junger Mann trat ein. Dieser war etwas kleiner von Gestalt wie der erstere, verrieth aber durch sein ganzes Wesen den Aristokraten. Seine Kleidung war gewählt, sein Gang fest und sein Gesicht nicht unschön zu nennen. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, trat er an die Seite seines Bruders und legte mit einem Eifer, welcher ein tiefes, warmes Gefühl verrieth, seine rechte Hand in die linke seines Bruders.

„Welche Namen führt Ihr unter den Profanen," wiederholte der Präsident.

„Wir sind die Söhne des aus Frankreich vertriebenen Stammes der Herzöge von Orleans," antwortete der erstere der beiden jungen Männer im schmerzvollen Tone. „Unsere Mutter starb auf deutscher Erde.

„Ich heiße Gaston von Orleans, Graf von Paris."

„Und ich heiße Louis Philipp von Orleans, Herzog von Chartres," antwortete der andere mit fester Stimme.

„Wo habt Ihr das Licht der Wahrheit erkannt?"

„In der Loge der freien Menschen zu Bern in der Schweiz," antworteten die Gefragten.

„Welches Alter habt Ihr, Söhne einer deutschen Mutter?"

„Keines," erwiderten die beiden Prinzen, indem sie durch ein geheimes Zeichen andeuteten, daß sie den Rang eines Rosenkreuzers in der Loge einnahmen.

„Aus welchem Grunde wollt Ihr hier Euern Rang ablegen und aufgenommen werden in den Bund der Geweihten des Todes?"

„Weil wir seit unserer Geburt unter den Großen der Welt ge-

lebt und nun hinfort unter Menschen leben wollen, die wir Brüder nennen."

„Welche Garantien könnt Ihr für die Wahrheit Eurer Gesinnungen bieten?"

„Zwei!" riefen die Söhne Orleans mit erhobener Stimme.

„Wie heißen diese?"

„Haß und Rache!" erwiderten die Verbannten mit funkelnden Augen, während die Hand nach der Seite griff, wo der Degen eines Soldaten zu sein pflegt.

„Wen soll Haß und Rache treffen?"

„Den Mörder, den Meineidigen, den Räuber der Krone Frankreichs!" erscholl es aus dem Munde der beiden Brüder.

„Was würdet Ihr geben, um zum Ziele zu gelangen?"

„Unser Leben, Vermögen, ja mehr als dieses, unsere Ehre!" antworteten die Prinzen mit vor Wuth unterdrückter Stimme.

„Seid Ihr frei von jeder Verbindlichkeit oder bereit diese zu brechen, mag davon betroffen werden wer es auch sein mag?"

„Wir haben seit wenigen Tagen jede Verbindung mit anders denkenden Menschen abgebrochen und folgen dem Rath des weisen Staatsmannes in Paris, der da spricht: im Verluste liegt auch ein Gewinn!"

„Ihr hört es, meine Brüder!" rief der Präsident mit freudiger Stimme, indem er die Hände wie zum Gebet erhob. „Das große Werk, es wird gelingen!"

„Der Allvater des Lichts gebe seinen heiligen Segen dazu!" ertönte es wie aus einem Munde.

„Ihr kennt diejenigen, welche den Ansprüchen ihrer Geburt entsagen und sie unterordnen der heiligen Sache der Völker Europa's," fuhr der Präsident fort, indem er sich an die Versammlung wandte. „Habt Ihr gegen die Aufnahme der beiden Candidaten Einwendungen zu erheben?"

„Nein," riefen die Anwesenden. „Aber sie mögen den dreifachen Eid leisten!"

„Seid Ihr bereit den heiligen Eid der Geweihten des Todes zu leisten?"

„Wir sind es!"

„Kennt Ihr die Eidesnorm?" fragte der Präsident, indem sich sein dunkles Auge forschend auf die Gesichter der beiden Prinzen richtete.

„Nein, wir kennen sie nicht," gaben diese zur Antwort.

„Der Eid ist entsetzlich, namentlich für Euch," sagte das Oberhaupt im eindringlichen Tone.

„Er kann nicht entsetzlicher als unsere Lage sein," rief der Graf von Paris im höhnenden Tone. „Verbannt vom Vaterlande, des väterlichen Erbes beraubt, verbringen wir unsere Jugend, ohne uns Ruhm und Ehre zum Wohle des Vaterlandes erwerben zu können. Der Bastard einer verschollenen Dynastie hat den uns gebührenden Thron von Frankreich durch List, Bestechung und Mord an sich gerissen und die Söhne der edelsten Geschlechter verjagt oder gemordet. Das Blut der Hingeopferten vom 2. Dezember 1852, das entsetzliche Leben der nach Cayenne Verbannten schreit um Rache. Die Stunde ist da. Blutige Schatten steigen aus den Gräbern und vereinigen ihr stummes Rachegeschrei mit dem der Lebendigen. Nenne uns den Schwur!" setzte er mit fester Stimme hinzu.

„Gut, so hört!" erwiderte der Präsident. „Ich werde Euch den ersten Satz vorsprechen, findet Ihr den Eid für Eure Lage zu entsetzlich, so wiederholt meine Worte nicht. Ungehindert könnt Ihr dann wieder von dannen ziehen."

„So sprecht den Eid!" sagte der Herzog von Chartres.

Das Oberhaupt der Loge zu den Geweihten des Todes heftete eine Sekunde lang seinen durchbohrenden Blick auf die Söhne Orleans, als wolle er ihnen Zeit zur Vorbereitung lassen, dann forderte er die Prinzen auf, in üblicher Weise die Finger auf das heilige Buch zu legen, ergriff das Crucifix mit fester Hand, hob es empor und sprach mit fester Stimme, welche dem Rollen eines Donners fast gleichkam, folgende Worte:

„Wir, Söhne des Herzogs von Orleans, schwören, das Gift, das Eisen und das Feuer zu ehren, als sichere, schnelle und nothwendige Mittel, den Erdball zu reinigen durch den Tod derjenigen, welche die Wahrheit verächtlich und die Rechte der Menschen zu nichte zu machen suchen."

„Wir schwören," riefen die Prinzen mit fester Stimme.

„Wir, Söhne des herrlichen Frankreichs, schwören zu brechen die fleischlichen Bande, die uns noch ketten an Verwandte, Freunde, Geliebte, Fürsten, Wohlthäter und an jedwedes Wesen, dem wir Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstpflicht gelobt hätten."

Die beiden Prinzen blieben einen Augenblick stumm und sahen sich fragend an. Man konnte den eisigen Schweiß auf ihrer Stirn perlen sehen.

„Ich sagte es Euch wohl!" rief der Präsident warnend, „die Loge der Geweihten des Todes fordert viel von einem Mitgliede."

Doch statt hierauf zu antworten, vernahmen die Anwesenden deutlich die wörtliche Wiederholung des Schwures von Seiten der Söhne des Herzogs von Orleans.

„Wir weihen unser Leben und unsere Ehre dem Bunde der Geweihten," fuhr der Präsident mit erhobener Stimme fort, „und geloben im Namen der heiligen Dreieinigkeit Treue und blinden Gehorsam dem Oberhaupte der Loge."

„Wir schwören, Gut und Blut dem Bunde zu opfern und Treue sowie Gehorsam dem Oberhaupte der Loge zu weihen," sagten die Verbannten mit heiligem Ernste.

„Ihr habt diesen Schwur vernommen, Brüder des Bundes," rief der Präsident im freudigen Tone und man sah Blicke des höchsten Entzückens durch die Oeffnungen der Masken der Beisitzer des Oberhauptes glänzen.

Dann wandte der Präsident sich wieder zu den Söhnen Orleans und sagte im feierlichen Tone:

„Gaston von Orleans, Graf von Paris, und Du Louis Philipp von Orleans, Herzog von Chartres, von diesem Augenblicke an seid Ihr befreit von allen Verbindungen, Gelübden und Verpflichtungen gegen die Außenwelt. Ihr habt keinen freien Willen mehr, er gehört dem Bunde der Geweihten des Todes zum Wohle der Völker Europa's. Vergesset niemals den heiligen Schwur und dasjenige, was Ihr in dieser Stunde der Nacht gelobt habt, denn der Blitz kann den Verräther nicht schneller treffen, als das geweihte Messer des Bundes, an welchem Orte Ihr auch sein möget.

Im Namen der heiligen Dreieinigkeit nehme ich Euch hiermit auf in den Bund der Geweihten und verleihe Euch die Meisterwürde. Nehmt diese Schärpe zum Zeichen Eures Grades."

Der Präsident überreichte jedem der Prinzen die orangengelbe Schärpe, welche von ihnen sogleich angelegt wurde.

Wie ein Mensch, der eine seine physische Kraft übersteigende Last aufgehoben, fuhren die Prinzen mit ihrer Hand über die Stirn, ihre Brust hob sich mächtig, und mit blassen Gesichtern verließen sie die Estrade.

„Meine Brüder, Großmeister und Meister vom Stuhl," begann der Präsident nach einer Pause wieder. „Die Zeit ist schnell vorausgeeilt, und nicht viel bleibt uns zur Verrichtung unserer weiteren Geschäfte übrig. Ich beantrage daher die Aufnahme der übrigen Personen

en bloc vorzunehmen. Dringende Verhältnisse gestatten dies nach den Regeln unseres heiligen Bundes."

„Es geschehe, wie Du gesagt hast, großer Meister," erwiederte ein Bruder, welcher mit den Insignien eines Großkomthurs geschmückt war, und der Aelteste in der Versammlung zu sein schien.

„So mögen Nummern 3 bis 6 und 8 bis 11 eintreten," befahl der Präsident den dienenden Brüdern.

Eine kurze Zeit verging, dann traten die uns bekannten Personen in den Saal.

„Ihr habt meiner Ladung durch die verschiedenen Zweiglogen unseres Bundes bereitwilligst Folge geleistet," sagte der Präsident zu den Eingetretenen mit Würde. „Ein erfreuliches Zeichen, daß Ihr meiner Schrift über die europäische Weltlage Eure Aufmerksamkeit geschenkt und derselben Eure Zustimmung ertheilt habt."

„Ich bin begierig, das Fundament Deines riesigen Planes zu vernehmen," rief Mazzini beinahe im höhnenden Tone.

„Das wird der Erste wie der Letzte unseres Bundes erfahren, sobald der Augenblick da ist," erwiderte der Präsident mit Hoheit. „Zuvörderst muß die Aufnahme geschehen, denn wenn auch, wie ich sehe, sämmtliche Genossen ein und desselben Ziels dem Maurer-Orden angehören, so genügt dies doch noch nicht, sich als Bruder der Loge der Geweihten zu betrachten, da unsere Tendenz wesentlich von denen der großen Mutterlogen der ganzen Welt abweicht.

„Ihr habt durch Euer Erscheinen und den Worten nach zu deuten, welche Ihr an der Eingangspforte gesprochen habt, zu erkennen geg ben, daß Ihr die Aufnahme in den neuen Bund wünschet, ist es so?"

„Ja wohl, großer Meister!" riefen Kinkel, Hecker und Andere. „Wir beugen uns vor Deiner großen Weisheit."

„Ich danke Euch, Ihr würdigen und hartgeprüften Söhne eines edlen und tapferen Volkes, für Eure Zusage," sprach der Präsident mit Wärme, „denn wohl gestehen muß ich Euch, daß ich nicht einen von Euch entbehren kann zu dem großen Werke, welches im Werden liegt. Eurem bewährten Rath und Eurer Erfahrung will ich mein Ziel zur Würdigung unterbreiten.

„Doch schreiten wir jetzt zur Aufnahme," unterbrach sich der Präsident, indem er sich an die Beisitzer wandte.

„Nummer drei mag die Estrade betreten."

Eine hohe, athletische, ernste Gestalt mit grauem Auge, langem Haar und gebeugter Haltung bestieg die Estrade.

„Welchen Namen führst Du in der profanen Welt?" fragte der Präsident formell.

„Ivan Bakunin," antwortete der Russe.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Kraft."

„Wo erkanntest Du das Licht der Wahrheit?"

„In der Loge der Bienen zu Moskau."

„Welches Alter hast Du?"

„Neunzehn Jahre!" rief der Russe im stolzen Tone, indem er durch ein Zeichen bekundete, daß er zur Würde des Freigrafen gelangt war.

„Nummer vier!" rief der Präsident.

Der stolze, hochmüthige Italiener bestieg die Stufen zu der Estrade.

„Mit welchem Namen nennt Dich die profane Welt?"

„Mit demjenigen Namen, welcher sowohl am Nordpol wie am Südpol gleich bekannt ist, mit Joseph Mazzini."

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Fels im Meer!"

„Wo leuchtete Dir die Sonne der Wahrheit?"

„In der Loge der Carbonari zu Venedig und in der Loge der drei Weltkugeln zu Madrid."

„Welches Alter hast Du?"

„Einundzwanzig Jahre!" versetzte Mazzini bedeutungsvoll, wobei er ein geheimnißvolles Zeichen machte, welches bedeutete, daß er die Würde eines Großraths einnehme. Dies war der Charakter, welchen die Beisitzer des Oberhauptes einnahmen.

„Nummer fünf," befahl das Oberhaupt der Geweihten dem dienenden Bruder.

„Wie nennen die Profanen Deinen Namen?" fragte der Prasident den Ankömmling, einen Mann von einigen vierzig Jahren mit funkelnden Augen und mächtigem Schnurrbarte.

„Constantin Mieroslawski," antwortete der heldenmüthige Pole.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Hoffnung!"

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?"

„In der großen Loge Royal York zu Berlin."

„Welches Alter hast Du?"

„Sechszehn Jahre!" erwiderte der Pole, indem er durch ein Zeichen bekundete, daß er die Würde eines Comthurs bekleide.

„Nummer sechs!" ertönte die Stimme des Präsidenten.

„Wie nennen Deinen Namen die Profanen?“

„Hermann Kinkel!“

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?“

„Geduld!“

„Wo leuchtete Dir die Fackel der Wahrheit?“

„In der Loge „der Freimüthigen“ zu Wien.“

„Welches Alter hast Du?“

„Fünfundzwanzig Jahre!“ sagte der berühmte Schriftsteller, wobei er das Zeichen eines Beisitzers machte.

„Nummer acht!“ rief der Präsident wieder.

Ein Mann im gesetzten Alter, auf dessen Stirn die Götter das Siegel des tiefen Denkers gedrückt, betrat im gemessenen Schritte die Estrade.

„Wie nennt Deinen Namen die profane Welt?“ fragte der Präsident, einen warmen Blick auf das geistvolle Gesicht des Fremden werfend, welcher diesen innig durch das seltsame Blinzeln seines Auges erwiderte.

„Welchen Namen führst Du in der profanen Welt?“

„Ledru Rollin,“ antwortete mit Würde der Franzose.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?“

„Scorpion!“

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?“

„In der Loge „des Gekreuzigten“ zu Brüssel.“

„Welches Alter hast Du?“

„Dreißig Jahre!“ antwortete der Grimmigste der Feinde Louis Napoleons, indem er durch ein Zeichen zu erkennen gab, daß er Vice-Präsident vom Stuhle sei.

„Nummer neun,“ erscholl die Stimme des Präsidenten wieder. Der gerufene Adept erschien.

„Wie nennt Dich die profane Welt?“

„Sebastian Gonzalvo de Cordes,“ antwortete der Spanier.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?“

„Vernunft!“

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?“

„In der Loge „der Sünder“ zu Neapel!“ erwiderte der Spanier.

„Welches Alter hast Du?“

„Fünf Jahre,“ versetzte der Gefragte und machte das Zeichen der Meister vom Stuhl.

„Nummer zehn!“ rief der Präsident, indem er einen forschenden

Blick auf den Herantretenden warf. Dieser war ein Mann mit einem intelligenten Gesicht, freundlich blickenden Augen und herzgewinnendem Wesen.

„Wie nennen Dich die Profanen in der bösen Welt?"

„Anton Hecker," entgegnete der Mann des Volkes, indem ein freudiges Gemurmel durch die Menge ging.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Adler!" erwiderte Hecker.

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?"

„In der Loge „der Volksfreunde" zu Genf."

„Welches Alter hast Du?"

„Neunundzwanzig Jahre," sagte der Kämpe für Volksrechte, indem er das Zeichen der „weißen Brüder" machte. Eine Würde, welche nur wenige Personen des ganzen Weltalls in den Mutterlogen einnehmen.

„Nummer eilf!" befahl der Präsident mit einer Stimme, welche deutlich erkennen ließ, daß er den Werth der Zeit zu schätzen wisse und nicht eine Sekunde gutwillig davon verlieren wolle.

„Wie nennen Dich die Profanen?"

„James Savres," sagte der Yankee.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Granit!" entgegnete der Amerikaner, indem er einen Seitenblick auf die Heroen der Demokratie warf.

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit, Sohn des freien Landes?"

„In der Loge „des Giganten" zu Washington."

„Welches Alter hast Du?"

„Fünfzehn Jahre," versetzte der Gefragte, indem ein Zeichen verkündete, daß er die Großmeister-Würde bekleide.

„Brüder der Geweihten des Todes," rief der Präsident mit erhobener Stimme, indem er sich an die Versammlung wandte. „Ihr habt vernommen, welche Kräfte uns der Himmel zur Erlangung unseres Ziels zuführt. Ich beantrage die unbedingte Aufnahme."

Kaum hatten die Anwesenden diese Worte gehört, als sie in Gruppen zusammen traten und leise mit einander sprachen. Nach weniger als fünf Minten erhob ein Bruder, der schon einmal das Wort geführt, seine Stimme und sagte:

„Wir beantragen nach den Regeln des Bundes die Abnahme des dreifachen Eides, um genau zu erkennen, ob die neuen Adepten unserer Genossenschaft alles dasjenige gut heißen, was wir von ihnen fordern.

Großes mögen sie in ihren Tagen für Volkswohl und Menschenrechte geleistet haben, aber Größeres sollen Sie helfen durch vereinte Kraft vollbringen, deshalb mögen sie den Eid der Treue, des Gehorsams und der Dienstbarkeit leisten."

„Ihr habt die Entscheidung der Bevorzugten unter den Auserwählten gehört," wandte sich der Präsident zu den Adepten, „wollt Ihr den Schwur leisten?"

„Wir werden ihn leisten, und sei er noch so entsetzlich," erwiderte Mieroslawski nach einer Pause, in welcher er mit seinen Gefährten auf der Bahn der Volksbeglückung Rücksprache genommen hatte.

„So wiederholt im Geiste die Worte, welche ich Euch vorsprechen werde," sagte das Oberhaupt der Loge. Und nun begann er Wort für Wort in seiner dreifachen Periode den Eid vorzusprechen, den wir in seiner entsetzlichen Gestalt mehrfach gehört haben. Bei jeder Pause des Präsidenten erwiderten die uns bekannten Personen mit fester Stimme:

„Wir schwören!"

Als die Eidesleistung mit jenem feierlichen Ernste vollzogen war, welcher die Herzen der Gefühlsmenschen so mächtig ergreift, gab der Präsident den dienenden Brüdern ein Zeichen: die Thüren zu öffnen und die Brüder der niedrigen Grade in den Sitzungssaal zu lassen. Sogleich wurde dieser Befehl ausgeführt, und nach wenigen Minuten befanden sich etwa zwölfhundert Personen aller Stände im Saale.

„Brüder!" begann das Oberhaupt mit feierlicher Stimme. „Das große Werk der Vereinigung aller Kräfte auf dem Felde der Demokratie ist gelungen. Die Pfeiler und einzigen Stützen der europäischen Revolutionen gehören jetzt dem Bunde der Geweihten des Todes an. Zahlreich sind die Wächter, die da Aug' und Ohr haben für fremdes Leid und den Jammer der Völker aller Staaten vor unsern Richterstuhl bringen werden.

Ihr wißt sehr wohl, das wenige Staaten von dem Hauche der Revolution verschont geblieben sind. Der Feuergeist warf die Strahlen seiner brennenden Fackel in die Herzen der vor Jammer und Noth Verzagenden und ließ helle Flammen der Volkswuth über die Häupter der Peiniger zusammenschlagen. Der mächtige Brand wälzte sich über die halbe Erde und rief manch' in Knechtschaft schmachtendes Volk unter die Waffen. Aber Gott hatte kein Erbarmen mit der entsetzlichen Noth seiner armen Menschenkinder. Daß Maß des Leidens war noch nicht voll! Die Stunde der Wiedervergeltung nicht für sie reif genug.

Aus tausend und abermals tausend Wunden blutend, unterlag das heldenmüthige Volk der **Ungarn**. Die Horden der Barbarei schlugen Mann, Weib und Kind darnieder und ließen ihre entfesselte Wuth auch an dem unglücklichen Polenlande in grausamer, entarteter Weise aus.

Wo ist jetzt noch ein Land, wo Menschennoth und Menschenrechte nach Gebühr geachtet werden? — Verbannt aus der Heimath und verfolgt über den ganzen Erdball, fliehen die tapfersten Söhne ohne Ruhe und Rast und leben von der Mildthätigkeit fremder Herzen.

Wir haben gesehen, daß diejenigen Völker, welche aus eigener Machtvollkommenheit ihre Fesseln brachen und muthig zu den Waffen griffen, um das langjährige Joch der Sclaverei abzuschütteln, nur einen kurzen Sieg, wohl aber ein härteres Loos errangen. Der Geist Gottes war nicht mit ihren Werken, denn sie verließen den Boden des Rechts.

Blicken wir auf Frankreich, meine Brüder, so finden wir, daß in einem Menschenalter vier Regierungsformen gewaltet haben. Nämlich das legitime, dann das republikanische, ferner das Wahl- und zuletzt das Gewaltsystem. Welches war nun das Beste? Fragt den Bürger und den Kaufmann und beide werden Euch sagen: „wir wollen Frieden und Verdienst haben". Fragt den Aristokraten und er wird Euch antworten: „mein Heil blüht nur in einer geregelten Monarchie". Fragt Ihr nun aber den armen Tagelöhner, so wird er erwidern: „mir ist es gleich wer regiert, ich will Brod haben für Weib und Kind".

Wodurch können nun aber diese Parteien in ihren verschiedenen Ansichten, aber in ihren gleichen Wünschen, volle Befriedigung erlangen? werdet Ihr fragen. Ich antworte Euch nur einzig und allein durch das — **legitime System!**"

„Ruhig, meine Brüder!" donnerte die gewaltige Stimme des Präsidenten, als er die Sensation wahrnahm, welche seine seltsamen Worte auf die Menge hervorgebracht hatte.

„Ich wiederhole noch einmal, nur das legitime System, die erbliche Monarchie von Gottesgnaden ist die einzige Waage, welche die Geschicke der Völker nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse für alle Zeiten abzuwägen im Stande ist, wenn — **die Gewichte geaicht und richtig gehandhabt werden.** Jedem sein **volles** Maß und sein **richtiges Gewicht** nach den **verbrieften** Gesetzen gegeben, und die ödeste Steppe wird zum Eden Gottes."

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte die lautlose Menge die Worte ihres weisen Präsidenten und immer mehr und mehr schwand

der finstere Ernst von den Gesichtern der Volksmänner aller Staatengruppen. Sie fühlten die tiefe Wahrheit heraus, und ein unterdrückter Seufzer flog hinüber zu dem theuren Vaterlande mit der Frage: „Hast Du richtige Gewichte?"

„Die Vorboten des gewaltigen Orkans, welcher über ganz Europa mit Macht hereinbrechen wird," begann der Präsident wieder, „zeigen sich in unverkennbaren Spuren. Der große Geist zieht heran, um zu richten die Krämer mit falschem Gewicht!

Es war bisher die Aufgabe meines Lebens, die unbändigen Naturen zu bändigen, die unruhigen, revolutionairen Elemente möglichst zu einem Ganzen zu vereinigen und mit ihnen den Kampf zu bestehen, der da unvermeidlich heranzieht.

Dieses Werk ist als gelungen zu betrachten, meine Brüder," fuhr der Präsident nach einer Pause fort. „Werft einen Blick auf diese Männer, Vulkane schlummern ungeläutert in ihrer Brust. Die Natur ist aber durch den Eid, den sie geleistet, gefesselt, ja gebändigt. Ihr Geist sowohl wie ihr Körper gehören einzig und allein jetzt der allgemeinen Sache der Völker Europas an.

Kein Land der Erde wird sich seiner Tyrannen ohne Hülfe anderer Mächte entledigen können. Gleich dem Vogel Phönix werden neue aus der dampfenden Asche entstehen und der Ehrgeiz, die Habsucht sowie die Bosheit werden auf dem Throne der Fürsten Gottes ihr frevelhaftes Spiel treiben. So war es früher im lieben Deutschland, in Polen und in den Ländern, wo der Wahlfürst hervorging.

Vereinigt zu einer großen geheimnißvollen Macht, bilden wir mit unsern zweimalhunderttausend Mitgliedern, welche zerstreut auf der Erde an dem Werke der Befreiung der Völker aller Staaten emsig arbeiten, einen Fels, den die Fluthen nicht unterhöhlen werden. Mit dieser Macht werden wir den Riesenkampf bestehen und die Fürsten segnen, welche ihre Hand zum Wohlgelingen unseres erhabenen Ziels bieten.

Finster und unheimlich sind die Wege, welche der Abkömmling der galanten Hortensia, Exkönigin von Holland, wandelt, und auch wandeln muß, denn sein Reich ist von dieser Welt. Die Weihe Gottes fehlt seiner Dynastie, deshalb wankt sie in allen Fugen und droht mit dem Absterben Louis Napoleons in das frühere Nichts zu verfallen. Ihr habt hier wieder das Beispiel, daß nur das legitime Prinzip — aber in reiner unverfälschter Weise bestehen kann.

Fürst und Volk soll eine Mauer sein. So war es früher, blickt in die Geschichte Preußens und, Ihr findet den großen Friedrich mit

seinem Volke. Erinnert Euch des Jahres 1813, und Ihr findet Friedrich Wilhelm III. in seinem Volke. Werft aber einen Blick auf Neapel, und Ihr findet Franz II. ohne sein Volk in Rom, Unheil säend. Versetzt Euch in Gedanken nach Frankreich, und Ihr findet die Familie des Wahlkönigs verbannt in England. Wogegen in einer gottesfürchtigen Monarchie es wohl einmal zwischen Fürst und Volk nicht stimmen kann, im Grunde genommen aber Alles wieder nach und nach ausgeglichen wird.

Ein Herrscherhaus, welches den Herrn fürchtet und „Ehrlichkeit gegen sein Volk als einzige, richtige Politik" betrachtet, wird immer im Herzen der Völker leben.

Die alten Monarchien haben den neuen Geist wohl erkannt, und gelernt mit der Zeit zu gehen, wenn dies nun auch nicht so schnell gehen mag, wie Tollköpfe verlangen. Das republikanische System Amerika's paßt nicht in die Formen Europa's. Die neue Welt errichtete ihren Regierungsbau auf dem Fundament der menschlichen Vernunft. Jahrhunderte werden noch vergehen, ehe Europa diese Vernunft von Amerika erben wird. Dieses Land der Freiheit und der Gleichheit ist jetzt vollgepfropft mit unlautern Elementen. Kaum kam ein Staat durch die Auswanderungslustigen in Aufnahme, so wurde er zu einer Cloake, zu einem wahren Abzugsgraben. Alles Gesindel strömte dort zusammen, und die verschiedensten Elemente feierten dort durch ihr ekelhaftes Spiel den Sabath der Hölle. Viele Jahre vergingen, ehe die Staaten sich von Parteisucht, Mord und Todtschlag, überhaupt vom Schlammwirbel in Etwas reinigen konnten. Der nördliche Himmel Amerika's reinigte durch ein schweres Gewitter zuerst die schwüle Luft von den entarteten Leidenschaften menschlicher Schwäche. Die düsteren Wolken zogen nach dem südlichen Himmel zu und vereinigten sich hier zu einem gordischen Knoten, welcher durch die starke Hand der Nord-Staaten vernichtet werden muß. Die civilisirte Bosheit der Culturmenschen verachtet die Menschenrechte seit Jahrhunderten und treibt höllischen Wucher mit dem Leben der armen Neger. Ganze Sclavenstaaten sind zu einem unerhörten Elende aus dem Nichts hervorgegangen, und mächtig brausen die Töne des Jammers, der Verzweiflung und der Noth über den Erdball und erwecken den Grimm der Civilisation. Die Seelenverkäufer wittern schon den Bannstrahl, der sie unvermeidlich in ihrer früheren sorglosen Ruhe treffen und vernichten wird."

Ein beifälliges Gemurmel durchlief die Versammlung. Der Präsident fuhr mit begeisternder Stimme in seiner Rede fort:

„England, auf die Machtentwicklung der Vereinigten Staaten Amerika's neidisch, sucht seit Jahrhunderten den Lebensnerv der Amerikaner zu vernichten. Durch Mittel allerlei Art sucht es die Kluft zwischen den Nord- und Südstaaten zu vergrößern und den schlummernden Vulkan zur hellen Flamme anzuschüren, um dasjenige möglichst wieder zu erlangen, was es durch Barbarei, durch Verhöhnung aller Menschenrechte verloren hat. Zu diesem Bubenstücke sucht das stolze England nun aber einen eifrigen Bundesgenossen. Wo kann es einen treueren Freund zu schändlichen Thaten besser finden, als in Frankreich! Der Mann des 2. Dezembers, — des größten Bluttages — ist stets bereit, einen Schurkenstreich auszuüben, wenn es seinen Vortheil gilt. Schon haben die Verhandlungen zwischen ihm und Lord Palmerston stattgefunden. Das Resultat derselben ist mir bis jetzt nur oberflächlich bekannt geworden, doch ehe der Mond sich rundet, werde ich das große Geheimniß durch unsere Mitglieder erfahren haben. Man will die Nordstaaten durch Mitwirkung geheimnißvoller Mächte zu einer Kriegserklärung gegen die Südstaaten drängen. Gleichzeitig sollen die Südstaaten durch Versprechungen von ansehnlichen Hülfsmitteln aufgestachelt werden, den Kampf gegen Nordamerika anzunehmen. Die verbündeten Mächte — Frankreich und England — wollen die Südstaaten im Geheimen mit Geld, Kriegsbedarf und erfahrenen Offizieren unterstützen, um die Möglichkeit des Sieges wahrscheinlich zu machen. Gelingt es den Südstaaten als Sieger aus dem Kampfe gegen die Nordstaaten hervorzugehen, so soll der Süden durch geschickte Agenten zu Uebergriffen in so weit getrieben werden, daß Frankreich und England Veranlassung finden, als Beschützer der Civilisation mit bewaffneter Hand einzugreifen, um sich dann leicht in den Besitz von ganz Amerika zu setzen. England erhält die Nord- und Frankreich die Südstaaten als Lohn ihrer nichtswürdigen Politik.

„Diesen Plan der Verblendeten werde ich bis zu einem gewissen Grade fördern!" rief der Präsident mit erhobener Stimme, „denn in ihm liegt das Saatkorn zu einer europäischen Umwälzung der bestehenden Dinge. Abraham Lincoln soll aber zur rechten Zeit erfahren, wer seine eigentlichen Widersacher sind. Jede Schandthat der Verbündeten im Interesse des Südens und zum Nachtheile des Nordens — soll zur Kenntnißnahme des Präsidenten von Nord-Amerika gelangen, und muß es unsere einzige Aufgabe sein, den Norden mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln so kräftig zu unterstützen, daß dieser als Sieger aus dem unnatürlichen Kampfe hervorgeht.

Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, hat das gute Recht den Pfuhl

der Sünde, — die Kinder der Hölle vernichtet, dann wird Nord-Amerika mit seiner Million im Feuer erprobter Krieger und seiner gewaltigen Flotte, Rache nehmen an den Uebermüthigen in Frankreich und den wucherischen Seelen Alt-England's.

Betreten die Söhne des freien Amerika's den europäischen Boden als Feinde ihrer Widersacher, so wollen wir sie als Freunde begrüßen und ihr Werk durch eine allgemeine Schilderhebung der Volkskräfte in Frankreich möglichst fördern.

Ist die Dynastie Louis Napoleon's vernichtet und der Thron befreit von dem Usurpator, dann . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Rede des Präsidenten durch einen mächtigen Schall, welcher durch das Anschlagen einer hellklingenden, großen Glocke hervorgebracht schien und als Warnungszeichen galt, unterbrochen.

Eine lautlose Stille herrschte im Saale. Jedes Auge hing fragend an dem forschenden Antlitz des Präsidenten, welcher seine eisige Ruhe vollkommen bewahrte.

„Erwarten wir das zweite Zeichen!" rief der Präsident im befehlenden Tone.

Kaum waren diese Worte verhallt, da ertönte der zweite Schall in langsam dahin sterbendem Tempo.

„An die Schleusen!" donnerte jetzt die Stimme des Oberhauptes der Geweihten des Todes.

Mehr als funfzig Personen verließen in hastiger Eile durch verschiedene Ausgänge den Saal.

Da erklang das dritte Zeichen in unverkennbarer Hast.

„Schleusen aufgezogen!" ertönte die befehlende Stimme des Präsidenten wieder. „Die Fallthüren geöffnet!"

Nach wenigen Sekunden drang ein mächtiges Brausen zu den Ohren der inzwischen bewaffneten und kampfgerüsteten Menge. Die Fluthen der Themse drangen in unaufhaltsamen Strömen durch tiefe, mit festem Mauerwerk versehene Gräben.

Jedermann wartete auf die weiteren Befehle des Präsidenten. Doch ehe diese noch erfolgen konnten, öffnete sich plötzlich eine in der Mauer befindliche, durchaus unsichtbare Thür, welche nur durch einen geheimen Mechanismus zu öffnen war, und eine Gestalt im dunklen Mantel gehüllt, das Gesicht mit einer Maske bedeckt, betrat in hastiger Eile den Saal.

Hunderte von Händen erhoben ihre Schußwaffen, um das tödtliche Blei auf den Körper des Fremden zu schleudern, aber ein don-

nernder Ruf des Präsidenten brachte die bewaffneten Hände in Unthätigkeit, während der Unbekannte näher an die Estrade in furchtloser Haltung herantrat.

„Die Sicherheitsventile geöffnet und die Schleusen geschlossen," befahl der Präsident.

Augenblicklich wurde dieser Befehl vollzogen.

„Wer bist Du, Fremdling?" fragte die Stimme des Marquis Posa, indem er sich an den Fremden wandte und einen forschenden Blick auf seine edle Gestalt warf.

„Die Hoffnung unsers Jahrhunderts!" antwortete der Unbekannte mit wohltönender Stimme, indem er dem Präsidenten ein geheimnißvolles Zeichen gab, welches darin bestand, daß er seinen Mantel lüftete und ein großes Kreuz von Brillanten, welches auf seiner Brust hing, dem Blicke des Präsidenten darbot. In der Mitte dieses Kreuzes befanden sich auf rothem, emaillirtem Grunde drei Lilien.

„Ich heiße Dich willkommen in der Mitte Deiner Brüder," sagte der Präsident ehrfurchtsvoll. „Doch was bewog Dich einen Eingang zu diesem Saale zu wählen, den wir nur beide kennen und der leicht Dein Leben in Gefahr bringen konnte?"

„Durch Einwirkung des schlechten Wetters verzögerte sich meine Reise," entgegnete der Fremde, „ich wurde dadurch verhindert zur festgesetzten Stunde in dieser Versammlung zu erscheinen, weshalb ich gezwungen war, den Weg des dritten Grades unserer Genossenschaft zu wählen. Als ich nun beim kleinen Stern — wo sich die verschiedenen Wege der Gänge kreuzen — anlangte, schien es mir, als verfolgte mich der Schatten einer dunklen Gestalt. Ich beschleunigte meine Schritte, doch der Schatten blieb in gemessener Entfernung an meiner Ferse. Ein Schuß aus meinem Terzerol verscheuchte zwar denselben, doch kurz vor der Fallthür, welche den Eingang zu dem geheimen Gang sichert, tauchte derselbe Schatten in der Dunkelheit wieder auf. Ich wandte mich und ging mit gezücktem Dolche auf ihn zu, aber als ich die Stelle erreichte, wo die Gestalt noch vor wenigen Augenblicken gestanden, war diese plötzlich spurlos und in unerklärlicher Weise verschwunden. Gleich darauf hörte ich aber das heftige Zuschlagen einer der vielen Fallthüren in dem sogenannten Kreuzgange."

Der Präsident sowohl wie die ganze Versammlung hatte in lautloser Stille den Worten des Fremden ihr aufmerksames Ohr geliehen.

„Man fordere den Bericht sämmtlicher Pförtner ein," befahl der

Präsident, worauf sich sechs dienende Brüder eiligst durch verschiedene Ausgänge aus dem Saale entfernten.

„Lassen wir uns durch diesen seltsamen Zwischenfall in unserm Werk nicht weiter stören," fuhr der Präsident nach einer kleinen Pause fort, indem er sich an die beruhigte Menge wandte. „Bis hieher kann der Fuß eines Verräthers nicht dringen, wenn die Pförtner wachsam ihre Pflicht erfüllen, was jederzeit unzweifelhaft geschieht, da sie wissen, daß Pflichtverletzung durch den Tod bestraft wird. Kehren wir jetzt wieder zu unserer Aufgabe zurück. Die Anwesenheit dieses Fremden mag Euch nicht geniren, sein Ziel ist das Unsere. Ich bürge für ihn, und sein Charakter als Großprior der Loge „Hannibal" zu Kopenhagen, giebt ihm ein Recht in unserer Mitte zu erscheinen.

„Ich wiederhole nun noch einmal: — Ist die morsche Dynastie Louis Napoleon's vernichtet und Frankreich befreit von der Willkür des meineidigen Machthabers, dann muß die Brücke gefunden werden, welche den letzten Abkömmling der Bourbons auf den Thron seiner Ahnen führt. Diese Brücke führt den Namen Napoleon Bonaparte und wird von mir auf festen Grundpfeilern erbaut werden.

Das französische Volk, aufgestachelt zur höchsten Wuth gegen den verhaßten Peiniger, bedarf nach der großen Blutarbeit einer Abkühlung. Es hängt mit vergötterter Liebe an dem Namen Napoleon. Der Uebergang zu dem Prätendenten der Bourbons muß daher in vorsichtiger Weise geschehen. Unsere Agenten werden dieses Werk durch Gold bewerkstelligen. — Ist dieses Ziel erreicht, hat der letzte der Bourbons den Thron seiner Väter eingenommen, so haben wir für unsere weitere Aufgabe zwei mächtige Bundesgenossen — nämlich Frankreich und Amerika gewonnen und können dann ungehindert mit unserm Plane aus der Dunkelheit an das helle Tageslicht treten.

Jener Fürst, welcher mit unserer und Amerika's mächtiger Hülfe den Thron Frankreichs einnehmen wird, hat aus dem großen Buche der Natur gelernt, die Wohlfahrt seines Volkes nach göttlichen Regeln zu fördern. —

Eine neue Zeit — eine Zeit des höchsten Segens wird für Europa, ja für den ganzen Weltenkreis beginnen," fuhr der Präsident mit erhobener Stimme fort. „Die Fürsten werden die Wahrheit der neuen Regierungstheorien begreifen lernen — vielleicht aber erst durch die Nothwendigkeit. Nur ein Nord- und ein Süddeutschland unter dem Scepter zweier Fürsten wird existiren, und jeder Mensch diejenigen Rechte genießen, die Gott in seiner undurchdringlichen Weisheit dem ersten Menschen als sein Ebenbild mit auf die Welt gab.

Ich befragte den großen Geist, den Schöpfer jedes Dinges, den Regierer jeder Bewegung, die Quelle jedes Fortschrittes nach dem mächtigen Hebel zum Gelingen unseres heiligen Zieles; und ich erkannte durch seine, für ein blödes Auge unerforschlichen Schickungen, daß seine strafende Hand auf Frankreich wies.

Die Menschen waren seit zweitausend Jahren Sclaven oder Leibeigene, werft einen Blick auf die Karte Europa's und sagt mir, ob sie es noch sind? Mächtig haben unsere Brüder auf der Oberfläche der Erde unter meiner Leitung gearbeitet. Ueber den ganzen Erdball ist der neue Geist gedrungen. Von Nord zu Süd, von Westen zu Osten glimmt der Feuerbrand unter der leichten Decke und Milliarden fordern in geregelter und gesetzlicher Weise ihre Rechte als Kinder des Allgewaltigen. Wer vermag den entfesselten Orkan zu hemmen, wenn die Stunde der Abrechnung schlägt? —

Schwören wir für uns und unsere Nachkommen, nicht eher auszuruhen von dem großen Werke, als bis wir ihn festgestellt haben, den heiligen Wahlspruch — Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft unter den Menschen!"

Auf diese Worte des Oberhauptes der Geweihten des Todes folgte ein begeisternder Beifall, doch unter dem Jubelrufe machten sich, auf die allgemeine Begeisterung niederfallend wie jene eiskalten Wassertropfen, welche vom Gewölbe eines feuchten Felsen auf eine von Schweiß triefende Stirn fallen, ausgesprochen von einer scharfen, schneidenden Stimme die Worte hörbar:

„Ja, schwören wir!"

Ein durchdringender Blick des Präsidenten durchfurchte die Menge und beleuchtete, wie der Strahl eines Spiegels, das bleiche, edle Gesicht des Unbekannten, welcher auf wenige Augenblicke die Maske entfernt hatte und mehr in den Hintergrund getreten war.

„Es sei, wie Du gesagt hast," rief der Präsident im feierlichen Tone, indem er das Crucifix erhob und auf den geheimnißvollen Fremden deutete.

Die Beisitzer des Präsidenten ergriffen den Dolch und den Strick und hoben diese Dinge in gleicher Höhe mit dem Crucifix. Hierauf erhoben sämmtliche Anwesende die drei ersten Finger der rechten Hand und riefen einstimmig:

„Wir schwören bei dem Blute des Erlösers!"

„Und nun entfernt Euch, Geweihten des Todes," sagte der Präsident mit herzgewinnender Stimme. „Eure Aufgabe ist groß, so groß, daß, durch welches Thal der Thränen oder des Blutes Ihr auch

schreiten möget, Eure Nachkommen Euch um die heilige Sendung, die Ihr erfüllt, beneiden werden; und wie jene Kreuzfahrer, die sich immer zahlreicher und gedrängter auf den nach den heiligen Orten führenden Wegen folgten, werden sie nicht stille stehen, obgleich sie sehr oft ihre Straße nur an den gebleichten Knochen ihrer Väter zu erkennen im Stande sein dürften. Muth also, Apostel der Loge Germanien's! Muth Ihr Volkstribunen! Muth Du Mann mit der Maske — Du Hoffnung unsers Jahrhunderts."

Das Oberhaupt hielt inne; denn der Beifallsruf der Menge erschütterte, dem Rollen des Donners ähnlich, die gigantischen Wölbungen des mächtigen Saales, und hob die Herzen der Kleinmüthigen oder Bedächtigen zu einer fanatischen Begeisterung.

Als der Sturm sich gelegt, theilte der Präsident der Versammlung die inzwischen eingelaufenen Berichte der Pförtner mit. Nach diesen war von den in den Gängen patrouillirenden Wächtern eine Gestalt entdeckt worden, die bald an dem einen Ende auftauchte, bald am andern auf geheimnißvolle Weise verschwand, weshalb die Wächter das Warnungszeichen gaben.

Da dieser seltsame Vorfall nicht weiter zu ergründen war, so befahl der Präsident das Aufziehen sämmtlicher Fallthüren und gab durch eine Handbewegung das bekannte Abschiedszeichen. Die Bundes-Insignien verschwanden mit dem silbernen Kasten, und Jeder von den Brüdern verbeugte sich vor der Estrade, wo, wie ein zweiter Peter der Einsiedler, der neue Apostel den Kreuzzug der Freiheit gepredigt hatte, wiederholte den verhängnißvollen Spruch: „mors tyrannis" und entfernte sich durch die Gänge der unheimlichen Gruft. Mit dem Letzten erlosch das Licht der Lampen und das Oberhaupt der Loge der Geweihten des Todes blieb allein, begraben in den Eingeweiden der Erde, verloren im Schweigen und in der Finsterniß, jenen Göttern Indiens ähnlich, in deren Mysterien der große Adept eingeweiht schien.

IV.

Saat und Frucht.

Die goldenen Strahlen der Sonne beleuchteten die vielfach verschlungenen Straßen Dresden's im Mai des Jahres 1860. Der junge

Maitag lächelte freundlich und mit sanfter Milde in die Gemächer der Bewohner dieser von allen Touristen besuchten Hauptstadt Sachsens.

In einem Zimmer der Belle=Etage eines eleganten, in der Pillnitzer Straße belegenen, Hauses, saß die schöne Tochter des Commerzienraths Heiduck an ihrem Stickrahmen, während ihr gegenüber, in der Ecke des elegant meublirten Gemaches, ein prachtvoller Papagei sich abwechselnd in dem Messingreife seines Bauers wiegte, oder gemächlich sein Frühstück verzehrte. Der Commerzienrath war eben in das Zimmer seiner Tochter Anna, unverkennbar in böser Laune, getreten und hatte sich in nachlässiger Haltung in die eine Ecke des weichen Divans geworfen. Die Unterhaltung zwischen Vater und Tochter war sehr förmlich, indem Anna nur kurze, frostige Antworten auf die Fragen des Commerzienraths gab. Zuletzt stockte sie ganz, und eine lautlose Stille herrschte im Zimmer. Der Hausherr hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte, in Träumereien versunken. auf den Boden des Gemaches. Nur selten ließ er den matten Blick an der Tochter am offenen Fenster oder an dem Papagei in der Ecke vorübergleiten. Sein finsteres, tiefgefurchtes Gesicht trug unverkennbar die nationalen Züge des Russen, während Anna's reizendes Profil mit den sanften Schönheitslinien des Orients gezeichnet erschien. Drückend, wie Gewitterluft, strömte der Hauch einer geistestödtenden Langeweile durch das mit allem Comfort ausgestattete Zimmer, welche sich bei Anna im ungeduldigen Seufzen merklich kund gab. Nur Peppo, der Papagei, allein bemühte sich seinen Vorrath von erlernten Redensarten zum Besten zu geben, ohne aber die mindeste Aufmerksamkeit der Anwesenden zu erregen, oder ein Schmeichelwort für seine Leistungen zu ernten. Verdrüßlich ließ er das den Papageien eigne unangenehme Kreischen hören, schlug dann plötzlich vor Freude mit den Flügeln und ließ ein ohrenzerreißendes Jubelgeschrei durch das Zimmer dringen, worauf er die Worte: „August lebt, Conrad todt!“ ziemlich deutlich sprach. Waren seine früheren Plaudereien auch von Anna und ihrem Vater vorher nicht beachtet worden, so zuckten Beide doch, wie durch einen elektrischen Schlag schmerzlich berührt, heftig zusammen. Unwillkürlich suchten und fanden sich ihre Blicke, wichen jedoch eben so schnell scheu wieder aus, und die finsteren Augen des Commerzienraths hafteten noch starrer am Boden fest.

Eine qualvolle Pause trat ein, jetzt nicht mehr in Folge der Langeweile, sondern der trübsten Erinnerungen; doch kaum öffnete der Papagei auf's Neue den Schnabel, um die letzten Worte zu wieder=

holen, als sich Anna schnell erhob nnd ein dunkles Tuch über den blanken Käfig warf, um den Schwätzer endlich zur Ruhe zu bringen.

Auch der Commerzienrath hatte seinen Platz auf dem Divan verlassen und ging in unruhiger Weise im Zimmer auf und ab, während die hohe Röthe mit der fahlen Leichenblässe auf seinem finsteren Antlitz wechselten.

Endlich blieb er vor seiner Tochter stehen und sagte im beinahe herzlichen Tone:

„Anna, ich bitte Dich, den unberufenen Schwätzer aus Deiner Nähe zu verbannen, so lange ich bei Dir im Zimmer bin, oder aber ich müßte dasselbe ganz meiden. Ich hoffe, Du wirst meine Bitte erfüllen."

„Ganz gewiß, mein Vater," entgegnete Anna in sichtbarer Verlegenheit, fügte dann aber, wie entschuldigend, hinzu: „Peppo hat seit langer Zeit diese Worte nicht gesprochen, und heute nun so unvermuthet — so plötzlich — man könnte fast an Vorahnungen glauben."

„Glaube an was Du willst," antwortete der Commerzienrath Heiduck verdrießlich. „Ich glaube, es war unbesonnen von Dir, den gelehrigen Thiere jene Namen vorzuschwatzen."

„Ich that es nicht," versetzte sie zögernd, und in leiserem Tone fügte Anna hinzu: „August that es selbst in der letzten Zeit, wo Con . . .

„Nenne diesen Namen des Nichtswürdigen in meiner Gegenwart nicht!" rief der Commerzienrath heftig erregt. „Also August Graf that es," sagte er nach einer Pause mit der Hand über die Stirn fahrend. „Das sieht ihm ganz ähnlich, — er that's aus Hohn und Rache, weil er wußte, wie sehr ich mich bemühen würde, diese Namen — die meinen Namen geschändet und mein Haus entehrt haben, zu vergessen. — — Oder," wandte er sich mit forschenden Blicken an seine Tochter," geschah es vielleicht in der Absicht, Deine Erinnerungen an ihn stets wach zu halten, und in Deinem Herzen, wenn auch nur einen Funken des Widerspruchs gegen meinen Willen zu sichern, welcher Dich früher oder später bewegen könnte, die Gewalt Deiner Bitten oder Thränen an mir zu erproben? Anna," fügte er liebevoll hinzu, „Du weißt, daß ich den leisesten Wunsch in Deinen Augen lese und freudig zu erfüllen suche, wenn ich irgend kann, doch magst Du jede Bitte, jede Thräne ersparen, die jene beiden Menschen betreffen, welche für mich nicht mehr existiren. Du kennst meinen eisenfesten Willen, ich habe nur Dich, die ich liebe, der Sohn, den ich verachten muß, ist todt für mich."

„Warum aber ist der Verstand im ewigen Zwiespalt mit dem

Herzen?" entgegnete die schöne Anna eifriger als zuvor. „Er muß todt sein für Dich, Dein Verstand will es so; und dennoch lebt er, vielleicht ein elendes Leben, bedrängt von allen den unbarmherzigen Feinden eines Verstoßenen: Gram, Sorge, Noth, Verachtung, Versuchung, die ihn noch tiefer in den Abgrund stürzen und ein moralisches Erheben vielleicht unmöglich machen. Dieser Gedanke ist es, der die Erinnerungen an ihn doppelt schmerzlich macht. Wüßte ich ihn glücklich — ich könnte ihn vielleicht vergessen lernen; aber ein unglücklicher Bruder behält doch ewig ein heiliges Anrecht auf unser Herz."

Der Commerzienrath schien geneigt, diese mit imponirender Würde gesprochenen Worte seiner Tochter in harter Weise zu erwidern, denn sie hatte die wundeste Stelle seines Herzens empfindlich berührt, er kniff heftig die Lippen zusammen und schwieg.

„Und August," fuhr sie mit thränenvoller Stimme fort, „welcher allen Anspruch auf unsere heiligste Dankbarkeit hat, welche man seinem Lebensretter aus tiefster Seele zollen soll, was hat er verbrochen, daß Du ihm in schnödester Weise das Haus verbotst? — Ist es denn ein so gewaltiges Verbrechen, daß der arme, namenlose, aber doch immer geschickte Arzt die Tochter des reichen Commerzienraths Heiduck liebt? Seine Kunst, seine aufopfernde Liebe gab mir mein Augenlicht, das höchste Glück des Menschen, wieder, und mein Herz schlug dem Retter meines Lebens in dankbarer, innigster Liebe freudig entgegen, als er den elenden Mammon in hochherziger Weise ausschlug, den Dein kaltes Herz ihm für seine edle That bot.

Ich werde ihn ewig lieben und niemals die Gattin eines Anderen werden, sollte mich auch der Fluch des Vaters treffen, sollte . . ."

„Halt ein, gottloses Kind!" rief der Commerzienrath leichenblaß. „Nennst Du diese Gefühle „Kindesliebe"? — Es ist fast unglaublich! Ein Mensch, dem seine magere Praxis kaum das Leben fristet, der sich durch eine glückliche Kur und durch meine Empfehlung einen kleinen Ruf erworben, wirbt um meine Tochter und verbittert mir durch seine Ansichten von Menschenwürde und durch sein seltsames Festhalten an der Freundschaft zu dem Elenden — den ich einst Sohn nannte, das Leben. Die Tochter des reichen Commerzienraths Heiduck will die Gattin von des Lohndieners Sohn mit dem pomphaften Namen Napoleon Buonaparte — das Aushängeschild seiner Bastardschaft — werden. Wahrlich, man könnte den Verstand verlieren! Wäre er noch im Stande, seine Abstammung glaubwürdig zu beweisen, so könnte man ihm vielleicht einen Titel und entsprechende Einkünfte durch Protection verschaffen, so aber ist dies unmöglich. Gutherzige Menschen, die sei-

nen albernen Versicherungen Glauben schenken, haben ihm aus milden Stiftungen Stipendien verschafft, um seine Studien als Arzt beginnen und beendigen zu können, und aus seinen kärglichen Einnahmen unterstützt er noch seinen alten Vater, um ihn vor Noth zu schützen. Aus solcher Familie nun entsprossen, wagt er es, keck zu Dir emporzublicken, spricht von Liebe, ewig glücklicher Vereinigung? In der That unerhört! Als ob sich des Lebens festes Haus erbauen ließe aus Empfindungen, Träumereien, Schwärmereien und Liebeleien! Aus solchen sentimentalen Stimmungen entspringen in der Regel die gemeinsten Folgen in der Ehe. Geld ist der einzige feste Grundstein der sogenannten irdischen Seligkeit; und wo dieses allmächtige Fundament mangelt, da kann keine nährende Herbstfrucht reifen. Hab' ich deswegen zwei Drittel meines Lebens in Mühe und Arbeit verbracht, um den Stolz meines Alters, Dich, meine Tochter, und mein Hab und Gut einem armen jungen Laffen nachzuwerfen, der vor Eigendünkel auf seine hohe Geburt, nicht weiß, wie er die Nase tragen soll, und der nichts weiter zur Mitgift bringt, als ein zärtliches Herz und ein mittelmäßiges Genie. — Nein, meine liebe Tochter, diese Grille laß nur aus Deinem Köpfchen fahren, ich habe Höheres mit Dir im Sinne."

Anna hatte die verletzenden Worte ihres Vaters gegen den Geliebten, den ihre ganze Seele umfaßte, mit ruhiger Ergebung mitangehört. Nur zuweilen blitzte ein Funken des Zornes aus ihren dunklen Augen, und schon schwebte ein hartes Wort der Erwiderung auf ihren Purpurlippen, als plötzlich ein Diener hereintrat und den Grafen von Mandelström meldete.

Es schien Vater und Tochter erwünscht, durch die Dazwischenkunft des Fremden der Fortsetzung einer so wenig erfreulichen Unterhaltung überhoben zu sein. Der Commerzienrath gab dem Diener ein Zeichen, welches andeutete, daß der Graf eintreten möge.

Dieser erschien in der modernsten, eleganteſten Toilette, begrüßte mit jenem herablassenden Wesen, welches der jungen Aristokratie eigen ist, den Commerzienrath und eilte dann zu Anna, die in gemessener Haltung am Fenster stand, um deren feine, zarte Hand zu küssen. Doch ein ernster, eisiger Blick schreckte den Kühnen zurück. Der Commerzienrath, welcher das verletzende Wesen seiner Tochter wohl bemerkt hatte, glaubte, es sei gerathener, Beide allein zu lassen, weil es dem feinen, gewandten Höfling doch wohl gelingen dürfte, die Zuneigung seiner Tochter, wie er es wünschte, zu erlangen.

Kaum hatte der Commerzienrath das Zimmer verlassen, als der

Graf noch einmal bei Anna sein Heil versuchte. Mit glühenden Worten schilderte er der ihn kaum beachtenden Jungfrau seine heiße Liebe. Wie Honigseim flossen die Worte von seinen Lippen, wovon sein kaltes, ausgebranntes Herz aber nichts empfand, denn zu oft hatte der stolze Aristokrat mit Frauenherzen in gleicher Weise gespielt. Sein blasirtes Aeußere trug den Stempel der Uebersättigung und seine abgelebten Züge das Zeichen eines ausschweifenden Lebenswandels. Der Graf war der französischen Gesandtschaft in Dresden attachirt, seine Finanzen aber im höchsten Grade durch seine Verschwendung und Spielsucht zerrüttet, so daß er aus den nimmersatten Händen der Wucherer nur durch eine reiche Heirath herauskommen konnte.

„Antworten Sie mir, theures Fräulein," endigte er seine feurige Liebesbewerbung, „ob ich nach dem offenen Geständnisse meiner innigen Liebe zu Ihnen, jemals hoffen darf, gleiche Empfindungen in Ihrer Brust zu erwecken, welche ein festes Band um unsere Herzen zu einer ewigen Verbindung schlingen sollen."

Anna hatte sich, auf eine passende Antwort wahrscheinlich vorbereitend, über ihren Stickrahmen niedergebeugt, als er seine Rede begann; doch schon nach seinen ersten Worten ließ sie unwillkürlich die Nadel sinken, und hörte in sichtbarer Spannung sein Geständniß der innigsten Liebe an, während die zarte Rosenfarbe ihrer Wangen sich nach und nach zur glühendsten Purpurröthe wandelte. Eine heftige Bewegung ging in ihrem Innern vor, die Veränderung ihrer lieblichen Züge sprach es deutlich genug aus, und doch täuschte sich der ahnenstolze Graf in ihrer Deutung. Seit länger als einem Jahre war er der fast tägliche Gast des Commerzienraths, der von ihm durch sein elegantes Wesen ganz eingenommen war und es von Herzen wünschte, ihn als Schwiegersohn begrüßen zu können. Anna's Erröthen gab dem auf dem Felde der Liebe erfahrenen Wüstling den Muth, sein Geständniß gänzlich zu vollenden; denn, wenn auch Anna stets seinen stürmischen Liebesbewerbungen aus dem Wege gegangen war und ein frostiges Wesen an den Tag gelegt hatte, so glaubte er doch endlich die Eisrinde ihres jugendlichen Herzens durch seine feurigen Worte geschmolzen zu haben. Er hielt ihr Erröthen für den reinen Purpurschimmer der verschämten Unschuld, und doch war es nur Zornröthe gekränkten Stolzes, der bittersten Verachtung, die deutlich aus ihren Augen sprach. Ihre hohe, edle Gestalt richtete sich auf und nahm eine imponirende Haltung an, während ein stolzer Blick über die schmächtige Gestalt des Grafen glitt.

„Sie erlauben sich einen seltsamen Scherz gegen mich, Herr Graf,“ sagte sie endlich mit höhnender Stimme.

„Bei allen heiligen Empfindungen meines Herzens!“ rief der Graf eifrig, „ich sprach im feierlichen Ernste!“

Bei diesen Worten veränderten sich auffallend die reizenden Züge Anna's, und ihr schönes, sonst so belebtes Antlitz nahm die kalte, starre Maske herzloser Prüderie an. Um ihren feinen Mund spielte ein verächtliches Lächeln, während ihr dunkles Auge den Graf vernichten zu wollen schien.

„Dann zwingen Sie mich,“ sagte sie endlich, „Ihnen einen Blick in mein Herz zu gestatten und Ihnen zu sagen, — wie sehr ich Sie verachte! Nicht genug,“ fügte sie nach einer Pause im heftigen Tone hinzu, „daß Sie meinen Bruder in das Netz Ihrer erbärmlichen Ausschweifungen gelockt und sein argloses Herz mit teuflischen Künsten umstrickt haben, gelang es Ihrer beredten Zunge noch, den Unglücklichen zu einer erheblichen Wechselfälschung zu verleiten, so daß mein Vater, durch Ihre Worte bestärkt, sich entschloß, der Sache seinen Lauf zu lassen und meinen Bruder durch einen Criminalprozeß zu brandmarken. Ein Steckbrief gegen den Unglücklichen vollendete Ihr Werk, denn mein Vater verstieß den Gebrandmarkten, der seinen Namen geschändet, doch aber immer sein Kind blieb. Doch hiermit noch nicht zufrieden, ein Zweiter war Ihren höllischen Plänen noch im Wege, auch dieser mußte weichen. Mein Lebensretter, der junge Arzt, August Graf, wurde durch Ihre Agenten zu einem Kranken berufen, welcher am andern Tage durch Gift starb, nachdem er seines Eigenthums beraubt worden. Sie wußten es geschickt dahin zu bringen, daß der Verdacht auf den unschuldigen Arzt fiel, daß dieser verhaftet wurde und seine Freiheit nur durch geheimnißvolle Hülfe zu einer Flucht erhielt, die Ihnen nicht fremd sein kann. Das Interesse Ihres Kaisers geht ja mit dem Ihrigen Hand in Hand. Der erstere wünscht die Beseitigung einer Persönlichkeit, die seiner neugebackenen Dynastie gefährlich werden könnte, weil der eisenfeste Charakter derselben ihm schon deutlich genug gezeigt hat, welch' ein gefürchteter Feind in Dresden's Mauern weilt. — Ihr Kaiser sowie die ganze Welt weiß seine unlegitime Abstammung sehr wohl. Er kennt die bessern Rechte des armen Lohndieners Ernst Graf sehr gut und trachtet nun mit Ihnen dahin, diese vor der Welt im Dunklen zu vernichten. Ihr Interesse liegt aber darin, mir den Geliebten und dem Vater den Sohn zu rauben, um durch meine Hand in den Besitz der Reichthümer meines Vaters zu kommen, die dazu dienen sollen, Ihre drohenden Gläubiger zu befriedigen.

— Sie haben sich aber gewaltig verrechnet, mein sauberer Herr Graf!" rief Anna mit drohender Stimme, „denn wenn es Ihnen auch bis jetzt gelungen ist, das Lebensglück dreier Menschen zu vernichten, so soll Ihnen doch der gewünschte Lohn nicht dafür werden. Mein Vater ist viel zu schwach und bethört von Ihren gleißnerischen Worten, um Ihr höllisches Lügengewebe zu durchschauen, aber ich habe Sie genügend erkannt. Gehen Sie, Mann, mit dem Marmor-Herzen, der höhere Richter kennt Ihr fluchwürdiges Werk, und seine strafende Hand wird Sie ereilen, ehe Sie es ahnen."

Todtenblässe überzog das abgelebte Gesicht des vor Wuth zitternden Grafen bei den Worten der schönen Tochter des reichen Commerzienraths, die wie ein zürnender Engel der ewigen Gottheit mit aufgehobener, drohender Hand vor dem wuthschnaubenden Elenden stand, welcher nicht im Stande war, auch nur ein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen. Unartikulirte Laute gingen in kurzen Pausen aus seinem Munde hervor, während die Brust zu zerspringen drohte. Seine grauen Augen traten aus den Höhlen und ein weißer Gischt floß aus seinem Munde. Krampfhaft schlossen und öffneten sich die Hände, während der kalte Schweiß auf seiner niedrigen Stirn perlte, und ein brennender Schmerz in seiner Brust wühlte.

Endlich schien der von entsetzlicher Wuth herbeigeführte Starrkrampf nachzulassen. Die Brust hob sich freier, das Blut pulsirte wieder regelmäßiger durch die Arterien, und endlich fand der Graf die Sprache wieder.

„Ich werde diese Stunde der tiefsten Beleidigung nicht vergessen, mein hochmüthiges Fräulein," sagte er, noch immer der Wuth, die in seinem Innern tobte, fast unterliegend. „Wären Sie ein Mann, so könnte nur Ihr Blut diesen Schimpf abwaschen, so aber wird meine Rache eine andere Bahn einschlagen müssen. Sie sollen von mir noch hören und diese Stunde mit Ihren heißesten Thränen bezahlen."

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer und verließ das Haus, ohne von dem Commerzienrath Abschied genommen zu haben.

Sechs Monate waren nach diesem Auftritte etwa vergangen. Das Verhältniß zwischen Vater und Tochter war immer spannender und für Anna fast unerträglich geworden, denn der geldstolze Commerzienrath bestürmte seine Tochter immer mehr und mehr, sich mit einem Mitgliede der Aristokratie zu vermählen, um dadurch seinen Lieblingswunsch zu erfüllen. Bei allen festlichen Gelegenheiten sah man eine zahlreiche Schaar heruntergekommener Adliger in den eleganten Salons des hochmüthigen Commerzienraths herumlungern und der schönen Anna

in zudringlicher Weise den Hof machen, doch keiner von diesen geckenhaften Adligen konnte sich besonders rühmen, die Gunst der Tochter des Hauses erworben zu haben. Ein Baron von Meding hatte es doch verstanden, das Herz des nach Glanz strebenden Commerzienraths in gleicher Weise wie der Graf von Mandelström — welcher sich nicht mehr hatte sehen lassen — zu erobern. Diesem war es gelungen, von dem Banquier des Commerzienraths eine genaue Darlegung seiner Vermögensverhältnisse zu erlangen, und er berechnete schon im Geiste, wie er mit der Mitgift Anna's seine enormen Schulden bezahlen würde. Der Pachtzins seiner Güter war schon im Voraus auf fünf Jahre verpfändet und die Güter überhaupt mit Hypotheken schwer belastet, so daß er nur noch dem Namen nach Besitzer von diesen war. In keinem adligen Hause Deutschlands fand er eine anständige, ihn von der Schuldenlast befreiende Partie, überall wurde er mit Körben auf seine Anträge bedacht, so daß er gezwungen war, zum letzten Mittel — eine Mesalliance zu begehen — seine Zuflucht zu nehmen. Doch erging es dem Baron nicht besser mit seinen Absichten bei der schönen Tochter des Commerzienraths, wie dem Grafen von Mandelström. Auch er mußte das Feld räumen und mit einem Korbe abziehen, obgleich der Commerzienrath sehr eindringlich zu seinen Gunsten sprach, aber weder gütliche noch harte Worte waren geeignet, Anna anderen Sinnes zu machen, sie bewahrte ihrem Lebensretter die treuste Liebe und duldete still die vielen bitteren Stunden, die der Vater durch seinen Hochmuth ihr bereitete. — Dieser wurde aber durch das entschlossene Wesen seiner Tochter immer erbitterter, der Gram nagte mit Macht an seinem Herzen, so daß er sich von seiner Tochter fast ganz zurückzog. Er sah ein, daß er durch Gewaltmittel bei Anna nichts ausrichten konnte. Ein finsterer Plan brütete in seiner Seele und reifte nach und nach zur entschlossenen That. Sein verblendeter Sinn glaubte ein gutes Werk zu begehen, wenn er durch List den starken Willen der Tochter zu brechen und die Erfüllung seines lang gehegten Lieblingswunsches zu erlangen suchte.

Er hatte in einer auserlesenen Abendgesellschaft auf dem Casino zu Dresden — die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Grafen von Delambrowitsch gemacht, welcher in Folge der Einladung des Commerzienraths diesem öfters seine Besuche abstattete. Bei diesen Gelegenheiten sah er die reizende Anna, und sein leicht empfängliches Herz entbrannte in heißer Liebe zu ihr. Offen gestand er dem Commerzienrath seine Neigung zu seiner schönen Tochter, welche diesen mit unverkennbarer Freude erfüllte, denn er fühlte sich zu dem eleganten,

feinen Weltmanne ungemein hingezogen, und sein bethörtes Herz glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher wohl im Stande sein dürfte, über eine nicht ganz moralische Handlung hinwegzusehen, wenn es galt, sein Ziel bei Anna zu erreichen. In einer vertrauten Stunde theilte der Commerzienrath dem liebeglühenden Grafen die nach seiner väterlichen Ansicht verwerfliche Neigung seiner Tochter zu dem jungen Arzte, August Graf, in kurzen Worten mit, und verschwieg diesem auch nicht, wie es sein Lieblingswunsch sei, Anna mit einer angesehenen Standesperson zu vermählen, daß diese aber hartnäckig bisher jede Partie, die seine väterliche Einsicht und Erfahrung für annehmbar hielt, ausgeschlagen hätte.

„Es giebt keinen anderen Weg,“ schloß er seine Mittheilung, „als zur List unsere Zuflucht zu nehmen. Eine Vergnügungsreise führt mich t meiner Tochter auf Ihr Schloß „Kremlow“ bei Kronstadt, Herr raf. Sie halten Zeugen und Priester zu einer Vermählung im chlosse bereit, und werde ich dann schon meinem väterlichen Willen eltung zu verschaffen wissen, um unser gemeinschaftliches Ziel bei der ıfolgsamen Thörin durchsetzen. Was sagen Sie zu meinem Plane, err Graf?“

Dieser schien den vernommenen Plan einer Ueberlegung zu würdigen, denn er schwieg eine kleine Weile und sagte dann entschlossen:

„Ich glaube, Ihr Plan ist gut und durchführbar, Herr Commerzienrath. Von gleicher Religion abstammend, dürften sich wohl keine erheblichen Schwierigkeiten zeigen, namentlich, da mein Hauskaplan ein zugängliches Herz besitzt und von mir gänzlich abhängig ist. Treffen Sie deshalb Ihre Vorkehrungen, Herr Commerzienrath, zu der Reise mit Ihrer schönen Tochter, ich werde noch heute Dresden, ohne Abschied von Anna zu nehmen, verlassen, damit auch jeder Argwohn vereitelt wird, und mich auf mein Schloß begeben. Alles Uebrige sollen Sie bei Ihrer Ankunft in gewünschter und erforderlicher Weise vorfinden. Ihre Aufgabe wird es sein, die schöne Braut meinen Wünschen geneigt zu machen, von welchen sie wohl nur eine oberflächliche Ahnung haben kann, denn meine Augen sprachen bisher mehr als mein Mund.“

Die beiden Ehrenmänner umarmten sich in herzlicher Weise, drückten im Vorgefühl der nahen Blutsverwandtschaft sich die Hand und schieden in dem Bewußtsein, ein gottgefälliges Werk verabredet zu haben, ohne zu beachten, daß durch Vollführung desselben die Hoffnungen zweier liebenden Herzen für ewig vernichtet sein würden. Theilnahmlos hörte Anna die Mittheilung von einer Reise in die frühere Heimath zuerst an, denn ihrem wunden Herzen war es gleichgültig, ob sie in Dres=

den's Mauern oder in Rußland's kalten Steppen ihre Tage in stumpfer Gleichgültigkeit dahin lebte. Doch getrennt von dem Heißgeliebten ihrer Seele, von dessen Schicksal sie seit der geheimnißvollen Flucht aus dem Gefängnisse zu Dresden auch nicht die geringste Kenntniß hatte, da der Commerzienrath alle Briefe von August Graf durch ihm ergebene Diener auffing, und gemartert von den Absichten ihres grausamen Vaters, war ihr eine Veränderung, welche sie sich von dieser Reise versprach, zuletzt fast angenehm. Mit jugendlicher Hast beendigte sie die Vorbereitungen zu der weiten Reise, und endlich rückte der Tag heran, wo das brausende Dampfroß sie mit ihrem Vater, dessen Gesicht eine heimliche aber unstäte Freude ausdrückte, zu den Fluthen der Newa hinführte. Aber nur von kurzer Dauer war der Aufenthalt des Commerzienraths in Moskau, Petersburg und Kiew, in seltsamer Weise drängte er stets zur Abreise. Kaum konnte Anna ihre Andacht vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der Muttergottes zu Kiew verrichten, denn der Commerzienrath wollte, wie er Anna mittheilte, an einem bestimmten Tage mit einem Freunde in der Nähe von Kronstadt zusammen treffen.

Bald waren auch Vater und Tochter anf dem Wege zu dem verhängnißvollen Drama, wovon Anna keine Ahnung hatte. Der Commerzienrath hatte von Kiew aus dem Grafen Tag und Stunde ihrer Ankunft in Kronstadt angegeben und nochmals um Bereithaltung der Trauerfeierlichkeit gebeten.

Wenige Tage reichten hin, die Arglose mit dem grausamen, verblendeten Vater auf das Schloß des Grafen von Delambrowitsch zu führen. Einigermaßen erheitert von den Abwechselungen, welche jede Reise auf das kranke Gemüth eines Menschen hervorbringt, betrat sie die große Freitreppe des mächtigen Schlosses, welches mit seinen gewaltigen Mauern, in Nebel gehüllt, wie eine uralte Ritterburg aus den finstern Zeiten der Vehme, undeutlich hervortrat, Aber unangenehm wurde sie berührt, als ihr Vater und sie von dem Grafen auf der obersten Stufe der Treppe in höflicher Weise begrüßt wurden, und der Commerzienrath dem Besitzer des Schlosses in mehr als freundschaftlichem Tone seinen Gruß erwiderte. Sogleich hatte ihr scharfes Auge den Grafen wieder erkannt, und eine unheimliche Ahnung durchzog ihre Seele, denn ihr weiblicher Scharfsinn hatte in Dresden wohl die nur schwach zurückgehaltenen Gefühle des Grafen entdeckt, und sie befürchtete mit Recht, daß der Graf, durch ihren Aufenthalt im Schlosse kühn gemacht, mit seinen Absichten deutlicher und bestimmter hervortreten würde.

Mit der vollendetsten Tournüre eines Weltmannes bot der Graf der schönen Anna seinen Arm, welchen sie zwar in höflicher, aber merklich kalter Weise annahm, indem sie nur leicht ihren Arm in den des Grafen legte. Dieser führte seine Gäste in die obern, fürstlich meublirten Gemächer des Schlosses und gab den goldbetreßten Dienern sofort Befehl, die Fremdenzimmer zur Aufnahme seiner hohen Gäste in Bereitschaft zu setzen, indem er sich stellte, als wäre er von dem unverhofften Besuche freudig überrascht.

In weitschweifigen Worten erzählte der Commerzienrath von den Erlebnissen der Reise, während Anna wortlos in einem kostbaren Album blätterte, und nur dann und wann einen verstohlenen Blick auf die hohe Gestalt des etwa fünfunddreißig Jahr alten Grafen warf. Dieser war ein leidlich hübscher Mann, mit stechenden, bläulich-grauen Augen, woraus List und Verschlagenheit blickten. Seine stumpfe Nase, beschattet von einem blonden Schnurbart, sowie seine niedrige Stirn, und das kurzgeschorene blonde Haar ließen deutlich den Russen erkennen. Mehrere Male wandte sich der Graf im Laufe der Unterhaltung mit höflichen Worten an Anna, welche diese zwar mit erfordertem Anstande beantwortete, aber bald deutlich merken ließ, daß sie von der Reise ermüdet sei, und sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen wünsche. Der Graf kam diesem Verlangen in bereitwilliger Weise nach und führte Anna bis an die Thür ihrer Gemächer, welche mit ausgesuchtem Luxus ausgestattet waren. Der Commerzienrath blieb noch mit dem Grafen beim Glase des feurigen Syrakusers bis spät in die Nacht hin sitzen und versprach, schon am nächsten Morgen Anna zu dem beabsichtigten Vorhaben möglichst vorzubereiten. Schon dämmerte der Morgen als Heiduck sein Schlafgemach aufsuchte.

Von dem schweren Weine aufgeregt, floh seinem Auge der Schlaf, und in mürrischer Laune begrüßte er den jungen Tag, der für den armen Landbewohner schon zur Hälfte vorüber war. Anna hatte auch nur wenige Stunden geruht, eine ängstigende Beklommenheit des Herzens litt sie nicht länger im Zimmer, dessen Fenster nach einem prächtigen Park gingen, welcher vom Meere begrenzt war. In einfacher, aber geschmackvoller Morgentoilette verließ sie ihr Boudoir und eilte in's Freie, um die erfrischende Luft eines gelinden Herbstes einzuathmen.

Eben hatte sie eine mäßige Anhöhe erstiegen und einen Blick auf das offene, vor ihr in tobender Wuth schäumende Meer geworfen, als sie knisternde Schritte im scharfen Meeressande hinter sich vernahm. Sie wandte sich und erblickte ihren Vater, welcher von einem Diener

gefolgt auf die Anhöhe zukam. Freundlich lächelnd eilte sie ihm entgegen und küßte seine bleiche Wange zum Morgengruß. Der Commerzienrath, freudig überrascht, erwiderte herzlich den Gruß seiner Tochter und befahl dem Diener, das Frühstück in einem, nahe bei dem Hügel belegenen Pavillon zu serviren. Nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte sich dieser, um das Befohlene aus der gräflichen Küche herbeizuschaffen, während Vater und Tochter in langsamen Schritten durch eine prächtige Allee dem Pavillon zugingen.

Nach wenigen Minuten hatte der Diener den Caffee für den Commerzienrath und Chocolade für die schöne Anna in einem kostbaren Servis servirt. Eine Handbewegung Heiduck's deutete dem Diener an, daß er vorläufig von seiner Dienstpflicht entlassen sei und sich zu entfernen habe. Der Graf schien zu schlafen, denn er ließ sich nicht sehen.

Nach einer kurzen Pause, während welcher sie sich restaurirt hatten, begann der Commerzienrath seiner Tochter das Anliegen in vorsichtiger Weise mitzutheilen, welches centnerschwer auf seiner Seele lastete.

„Wie gefällt Dir die Person des Grafen?" begann er seine Rede, während er sich verlegen eine Cigarre anbrannte.

„Er scheint ein sehr aufmerksamer Wirth und liebenswürdiger Mann zu sein," antwortete Anna ausweichend.

„Ein sehr nobler und vornehmer Cavalier ist er," rief der Commerzienrath eifrig. „Reich, nicht unansehnlich, mit feinen Manieren begabt und von altem Adel. Jedes adlige Fräulein in hiesiger Gegend würde freudig als Gräfin in dieses Schloß ziehen, aber —

„Nun, weshalb vermählt sich der Graf denn nicht?" unterbrach ihn Anna, indem sie ihm forschend in die Augen blickte.

„Das wird auch in ganz kurzer Zeit geschehen — vielleicht heute oder morgen schon," entgegnete der Commerzienrath bestimmt, den forschenden Blick seiner Tochter ruhig erwidernd.

„Ah!" rief Anna bestürzt, wobei sich ihrer Brust ein seltsames, beängstigendes Gefühl bemeisterte, wovon sie sich durchaus keine Rechenschaft geben konnte. „Werden die Traufeierlichkeiten hier im Schlosse stattfinden?" fügte sie fragend hinzu.

„Ganz gewiß," erwiderte Heiduck, „der Pope befindet sich bereits im Schlosse."

„So," sagte Anna sinnend. „Wann wird denn die glückliche Braut eintreffen?"

„Die befindet sich bereits auch schon hier," entgegnete der Commerzienrath sarkastisch vor sich hin lächelnd.

„Seltsam," begann Anna wieder," daß ich bis jetzt gar keine Anstalten, welche bei einer solchen Gelegenheit doch voranzugehen pflegen, bemerkt habe. — Bist Du, mein Vater, vom Grafen zu dem Trauacte eingeladen worden?"

„Ja, wohl," sagte der Commerzienrath ernst, „ich bin ja eine der Hauptpersonen bei dieser Feier."

„Du — — wie so das?" fragte Anna erbleichend.

„Das wird Dir der Priester sagen, mein Kind, wenn Du mit dem Grafen vor dem Altar in der Schloßkapelle stehen wirst."

„Ich? — Nimmermehr!" rief Anna, von ihrem Sessel aufspringend. „Soweit wirst Du, mein Vater, Dein grausames Spiel nicht treiben, und mich mit Gewalt in die Arme eines fremden, mir gleichgültigen Mannes werfen. — Fürchte des Himmels Zorn!" fügte sie mit drohender Geberde hinzu, indem sie erschöpft in den Sessel zurückfiel.

„Diesen fürchte nur Du, ungerathenes Kind!" entgegnete der Commerzienrath heftig. „Hast Du die Lehren der Religion denn ganz vergessen, ist Dir das vierte Gebot: „Ehre Vater und Mutter" ganz aus dem Sinne gekommen? — Ich, Dein Vater, habe meine Handlungsweise gegen Dich, als mein Kind, vor Gott allein zu verantworten, was ich mit gutem Gewissen jederzeit kann. — Siehe, dort kommt der Pope, der wird Dir sagen, wohin Dein Widerstand gegen den Willen Deines Vaters führt."

Der Priester der griechisch-katholischen Kirche, ein starkbeleibter Mann von untersetzter Figur, mit rothaufgedunsenem Antlitz und scheublickenden Augen, kam in der That die Allee entlang, und wie es schien, gerade auf den Pavillon zu.

Der Commerzienrath verließ denselben, ging auf den Popen zu und begrüßte ihn in ehrerbietiger Weise, worauf er einige Minuten mit ihm angelegentlichst sprach. Der würdige Diener Gottes nickte zustimmend bei den Worten des Commerzienraths und betrat dann mit heiliger Miene den Pavillon.

Anna erhob sich von ihrem Sessel, verbeugte sich anstandsvoll und schien die Anrede des Priesters zu erwarten, denn ihr klarer Verstand sagte ihr, daß der würdige Diener der Kirche nicht zufällig, sondern absichtlich des Weges gekommen sei, um ihr widerspenstiges Herz zu bearbeiten.

In salbungsreichen Phrasen begann der Priester seine Rede, in-

dem er von heiliger Kindespflicht, von kindlichem Gehorsam, von der Strafe des Himmels und dem Fluch des Vaters sprach. Geschickt vertheidigte die in thränenzerfließende Tochter des Commerzienraths Heiduck ihre Liebe zu August Graf, aber nur zu bald erlag sie den religiösen Drohmitteln des listigen Priesters, und flüchtete laut schluchzend auf ihr Zimmer, um einigermaßen Ruhe und Frieden in ihre gemarterte Seele zu erlangen. Voll frommer Andacht warf sie sich auf ihre Knie und betete inbrünstig zu der heiligen Gnadenmutter, diesen bittern Kelch von ihr zu nehmen, aber der so sehr ersehnte Frieden kehrte nicht in ihre Seele ein. Die heilige Mutter hörte nicht auf das heiße Flehen der Gequälten, und Zwiespalt drängte sich zwischen Kindespflicht und heiliger Dankbarkeit.

Bange Stunden vergingen der Armen, bis sie endlich zu dem Entschlusse kam, noch einmal die Trostgründe der Religion aus dem Munde des Popen zu hören. Sie befahl ihrer Zofe den Priester zu ihr zu bitten. Der heilige Mann ließ natürlich nicht lange auf sich warten, und als er nach einer Stunde das Zimmer wieder verließ, da schwebte ein zufriedenes Lächeln um seinen breiten Mund. Die Aermste war den furchtbaren Folterqualen ihrer Religion erlegen, — und bereit, den Willen des Vaters zu erfüllen. So war denn also die schreckensvolle Stunde gekommen, wo Anna den finstern Kerker sich öffnen sah, in dem sie ihr junges Leben verseufzen sollte. Thränen hatte das arme Mädchen nicht mehr zu vergießen, nur mit einem kalten Grauen blickte sie in die Zukunft. —

Gefühllos hatte sie den warmen Dankeskuß des Vaters und den heißen Handkuß des Grafen geduldet. Niemand sah das zertretene, blutende Herz der Armen, welche unter den Liebkosungen des Schloßherrn vor Schmerz sich wie ein Wurm krümmte. — Endlich schlug die Stunde der Ruhe. Ihre Peiniger verließen freudigen Herzens Arm in Arm das Gemach — und Anna blieb mit ihrem Seelenkummer allein.

Lautlose Stille herrschte bald im Schlosse, wo nur ein einsames Licht im Schlafgemache der Armen seinen düstern Schein verbreitete. Anna saß halb entkleidet auf dem Ruhebett, während ihr mattes Auge starr auf den Boden haftete.

Finstere Pläne brüteten in ihrer Seele und reiften nach und nach zur entschlossenen That. Ein unheimlicher Glanz belebte das sonst so feurige Auge, während ein entsetzliches Lachen sich ihrer gemarterten Brust entwand. Schon griff die vor trockener Hitze brennende Hand nach einer starken, goldenen Haarnadel, um die Pulse des Lebens zu

vernichten, da plötzlich schlug die Schloßuhr die zwölfte Stunde. Eine Scheibe ihres Fensters klirrte und zerbrochene Glassplitter fielen in das Gemach, während eine tiefe Stimme in unterdrücktem Tone die Worte rief:

„Anna, erwache, die Hülfe ist nahe!"

Wie das Läuten der Glocken am heiligen Sonntagmorgen die Herzen der Menschen so seltsam ergreift — und das Gemüth in ernster Stimmung zum Schöpfer aller Dinge voll frommer Andacht wendet, so drangen jene Worte im entsetzlichsten Augenblicke des jungen, lebensvollen Daseins Anna's wunderthätig in ihr Herz. Der finstere Zauber, der ihre Seele in nächtlichen Banden hielt, war gebrochen, sie war zu einem neuen Leben erwacht.

Furchtlos eilte sie an das zertrümmerte Fenster und warf forschende Blicke in den von der Dunkelheit der Nacht umhüllten Park, aber nichts entdeckte ihr Auge, was ihr bestätigte, daß sie nicht geträumt habe. Nur die zerbrochene Fensterscheibe blieb als Wahrzeichen des seltsamen Vorfalls dem Auge sichtbar.

Unruhig warf sie sich auf ihr Lager, wo der Schlaf bald ihre Sinne umfing und in die Bande der Träume schlug.

In gramvolles Sinnen verloren, stand am andern Morgen die unglückselige Braut des Grafen am Fenster und dachte vielleicht an die versprochene Hilfe in der immer näher heranrückenden Noth, doch kein Zeichen verrieth der Trostlosen, daß man ihrer gedenke. Wilde Verzweiflung bemächtigte sich ihres Herzens, da plötzlich fühlte sie sich von einer Hand leise berührt, sie wandte sich um, und blickte in das schelmisch lächelnde Gesicht ihrer Zofe, welche mit dem kostbaren Brautkleide über dem Arm vor ihr stand. Die Arme schauderte mächtig zusammen, und seufzte aus erschöpfter Brust tief auf. Doch kein Laut der Klage kam über ihre blassen Lippen, geduldig ließ sie sich schmücken wie ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird.

Eben hatte die Zofe den Brautkranz in die Locken gedrückt, als sich die Thür des Zimmers öffnete, und der Graf eintrat, um sie zu begrüßen und in die Schloßkapelle zu geleiten, wo der Pope ihrer harrte. Wo nun einmal die Nothwendigkeit an sie so gebieterisch herantrat, da fand Anna gewöhnlich diejenige Kraft in ihrer jugendlichen Seele, welche dem Weibe angeboren zu sein scheint. Ernst, leichenblaß und schweigend, doch ohne zu wanken, schritt sie an des Grafen Arm die breiten Stufen hinab und betrat die erleuchtete Schloßkapelle, wo sie von einigen Verwandten des Grafen beglückwünschend empfangen wurde. Es waren meist ältere Männer in russischer Mi-

litairuniform, welche als Zeuge des Trauactes vom Grafen in Eile geladen waren. —

In wenigen Minuten waren die kirchlichen Gebräuche vollendet, und erwartete ein fürstliches Mahl die Gäste. Der Commerzienrath schwamm in einem Meer von Wonne und Entzücken, sein Wunsch war erreicht, Anna die Gemahlin eines hochgeborenen Grafen.

Bald herrschte die ausgelassenste Heiterkeit an der Tafel, wo Anna neben dem gräflichen Gemahl wie ein Marmorbild saß — und die ausgesuchtesten Speisen kaum berührte.

Endlich brach nach langen, bangen Stunden der Abend an. Die Tafel wurde aufgehoben, und die Gäste setzten sich in den Nebenzimmern an die Spieltische. —

Mit qualvoller Beängstigung sah die junge Gräfin die Stunde näher und näher rücken, in der sie, ihrem Gatten allein gegenüber, den letzten, schauerlichen Kampf mit ihrem Herzen zu bestehen haben würde. Unbemerkt hatte sie sich in ihr Gemach zurückgezogen, um ihr bekümmertes Herz durch Thränen zu erleichtern, aber der Quell war versiegt, sie empfand keine Erleichterung im einsamen Gemache und wollte eben deshalb in die Gesellschaft zurückkehren, als sich plötzlich die Thür öffnete und der Graf eintrat. Erschreckt wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück, doch mit zuvorkommender Gewandtheit, trat der Graf ihr entgegen, küßte die zitternde Hand nnd sagte im liebevollem Tone:

„Habe ich Sie erschreckt, Frau Gräfin? Doch Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn meine Sehnsucht nach Ihnen mich trieb, Sie aufzusuchen. Fast seit einer Stunde vermißt man Sie, doch kann ich es nicht tadeln, daß Sie die Gesellschaft fliehen, aber Sie werden begreifen, daß mich dieselbe Neigung trieb. Anna! Die glücklichste Stunde meines Lebens hat geschlagen! Ich nenne die schönste, die beste — und liebenswürdigste Ihres Geschlechts meine Gemahlin. Die Scheidewand der äußern Verhältnisse, die uns trennte, ist nun durch das Sacrament der Kirche gefallen, werden Sie nun ganz in Liebe die Meinige sein?"

Bei diesen Worten hatte der von Wein und Liebe glühende Graf die schlanke Taille Anna's zärtlich umfaßt und küßte ihr die bleichen Lippen und Wangen. Zitternd — und verwirrt vor Scham, vermochte die junge Gräfin weder zu widerstreben, noch auf seine zärtlichen Worte etwas zu erwidern; schweigend, doch gefühllos, duldete sie die Liebkosungen des Grafen, zu denen er berechtigt war.

„Wenn Du willst, süße Anna," fuhr er liebreich fort, „so ist der Augenblick unserer Vereinigung da. Wir befinden uns in dem vertrauten Heiligthume der Liebe, Niemand wird uns stören, denn soeben

verließen die Gäste das Schloß, nur die Dienerschaft und einige Bauern feiern jetzt noch auf ihre Weise bei Tanz und Gesang den Tag unsers Glücks. Dein Vater selbst hieß mich Dich aufsuchen."

Anna schwieg noch immer. Eine entsetzliche Beklemmung raubte der Armen die Sprache. Der Graf hielt ihr Schweigen für bräutliches Verschämen, ihr stilles Dulden für liebendes, nicht mehr widerstrebendes Hingeben, das krampfhafte Pochen ihrer Brust für die Wallung selig überströmender Liebe.

Heftig preßte er seine brennenden Lippen auf ihre erbleichenden — und schloß sie mit der Rechten fest an seine Brust, während er mit der Linken, wie im süßen Spiel und Dienst der Liebe, ihre reichen Flechten löste.

Mit schon weichenden Kräften suchte sich Anna in betäubter Angst seiner Umarmung zu entwinden. Er hielt dies für ein Widerstreben der jungfräulichen Scheu, da die Kerzen noch auf ihrem Tische brannten.

„Ich verstehe Dich, holdseliges Mädchen," flüsterte der Graf, „Deine stumme Lippe ist süß beredt! — Nur im heiligen Dunkel duftet die stille Nachtblume der Liebe."

Mit einer raschen Bewegung löschte er die Kerzen, und zog die halb Ohnmächtige zu sich in den Schooß, indem er sich auf ihrem Ruhebette niederließ.

„Das Brautgemach ist bereit, theure Anna, umsonst Dein scheues Widerstreben. Jetzt darf mir kein Sterblicher, kein Gott mehr das süße heilige Recht rauben, diese holde Rose zu brechen! — Fliehe, Du schüchternes Reh, verbirg Dich in die weiche, seidene Hülle des Lagers, das uns Beide umfangen soll, fliehe, aber ich folge Dir — wenige Minuten, und wir sind auf ewig vereint."

Bei diesen Worten ließ er die angstvoll sich Sträubende aus seinen umschlingenden Armen los. Sie wollte ihm entfliehen, aber sie wußte nicht mehr, was sie that, bebend schwankte sie der Thür zu, öffnete diese, aber mit einem lauten Schrei fuhr sie zurück und sank bewußtlos auf den Boden nieder, denn ein heller, mächtiger Feuerschein erleuchtete das im Auftrage des Grafen heimlich hergerichtete Brautgemach.

Der Graf sprang, selbst heftig erschreckt, hinzu, denn indem Anna die Thür geöffnet hatte, sah er ihre Gestalt, von dunkelrother Glut beleuchtet, und ein mächtiger Feuerschein fiel in das Brautgemach.

„Himmel! Was ist das?" rief der Schloßherr, als ihm der glühende Wiederschein entgegendrang.

Ein Wirthschaftsgebäude, welches gerade den Fenstern des Braut-

gemaches gegenüber lag, stand in Flammen. Die Dienerschaft mit den Bauern waren beschäftigt, dem Feuer nach Kräften Einhalt zu thun, welches in so seltsamer Weise ausgebrochen war.

Der Graf hob die ohnmächtige, junge Frau empor, hielt sie in seinen Armen und suchte sie durch Liebkosungen zum Leben zu erwecken.

„Fasse Dich, theure Anna, es ist eine Brautfackel, die uns leuchtet, welche unsern schönen Bund aber nicht stören soll. Der Kastellan wird schon die Löschanstalten leiten.

Doch Anna hörte nicht auf die Stimme ihres Gemahls, ihr Mund blieb stumm und das Auge geschlossen. Der Graf wußte vor Bestürzung nicht, ob er Hülfe herbeirufen oder allein den Versuch machen solle, sie aus der Ohnmacht zu erwecken. Der dunkelrothe Wiederschein der Feuersbrunst verhüllte die Todesbläſſe der jungen Gräfin. Sie schien wie vom Rosenschimmer der untergehenden Sonne bestrahlt. Des Grafen liebeverlangendes Herz entzündete sich mächtiger an dem reizenden Anblick.

„Du wirst an meiner Brust erwachen," sprach er, halb zu ih flüsternd, halb zu sich selbst, und verlor sich in dem Anblicke ihrer himlischen Schönheit. „Ich thue, was ich durch das Sacrament der Eh darf," fügte er vor Wollust zitternd hinzu, indem er sie in seine Arme faßte und auf das bräutliche Lager trug.

Mit bebender Hand löste er den Gürtel ihres kostbaren Brautgewandes und öffnete das Corset, damit sie freier athmen sollte.

„Theure Anna, erwache!" rief er, indem er glühende Küsse auf die hervorwallende Brust von Marmor drückte, „oder nein, bleib in dieser reizenden Ohnmacht, bis Du in meiner Umarmung zu einem neuen Leben erwärmt bist."

In diesen verhängnißvollen Augenblicke drang eine mächtige Rauchwolke aus dem Nebenzimmer in das Brautgemach, worauf schon in nächster Minute die hellen Flammen an dem Mobiliar und den übrigen brennbaren Stoffen züngelten, und sich mit rasender Gier im Schlosse verbreiteten. In unglaublich kurzer Zeit wuchs eine unbezähmbare Alles vernichtende Feuersäule empor.

Der Commerzienrath war in voller Bestürzung in das Brautgemach geeilt und hatte durch sein Erscheinen den liebeglühenden Grafen zum nüchternen Bewußtsein zurückgerufen. Doch beide waren unfähig, einen practischen Entschluß zu fassen. Die gesammte Dienerschaft des Schlosses, welche stets nur die Laune und den Hochmuth des Grafen empfunden hatte, fühlte keine Neigung, dem strengen Gebieter, welcher in den Tagen des Glücks mit Geringschätzung auf sie herabgeschaut,

jetzt, in der Stunde der Gefahr, ein Opfer der Liebe und Treue zu bringen, sondern hatte sich beeilt, sich und ihre Habseligkeiten so weit als möglich von der unabsehbaren Brandstätte entfernt zu retten. Der unheilschwangere Schooß der wilden Brautnacht — welche zur Schreckensnacht wurde, schien den Auswurf der Menschheit zu gebären, denn von Niemand bemerkt glitten unheimliche, dämonische Schatten durch die vielen Zimmer und Säle des weitläuftigen Schlosses, um mit zerstörender Hand die Brandfackel dahin zu senden, wo etwa das Feuermeer noch nicht festen Fuß gefaßt hatte.

Während nun der Graf in verwirrender Hast damit beschäftigt war, die halb entkleidete Gräfin mit Kleidungsstücken oberflächlich zu bedecken und mit weithin schallender Stimme vergeblich um Hülfe rief, saß der Commerzienrath auf einem Sessel, finster vor sich hin blickend, wobei sein Gesicht, wie von marternder Seelenpein — verzerrt, und die Brust von einer entsetzlichen Gewissenslast beschwert war. Mit beiden Händen hielt er ein großes Portefeuille, welches seine wichtigsten Papiere und die Hälfte seines Vermögens in Werthscheinen enthielt, krampfhaft umschlossen. Es war Anna's Mitgift, welche der Graf am andern Tage ausgehändigt erhalten sollte. Plötzlich wurde die noch unversehrte Thür des Brautgemaches heftig aufgerissen, und eine unheimliche Rotte verdächtigen Gesindels drang tobend in das vom Feuer noch bis jetzt verschonte Gemach.

Ein junger Mann, in besserer Matrosentracht als die Uebrigen, gab seinen Gefährten einen bedeutungsvollen Wink, worauf diese sogleich über den Grafen herfielen, ihn zu Boden schlugen und dann mit der leblosen Anna schnell das Weite suchten, dann trat er vor den keines Wortes mächtigen Commerzienrath hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte in deutscher Sprache mit höhnender Stimme:

„So also, Herr Commerzienrath, sehen wir uns wieder? — Wie gefallen Ihnen meine Gefährten? Lauter Freiherren und Raubgrafen von hocherhabenen Geschlechtern; denn es sind wenige darunter, deren Vorfahren nicht am Galgen gestorben. Bin ich nun Ihres Namens würdig geworden? — Darf ich jetzt Ansprüche auf mein Erbtheil erheben?

Mit dem starren Blicke des Entsetzens schaute der Commerzienrath dem Sprechenden lange in das wüste, aufgedunsene Gesicht, gewaltsam nach Zweifel haschend; doch die bekannten Züge traten selbst unter der Verwilderung unverkennbar hervor, mächtig hob sich seine Brust, und endlich rief er im jammernden Tone:

„Mein Sohn, mein Sohn!“

Dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und fiel, wie vernichtet, in den Sessel zurück, während das große Portefeuille seinen zitternden Händen entfiel. Conrad Heiduck nahm es vom Boden auf. Nachdem er dasselbe geöffnet, seinen Inhalt geprüft und die Bankscheine durchblättert hatte, traten seine verglasten Augen leuchtender aus ihren Höhlen hervor, die Züge seines Gesichts verzerrten sich zum Ausdrucke wilder Freude, und mit dumpfem Tone sprach er leise vor sich hin:

„Dank der Stunde und dem höllischen Feuer! Da liegt ja auf einmal der elende Mammon in meiner Hand! Ein erhebliches Erbtheil für den verstoßenen und verfluchten Sohn.“ Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und im milderen Tone fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Welchen Genuß könnt' ich mir wohl dafür beschaffen, den ich nicht bis auf die Neige schon ausgekostet? Hab' ich mich nicht stolz auf den glänzenden Staffeln des Lebens gewiegt, wälz' ich mich jetzt nicht im Schlamme des elenden Lebens mit thierischer Lust — und dort wie hier: Ekel — Ueberdruß; nirgends Ruhe und heitere Zufriedenheit! Und wem verdanke ich dies unheilvolle Dasein?“ fügte er laut hinzu, indem er sich an seinen Vater wandte. „Dir, Mann mit dem metallenen Herzen! Dir, der systematisch mich durch seinen Hochmuthsteufel zum nichtswürdigen Taugenichts erzogen, und mir Gefährten an die Hand gab, welche mein jugendliches, argloses Herz durch Teufelsränke vergifteten. Dir, Mann und Götzen des elenden Mammons, der die verdorbene Frucht von sich wirft, weil er vor seinem eignen Machwerk erschrickt, welches seine herzlose Klugheit, sein vernunftloses Drängen nach glänzender Verbindung zu Tage gefördert. Warum ließest Du mich schon als Kind tagtäglich in Deinen glänzenden Guckkasten schauen, den Du die noble Weltbühne nanntest, mit der ich mich bei Zeiten vertraut machen müsse? — Sog ich doch beim Anschauen jener steifen, herz- und geistlosen Bilder thörichter Eitelkeit, Narrenhochmuth und Genußsucht ein, die alle edlen Gefühle meines jungen Herzens ersticken mußten! Hattest Du sie nicht selbst gesäet und gepflegt all' die unzähligen Fehler, Launen und Laster, mit denen ich in spätern Jahren, wie ein Unsinniger, gegen Gott und die Vernunft anstürmte, bis die tolle Brut in meiner Brust, die Du groß gezogen, zu Ungeheuern anwuchs, ihren giftigen Stachel gegen Dich selbst kehrte, und mit wüthendem Heißhunger Dein Gold verschlang? — Was ich nicht schon wußte, lernte ich noch in Gesellschaft Deines Günstlinges, Mandelström, der mich zuletzt, da Du kein Geld mehr hergeben wolltest, zur Wechselfälschung verleitete. Da erbebtest Du vor Deiner

eignen Mißgeburt, verlangtest Bezähmung, Reue und Besserung. Aber jeder Zügel war zu schwach für den einmal entfesselten wilden Trieb; der Mangel an Erkenntniß ließ keine Reue aufkommen; Besserung war unmöglich; denn Du hattest den Boden meines Herzens schmählich verkommen und mit Unkraut überwuchern lassen, daß nirgends eine edle Saat mehr Wurzel fassen konnte. Der Bildhauer zerbricht die mißrathene Form und schafft eine neue, bessere. Du warst nicht Meister genug, dem sündhaft vergeudeten Thone eine neue Gestalt zu geben, darum warfst Du die verpfuschte Form weit von Dir, damit ihr Anblick Dein Auge nicht länger mehr verletzen möchte, unbekümmert darum, ob sie sich und Andern zum Gräuel werde? — Du hast mich enterbt, von Dir gestoßen, mich hinausgetrieben auf die wüste Bahn des Elends und der bittern Noth, und dennoch bin ich kein verlorner — sondern ein verwahrloster Sohn! — Siehe, ich halte Deinen Mammon hier in meiner Hand, ich könnte einen Theil davon, ihn vielleicht sogar ganz nehmen und sagen: der Vater ist seinem Sohne, den er zum Müßiggange erzogen — Brod schuldig. Aber Dein Geld ist mir zum Ekel geworden, denn ich wüßte mir keinen Genuß mehr damit zu erkaufen, den ich nicht schon durchgekostet. Das Leben verachte ich, denn es hat keinen Reiz mehr für mich, — als die Gefahr, kein Ziel — als den Tod. Deshalb habe ich in Algier gegen die wilden Beduinenhorden gekämpft, deshalb habe ich mich als gemeiner Matrose dem Dienste der amerikanischen Südstaaten gewidmet. Aus Kampf, Sturm und Gefahr ging ich immer unverletzt hervor, nirgends fand ich das ersehnte Ziel — den Tod. Du siehst mich jetzt in unheimlicher Gesellschaft, doch fürchte nicht, daß Dein kostbarer Name verunglimpft werde, den Namen des Geschlechts, das mich verstoßen, habe ich längst von mir geworfen. Man nennt mich schlechtweg Bloom. Den Geschmack meiner Kameraden werde ich niemals theilen, denn selbst im Pfuhle des Lasters, werde ich nie zum Gauner herabsinken. Deshalb behalte Deinen elenden Mammon, ich will Dir Deinen Götzen nicht rauben, obgleich Du mich um meinen Gott betrogen, und zwar jenes Wesen, welches mich heute zum Werkzeuge seiner Rache machte. Durch Zufall sah ich Anna auf der Anhöhe im Park stehen und vermuthete gleich, daß Du nicht weit von ihr entfernt sein würdest. Wohl verborgen, belauschte ich Euer Gespräch im Pavillon, konnte es leider aber nicht verhindern, daß das arme Mädchen die entsetzlichen Folterqualen der unfreiwilligen Trauung und die verabscheuten Liebkosungen ihres hochgräflichen Gemahls erduldete. Der Dienst hielt mich am Bord mit eiserner Pflichterfüllung zurück. Von

heute an bist Du nun von Deinen Kindern für ewig getrennt, denn ich werde für meine Schwester wohl noch ein Asyl verschaffen können, wohin Du und Dein eleganter Schwiegersohn nicht zu gelangen vermagst. Will es das höchste Wesen, so wird Anna die Frau desjenigen, den sie innig liebt und von dem sie wiedergeliebt wird. Den Namen dieses Mannes brauche ich Dir wohl nicht zu nennen. Gebe Gott, daß der Zufall nicht wie heute unsere Wege wieder zusammenführt. Wir werden niemals etwas von Dir fordern, selbst Deinen Segen nicht. In einigen Minuten befinde ich mich auf offener See, wohin Dein Arm nicht reicht, russisches Kriegsmaterial führen wir in einen Welttheil, der Deine Aufmerksamkeit sehr bald in Anspruch nehmen wird. Dorthin wende dann Deine Blicke und gedenke, daß Deine Kinder unter Noth, Sorgen und Gefahren ihr Brod verdienen, weil sie Deinen Mammon verachten."

Er wandte sich und verließ das Gemach, ohne dem Vater ein Lebewohl zu sagen.

Ein schrecklicher Kampf hatte sich in der Brust des Commerzienraths entzündet. Wie die Stimme des Weltgerichts erschütterten ihn die Worte seines Sohnes, deren jedes einzelne eine entsetzliche Wahrheit enthielt, und weckten sein nur leise schlummerndes Gewissen. Beim Anblicke des verwilderten Sohnes und seiner entsetzlichen Gefährten, erkannte er sich zum ersten Male für schuldig an seinem tiefen Falle. Doch sein Herz war noch zu sehr von eiteln hochfliegenden Plänen erfüllt, der kalte Stolz noch zu mächtig in seiner Brust, um augenblicklich einem reuigen, warmen Vatergefühle Raum zu gönnen. Die Verbindung seiner Tochter mit dem Grafen Delambrowitsch schien ihm ein so gewaltiger Hinderungsgrund, den fast entmenschten Sohn wieder anzuerkennen und aufzunehmen, daß er durchaus rathlos im Augenblicke nicht wußte, ob er Conrad zurückrufen oder seinen unheimlichen Weg gehen lassen sollte. Gern hätte er sich im Verborgenen zu einem ansehnlichen Opfer verstanden, da der Graf in seiner Betäubung wohl schwerlich ein Wort von den in deutscher Sprache geführten Beschuldigungen verstanden hatte, aber es war zu spät — Conrad befand sich schon mit seiner Beute in der Schaluppe, welche ihn mit seinen Gefährten bald an Bord der Alhambra brachte, wo er mit Jubel empfangen wurde. Der Kapitain dieses Panzerschiffes der amerikanischen Südstaaten, sowie die übrige Schiffsmannschaft, war von dem kühnen Vorhaben ihres Gefährten Bloom, wie wir Conrad jetzt nennen müssen, unterrichtet, und erholte sich die arme Anna — von der Seeluft erfrischt — endlich zum neuen Leben in den Armen ihres Bruders.

Der Commerzienrath, sowie sein hochgeborner Schwiegersohn, wurden plötzlich aus ihrer Betäubung durch einen entsetzlichen Lärm aufgeschreckt. Es waren die Löschmannschaften aus Kronstadt und aus einigen benachbarten Dörfern, welche eben eintrafen und durch Anordnungen und Ausführung der Befehle einen furchtbaren Lärm verursachten. Gegen Morgen gelang es dem Feuer in soweit Einhalt zu thun, daß wenigstens der Flügel des Schlosses, worin sich der Graf mit seinem Schwiegervater befand, als gerettet anzusehen war.

Kaum war nun die übliche Stunde herangerückt, wo der Graf dem Gouverneur von Kronstadt schicklicherweise einen Besuch abstatten konnte, um möglichst Hülfe gegen den Räuber seiner Gemahlin zu erlangen, als er sich auch schon im Vorzimmer desselben befand. So unglaublich nun auch dem Gouverneur die ganze Sache erschien, so willfährte er doch dem Wunsch des angesehenen Grafen und ließ eine Kriegscorvette den Flüchtigen nachsetzen, aber unverrichteter Sache kehrte diese gegen Abend zurück, nirgends war eine Spur von dem Panzerschiffe zu entdecken gewesen. Der Commerzienrath hatte dem Grafen natürlich nur dasjenige mitgetheilt, was er glaubte, demselben ohne Gefahr mittheilen zu können. Eine Reise nach Amerika, welche Heiduck vorschlug, schien dem Grafen nicht zu behagen und entschlossen sich endlich die Geprellten dahin, vorläufig in der Sache nichts weiter zu thun, als briefliche Mittheilungen aus Südamerika einzuziehen.

Einigermaßen beruhigt, fuhr Anna in Gesellschaft ihres Bruders der neuen Heimath zu und hörte mit aufmerksamem Ohr auf die Schilderungen seines bewegten Lebens, während sie an geeigneter Stelle ihre seltsamen Schicksale einschaltete. Heiße Thränen entströmten oft ihren matten Augen bei dem Gedanken an den herzlosen, geldstolzen Vater, der am Abend seines irdischen Lebens, von seinen Kindern verlassen, allein mit dem Götzen seines Herzens in der öden Welt stand. Keine Schätze der Erde konnten ihm diejenige Lieb erkaufen, die er — vielleicht für immer verloren hatte. Zu spät erkannte der Herzlose, daß nur im Mittelstande, oder wenn man will — im Bürgerstande das wahre Glück einer zufriedenen Häuslichkeit — und der Heerd der Eltern- und Kindesliebe wohnt, welches sich mit keinem, durch schweres Geld erkauften Lebensgenusse aufwiegen läßt.

V.

Die finsteren Geister Europa's.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß seit der Zeit, wo der Erlöser den heiligen Petrus mit der erhabenen Würde des Oberhauptes und Herrn seiner Kirche auf Erden bekleidete, die Geschichte keinen Papst aufweist, dessen Wahl die Köpfe in eine solche Aufregung gesetzt hat, wie die Pius IX. Rom mag in den Zeiten, wo noch ganz Europa ein Hirt und eine Heerde war, glänzendere Feste gesehen haben, aber niemals hat es eine so allgemeine Begeisterung erlebt, wie die war, welche zur Zeit der Erwählung von Pius IX. alle katholischen Herzen auf Erden durchströmte. Gott wollte gleichsam einen Blitzstrahl seiner Herrlichkeit erblicken lassen; er wollte vor der Welt entfalten, wie er am Ende der Zeiten in den Menschen den Glauben, der fast erloschen schien, wieder auferwecken und sie unter dieser göttlichen Sonne dazu führen kann, wieder eine Heerde zu bilden und gehorsam dem einen Hirten zu folgen.

Der 18. Juni 1846 war der verhängnißvolle Tag, wo die Cardinäle in ihrem Conclave mit seltener Einigkeit den Cardinal Giovanni Mastai zum Papste erwählten, welcher als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg und bald die in den Staub gezogene Würde des Oberhauptes der römisch-katholischen Kirche in einer Weise wieder aufrichtete, wovon sich die erstaunten Gemüther keine Rechenschaft zu geben wußten. Denn wenn die päpstliche Würde so lange der Gegenstand des Hasses, der Verhöhnung und Verfolgung gewesen war, so kehrte mit der Wahl Pius IX. plötzlich glühende Liebe, Verehrung, Entzücken und Wonne in die Herzen der Fürsten und Völker ein. Als nun aber im Juli 1846 der Papst noch eine allgemeine Amnestie erließ, da war der Huldigungen, Herrlichkeiten und der Triumphe des Papstthums, das Pius IX. mit so würdevoller und himmlischer Milde und Weisheit darstellte, kein Ende mehr. Die Presse, welche Jahre lang den Stuhl Petri's in giftigster, bitterster Weise angegriffen, verwandelte jetzt ihre Schmähungen in Lobsprüche, ihre Herabwürdigungen in Huldigungen — und wußte nicht Worte genug zu finden, um Pius IX. dreifache Regierung zu preisen. Das so sehr verhaßte weißgelbe, päpstliche Panier strahlte jetzt auf einmal wie der Sonne goldener Glanz und des Mondes Silberlicht. Allgemein hielt man dieses unerhörte

Wunder — diesen glühenden Enthusiasmus für das Werk geheimnißvoller Mächte. Während nun ganz Rom, Adel, Bürgerthum und Volk sich den großen Festlichkeiten zur Ehre und Verherrlichung des großen Papstes überließ, sah man oft aus den Augen kluger und einsichtsvoller Männer Blicke düsterer Besorgniß blitzen. Sie erkannten in diesem unnatürlichen Taumel der Begeisterung nur zu leicht das Werk der Männer vom Orden Jesu.

Denn wenn die katholische Kirche auch zweihundert Millionen Unterthanen auf der Erde zählt, so giebt es doch in Wahrheit nur einen Beherrscher derselben, und dieser ist — der Jesuiten-General, Pater Bexh. Er steht an der Spitze der mächtigsten, thätigsten und reichsten Gesellschaft, welche der menschliche Geist durch tiefes Denken jemals zusammen zu bringen vermocht hat. Während der scheinbare Herrscher, welchen die Christenheit Papst nennt, im prachtvollen Vatikan thront, umgeben von stolzen Cardinälen, Kirchenfürsten und Garden, hat der Jesuiten-General seinen Wohnsitz im Gesù, umgeben von einer geheimen Canzlei, in welcher mehr als vierzig Jesuiten in allen bekannten Sprachen schreiben.

Ist nun eine Audienz beim Statthalter Christi nur äußerst schwierig zu erlangen, und wird der Kuß des Ringes sowie des Pantoffels des heiligen Vaters als die höchste Gnade auf Erden in der katholischen Welt betrachtet, so findet man dagegen zu allen Tageszeiten Zutritt bei Sr. Hochwürden dem Pater Bexh, welcher nur von Geschäften mit dem Besucher spricht.

In der Kanzlei Gesù werden an einem Tage mehr Geschäfte erledigt, als in dem Secretariat des Vatikan in einem Jahre. Jeder Beamter des Gesù findet am Morgen seine bestimmte Arbeit, welche er unter dem strengen Auge eines Mannes zu fertigen hat, auf dessen Schultern die Verantwortlichkeit für die Interessen einer Welt liegt.

Während nun die Hand des Papstes freigebig reiche Gaben und Segen bei jeder passenden Gelegenheit spendet, so daß man einen unerschöpflichen Schatz in seinen Händen vermuthen muß, verfügt der Jesuiten-General über ein Budget, das bedeutender ist, als dasjenige von zwanzig Königen des Abendlandes, bedeutender als die Budgets von Sachsen, Bayern, Würtemberg, Baden, Griechenland, Portugal und Belgien zusammen genommen, aus welchem er aber nicht einen Heller entnimmt, über dessen Verwendung nicht genau Buch und Rechnung geführt würde. Revolutionen haben manches reiche, von der geheimnißvollen Bruderschaft errichtete Kloster in Kasernen verwandelt, wenn aber der politische Sturm sich gelegt und die Ruhe wieder



Wer hieß Sie, diese Person zum Feste einzuladen? (S. 125.)

eingekehrt ist, so werden in wenigen Jahren, unter der umsichtigen Leitung des Oberhauptes des Jesuiten-Ordens, Gebäude und Ländereien im Werthe von vielen Milliarden, sowie Kapitalien, die in Gewinn bringenden Industriezweigen angelegt waren, Activas dieser mächtigen Genossenschaft, während das ganze Budget ihrer Ausgaben auf die Erhaltung weniger Glieder der Gesellschaft beschränkt ist.

Das Papstthum empfängt täglich aus den Händen gläubiger Herzen und aus den Einnahmen für Dispensationen ungeheure Summen, von denen es wohl den allergeringsten Theil für sich verwendet, denn die Geschenke des Papstes bestehen immer aus Gold und Edelsteinen. Das Papstthum ist die unversiegbare Quelle, der Orden Jesu dagegen der Schlund, in welchem sich das durch die geistige Gewalt der Priester über ihre Beichtkinder, durch die Arbeit der Lehrer der Jugend und die unermüdliche Geduld der Erbschleicher zusammengeraffte Geld Generationen hindurch anhäufen würde, wenn die periodisch wiederkehrenden unerbittlichen Revolutionen jenen Raub nicht stets wieder zerstreuten.

Die Päpste empfinden schmerzlich das Joch jener rivalisirenden Macht, welche, unter dem Vorwande ihrer Vertheidigung, sich allmälig in ihre Stelle drängt. Clemens XIV. hatte nach langem Zögern und vielen Bestürmungen des Klerus den Muth, gegen die übergreifende Macht der Jesuiten die Hand zu erheben, doch bald mußte er sich, nach den großen Erschütterungen der Revolution, auf's Neue in ihre Arme werfen und die Uebergriffe geduldig ertragen, welche der gewaltige Orden Jesu jetzt mehr, als je sich anmaßte.

Da nun das Papstthum vor Pius IX. im Verscheiden lag, und die Jesuiten ihre eigene Existenz in vielen Reichen der Erde gefährdet sahen, so brachten sie durch ihre Macht die Wahl Pius IX. zu Stande und riefen den glühenden Enthusiasmus der katholischen Menge hervor, den wir im Eingange dieses Kapitels in einigen Zügen geschildert haben. Doch bald zeigte sich der so hoch Gepriesene in einem für den Orden gefährlichen Lichte. Politische Reformationen, verderbliche Neuerungen für den Orden Jesu, traten an das Tageslicht, gefördert von dem bittersten Feinde der Jesuiten, Cardinal Antonelli. Dieser zog mit einem feierlichen Urtheilsspruche gegen ihre Prophetin Catharinella, welche in allen Orten über die seltsamen Wunder predigte, die in der katholischen Welt durch den Jesuiten-Orden vollführt worden sind, zu Felde und ließ diesen sogar an den Säulen der Peterskirche zu Rom anschlagen. Einer kräftigen aber biegsamen Pflanze gleich, beugte die Gesellschaft Jesu zwar das Haupt, man glaubte sie tödtlich

verwundet; doch nicht ruhig legten die Jünger Loyola's ihre Hände in den Schooß, sie antworteten mit einer Revolution, welche den Papst zur Flucht so lange nöthigte, bis er reumüthig in die Arme des Jesuiten-Ordens zurückkehrte. Jetzt unterstützen sie wieder das Papstthum und drängen dasselbe in eine erniedrigende Reaction, welche der Todeskampf der weltlichen Herrschaft der Päpste ist. Ihre Politik läßt den päpstlichen Stuhl nicht mehr zu der Macht früherer Zeiten gelangen, weil sie in seiner Ohnmacht die Garantie für ihre sichere Existenz erblicken.

„Der Zweck heiligt die Mittel," so ist der Wahlspruch der finsteren Genossenschaft. Dasselbe Volk, welches Pius IX. bei seiner Erwählung vor Jubel in den Himmel hob und seinen heiligen Segen mit herzinniger Frömmigkeit vom Balkon des Vatikan entgegen nahm, wüthete zwei Jahre später gegen ihn und die Heiligthümer der Kirche in heidnischer Weise, während Rom von den Franzosen eingeschlossen und bombardirt wurde. Die Sieben-Hügelstadt hat ähnliche Gräuel wie im Monat Juni 1848 nie erlebt. In der Nähe von San Callisto war ein förmliches Schlachthaus eingerichtet, wo Priester, welche im Geruche standen, gegen die römische Republik zu sein, oder welche von jesuitischen Spionen den Schreckensmännern denunzirt, haufenweis hingemordet wurden. Mit jedem Worte stießen die Republikaner die gröblichsten Schmähungen gegen die unbefleckte Jungfrau Maria und die heilige Person des Erlösers aus. Als die Franzosen in Rom einzogen, schauderten sie vor den Gräuelthaten zurück, welche das römische, katholische Volk — durch die Jesuiten angetrieben und zur thierischen Wuth gereizt — im förmlichen Wahnsinne der Tollwuth begangen hatte.

Die Urne der heiligen Märtyrer in der Pancratius-Basilika war erbrochen und die geweihte Asche in die Winde zerstreut, während aus dem heiligen Gefäß ein Behälter für menschlichen Unflath gemacht wurde. Die Altäre, Beichtstühle und Kanzeln wurden ihres Schmuckes beraubt, mit Koth besudelt. Den Portraits der Heiligen stachen sie die Augen aus und malten mit Kohle scheußliche Gesichter darauf. Die Muttergottesbilder wurden mit den frivolsten Zetteln beklebt und in einer Weise geschändet, die wir nicht wiedergeben können. Die Häscher des heiligen Officiums, die Schlächter von San Callisto und die Schinder von Regola verübten in den Nonnenklostern Gräuelthaten, wie sie die Geschichte nicht zum zweiten Male zu berichten hat. Viele von den geschändeten, gottgeweihten Jungfrauen wurden zur viehischen Lust in das Lager der Republikaner, in der Gegend der Piazza Far-

nese getrieben und zu Tode gemartert. — Das war die Rache der Jesuiten!

Als endlich nach vielen harten und blutigen Kämpfen der Marschall Oudinot mit seinem siegreichen Heere durch die Porto San Pancrazio in Rom einzog, da sandte der würdige Jesuiten-General Berh einen Abgesandten in der Person des Pater Marco Rossi, Vice-General des Profoßhauses Gesù, nach der Festung Gaëta zu Pius IX., wo derselbe bei Ferdinand II., König von beider Sicilien, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte und lud den schwergeprüften, kranken Papst ein, nach Rom zu kommen. Reich an Erfahrungen und mit Furcht im Herzen vor der entsetzlichen Macht der Jesuiten, kehrte Pius IX. auf den verwaisten Stuhl Petri zurück.

So hatte denn der jesuitische Vatikan den päpstlichen besiegt; der wahre Hohepriester hatte die Macht und den Ruhm des die katholische Kirche beherrschenden Ordens wachsen sehen, während es dem Andern überlassen bleibt, den Gesandten von Königen und Kaisern feierliche Audienzen zu ertheilen, unzählige Medaillen, Rosenkränze und Reliquien zu weihen, die goldene Rose an Fürstinnen zu senden und dem Verlangen, gesegnet zu werden, welches die Bevölkerung Roms wieder an den Tag legt, Genüge zu leisten.

In einem Zimmer des Profoßhauses Gesù, welches einen klösterlichen Anstrich hatte durch die vielen religiösen Gegenstände, welche im Gemache in bunter Reihe verbreitet waren, ging der hochwürdige Jesuiten-General, Pater Berh, in heftiger Aufregung hin und her, während ein Priester in ehrfurchtsvoller Haltung nicht weit vom Eingange des Gemaches stand.

„Sie haben Ihre Mission in London, Pater Joseph, zu meiner ganz besonderen Zufriedenheit ausgeführt," sagte das Oberhaupt der Jesuiten endlich zu dem Priester, indem er vor diesem stehen blieb und einen durchdringenden Blick auf das fahle, ernste Gesicht desselben gleiten ließ. „Also ist es doch wahr, was ich erst für Wahnwitz müßiger Köpfe hielt und was unsere Spione aus London in oberflächlichen Berichten mittheilten," fügte er sinnend hinzu.

„Vollkommen wahr, Hochwürden," entgegnete der Pater mit einer Geberde, welche das Gesagte noch bekräftigen sollte. „Die Vereinigung aller hervorragenden demokratischen Elemente Europas hat in der Loge Germaniens stattgefunden. Die Macht der Geweihten des Todes — wie sich die Mitglieder nennen — ist durch Aufnahme von hochgestellten Persönlichkeiten in einer solchen Weise gewachsen, daß unser Orden gegen diese Loge wie ein winziger Halm erscheint. Durch

einen dienenden Bruder, welcher unserer Gesellschaft angehört, bin ich in die Geheimnisse dieser Genossenschaft, insoweit dieser damit bekannt sein kann, eingeweiht und mit den gefährlichen Ein- und Ausgängen ihres seltsamen Gebäudes bekannt gemacht worden. Bei der letzten Versammlung der Mitglieder dieser Loge wagte ich mich nun in die unterirdischen Gänge, welche nach dem großen Sitzungssaale führen. Entweder hatte ich nun die Mittheilungen unsers Spions nicht recht verstanden oder aber ich war vom rechten Wege abgekommen, genug, ich hatte mich in den Kreuzwegen verlaufen und wollte schon wieder den geheimen Ausgang zu erreichen suchen, als plötzlich eine in einen Mantel gehüllte verlarvte Gestalt in einem andern Kreuzwege erschien und ihre Schritte nach einem Punkte lenkte, welchen ich jetzt als den Weg zum Sitzungssaale in der Dunkelheit erkannte. Vorsichtig folgte ich dem Fremden, doch dieser schien mich bemerkt zu haben, denn er blieb mehrfach stehen und wandte seine Blicke auf mich, bis er endlich ein Terzerol auf mich abfeuerte, wobei seinem Gesicht die Maske entfiel. Der Schuß streifte zwar meinen linken Arm, doch entschlüpfte kein Laut des Schmerzes meinem Mund, sprachlos starrte ich in das blasse, aber edle Antlitz des Fremden, aus dessen Zügen die Aehnlichkeit mit dem königlichen Geschlechte der Bourbons unverkennbar sprach. Sein Gesicht trug jenen kühnen Ausdruck, welcher diesem absterbenden Geschlechte eigen ist. Es war der Graf von Chambord — einzig legitimer Prätendent der Krone Frankreichs.

„Unmöglich!" rief der Jesuiten-General mit dem Kopfe leicht schüttelnd. „Doch fahren Sie in Ihrem Berichte fort."

„Es war ganz so, wie ich sagte," entgegnete Pater Joseph. „Durch das glückliche Auffinden einer Fallthür entzog ich mich schnell dem weitern Angriffe des Abkömmlings der Bourbonen. Doch kaum war ich die Treppe hinabgeeilt und hatte einen mir fremden Gang erreicht, als ein mächtiges Brausen — wie von heranstürzenden Wasserfluthen hervorgebracht, — an mein Ohr drang. Hastig eilte ich weiter und gelangte an eine Thür, welche ich furchtlos öffnete. Ein dunkles Zimmer lag vor mir, welches ich ohne Zaudern betrat, denn ich hörte in der Nähe menschliche Stimmen. Als sich mein Auge an der Dunkelheit gewöhnt hatte, erblickte ich ein kleines Fenster in der Wand, durch welches ein blasser Lichtschein in das Gemach fiel. Ich trat heran und sah durch dasselbe zu meiner Freude den großen Sitzungssaal vor mir. Genau konnte ich jedes Wort, welches dort gesprochen wurde, verstehen und das Gesicht des Oberhauptes der Loge in Augenschein nehmen. Dieser stenographische Bericht wird Ew. Hochwürden nicht

nur über den Verlauf der Sitzung, sondern auch über den gigantischen Plan dieser seltsamen, durchaus gefährlichen Verbrüderung aller revolutionairen Elemente Kenntniß geben."

Mit diesen Worten überreichte der Pater dem General der Jesuiten ein mit Schriftzeichen bedecktes Papier, welches derselbe hastig ergriff.

„Haben Sie über die geheimnißvolle Persönlichkeit des Oberhauptes dieser in der That seltsamen Verbrüderung etwas erfahren können," fragte Se. Hochwürden nach einer geraumen Weile, während welcher er den Sinn dieser Zeichen zu ergründen bestrebt war.

„Es ist darüber nicht viel zu ermitteln gewesen," antwortete Pater Joseph. „Die Mitglieder nennen diesen außerordentlichen Mann in ihren Versammlungen großer Meister und bedienen sich im gewöhnlichen Verkehr eines Namens, welchen das Oberhaupt wohl nur angenommen zu haben scheint."

„Wie ist dieser Name?" fragte der General neugierig.

„Marquis Posa," antwortete der Gefragte lächelnd.

„In der That kein übler Name für das erhabene Werk, welches der Phantast vollbringen will," sagte Pater Bexh mit höhnender Stimme. „Ich glaube nur, daß ihn das Schicksal seines Vorbildes eher ereilen wird, als daß er seine Aufgabe erfüllt hat."

In diesem Augenblicke trat der Vertraute und Geheimsecretair des Pater Bexh in das Gemach und meldete voll Bestürzung die Ankunft des Cardinal-Staatssecretairs Antonelli.

Eine leise Handbewegung des Generals der Jesuiten bedeutete dem Bestürzten, daß der stolze Cardinal und Feind des Ordens Ignaz von Loyola eintreten möge.

Ohne eine Miene in seinem undurchdringlichen Gesichte über den seltsamen Besuch zu verändern, empfing der Pater den nur wenig gebeugten Feind zwar mit Höflichkeit, doch kalt und gemessen.

„Ich bedaure, wenn ich Ew. Hochwürden störe," sagte der Cardinal im fragenden Tone, indem er einen forschenden Seitenblick auf Pater Joseph warf.

„Ew. Eminenz stören mich niemals," erwiderte Pater Bexh verbindlich. „Darf ich mir die Frage erlauben, welcher Glücksstern die Schritte Ew. Eminenz in mein bescheidenes Asyl gelenkt hat?"

„Eine Sache von besonderer Wichtigkeit verschafft mir das Vergnügen Ew. Hochwürden um eine geheime Audienz zu bitten."

Eine Neigung des Kopfes deutete nicht nur die Gewährung der Bitte des Cardinals, sondern auch für Pater Joseph den Befehl an,

daß er sich zu entfernen habe, daher dieser unter einer tiefen Verbeugung das Gemach verließ.

Beide Feinde standen sich jetzt allein gegenüber, indem sie sich gegenseitig einen Blick zuwarfen, welcher gleichsam in tiefster Seele lesen sollte. Die Spannung zwischen dem Vatikan und dem Profoßhause Gesù war noch immer schroff genug, um erkennen zu lassen, daß der Funken der Zwietracht heiß und drohend unter der Asche glimme. Sie wußten die verstellte Freundlichkeit gegenseitig zu schätzen, da sie sich durch und durch kannten.

Ew. Hochwürden ist es vielleicht unbekannt," begann der Cardinal mit unsicherer Stimme, wobei er einen schnellen Blick über das kalte Gesicht des Pater Bexh gleiten ließ, „daß zwischen England und Frankreich eine geheime Convention abgeschlossen worden ist, welche dahin geht, den Süden Amerikas in einen Krieg mit den Nordstaaten durch die Sclavenfrage zu verwickeln und den Süden durch Unterstützung zur Erlangung des Sieges im geheimen zu verhelfen, ohn aber dadurch den übrigen Staaten Europas Gelegenheit zur Inter vention zu geben."

Der Cardinal machte eine Pause, um gleichsam die Antwort de Jesuiten-Generals abzuwarten; doch dieser schien diese Frage ohne Ant wort übergehen zu wollen, denn ein Zeichen mit der Hand bedeutete dem Cardinal, daß er mit seinem Vortrage fortfahren möge.

„Diese Convention bezeichnet genau die Mittel, welche man den amerikanischen Südstaaten zu leisten gedenkt und befinden sich bereits einige der verschmitztesten und schlauesten Agenten Frankreichs und Englands auf dem Wege zu Jefferson Davis. Der Zweck dieser seltsamen Unterstützung ist leicht erklärlich, man will im Trüben zu fischen versuchen, denn es liegt auf der Hand, daß die Südstaaten durch einen möglichen Sieg über den Norden Amerikas sich leicht zu Handlungen hinreißen lassen, welche der Intervention der civilisirten Staaten einen Schein von Nothwendigkeit geben. Man hält diese Sache für bereits eingetreten, denn England und Frankreich führen schon einen lebhaften Federkrieg über Theilung der Nord- und Südstaaten. — Sie sehen," fügte der Cardinal lächelnd hinzu, „der Vatikan wird durch seine geheimen Agenten nicht schlecht bedient."

„Ew. Eminenz wollen damit wahrscheinlich sagen," unterbrach ihn Pater Bexh, „daß die Agenten unseres heiligen Ordens minder thätig, gewandt und zuverlässig sind? Dem ist aber durchaus nicht so. Können mir Ew. Eminenz diese Convention in Abschrift zur genaueren Kenntnißnahme vorlegen?" fügte er fragend hinzu.

„Wie sollte ich das!“ rief der Cardinal erregt. „Ein solches wichtige Dokument, wovon die Ruhe der Welt abhängt, legt man nicht in Jedermanns Hand.“

Ohne darauf ein Wort zu erwidern, ging der Jesuiten-General an sein Arbeitspult, öffnete ein großes ledernes und mit einem stählernen Schlosse versehenes Portefeuille, woraus er ein in Chiffren geschriebenes Papier nahm.

„Wollen Ew. Eminenz nicht versuchen, den Sinn dieser Zeichen zu ergründen?“ versetzte Pater Berh lächelnd. „Hier ist ein Schlüssel zu der Chiffresprache.“

„Zu welchem Zwecke?“ fragte der Cardinal, den Pater erstaunt anblickend.

„Ew. Eminenz werden die für unmöglich gehaltene Beschaffung einer Abschrift der geheimen Convention dennoch vor sich sehen.“

„Ah!“ rief der stolze Cardinal ungläubig, indem er nach dem Papier griff. „Ew. Hochwürden sollten wirklich im Besitz einer Abschrift sein?“

Pater Berh nickte lächelnd mit dem Kopfe, ergriff ein zweites Papier und reichte es dem Cardinal mit den Worten:

„Wenn Ew. Eminenz sich nicht die Mühe des Uebersetzens machen wollen, so finden Sie hier den klaren Sinn der Convention in einer guten Uebersetzung.“

Der Cardinal nahm dieses Papier und las die darauf in italienischer Sprache befindliche Uebersetzung.

„Kaum glaublich,“ sagte der Cardinal als er geendet hatte zu dem Pater-General. „Doch der Plan ist gut, es giebt wohl kein anderes Mittel die Kraft Amerikas zu brechen, als einen inneren Bürgerkrieg hervorzurufen. Haben Sie schon daran gedacht, Pater Berh,“ fügte der Cardinal vertraulich hinzu, „welche Vortheile unsere heilige Kirche aus diesem gigantischen Plane erlangen kann?“

„Die Interessen meines Ordens werden in allen Zonen in gleicher Weise gewahrt und möglichst gefördert,“ entgegnete der Jesuiten-General ausweichend.

„Immer nur die Interessen Ihres Ordens haben Sie im Auge, Pater Berh,“ rief der Cardinal fast unwillig. „Wo bleibt aber das Panier des heiligen Petrus?“

„Unsere heilige Religion ist das Fundament all' unserer Handlungen sagte der Pater-General im ernsten Tone, „und vereinigen wir stets unser Ziel mit den Wünschen des päpstlichen Stuhles.“

„Se. Heiligkeit erkennen dies auch in huldvoller Weise an,“ ver-

setzte der Cardinal mit einem leisen Spotte. „Und fördern die Interessen des Ordens so weit nur immer die Macht des päpstlichen Stuhles dazu ausreicht.“

„Ich bin davon durchaus überzeugt,“ erwiderte der Jesuiten-General verbindlich, während ein höhnendes Lächeln um seinen Mund spielte. „Täglich gehen mir Beweise von der vorzüglichen Gesinnung der Regierung Sr. Heiligkeit gegen den Orden Jesu zu.“

Der Cardinal heftete seine Augen fragend auf das Gesicht des Paters, er erkannte wohl den Spott, welcher in seinen Worten lag. Doch bald senkte sich sein Blick verwirrt zu Boden, denn die durchdringenden Augen des Pater-Generals hatten einen drohenden Ausdruck angenommen.

„Eminenz,“ sagte der Pater-General nach einer kleinen Weile, „wir durchschauen uns gegenseitig; versuchen wir also nicht, uns zu verstellen. Was der Orden in diesem Augenblicke von dem päpstlichen Stuhle zu erwarten und gegen wen er zu kämpfen hat, das liegt klar am Tage. Ich bitte Ew. Eminenz nicht, mich in diesem Kampfe zu unterstützen, denn nicht mein eigenes Bewußtsein, wohl aber ein Blatt Papier hat mich gelehrt, daß unser heiliger Orden in der Person Ew. Eminenz den furchtbarsten Feind besitzt.“

Mit diesen Worten zog der General der Jesuiten einen Brief hervor und reichte ihn dem bestürzten Cardinal. Dieser erkannte augenblicklich ein geheimes Schreiben, welches er vor wenigen Wochen an die Kaiserin Eugenie von Frankreich gerichtet hatte, und welches in dringlicher Weise gegen die Pläne des Jesuiten-Ordens sprach. Die Ausbreitung des Ordens in Frankreich ist stets das eifrig verfolgte Ziel des Jesuiten-Generals gewesen, weil sein scharfer Verstand wohl erkannte, daß Rom sich in einem Zustande der Altersschwäche befand, und daß von dort nicht mehr das Leben in Bezug auf Religion wie in anderer Hinsicht ausgeht. Frankreich dagegen hielt der Orden für das Land des blühenden Lebens und cultivirte daher diesen fruchtbaren Boden mit einer Vorliebe, die ganz natürlich war. Seit zehn Jahren versuchte der mächtige Orden sich in der Stille inmitten der großen Nation einzunisten, aber nur wenige Fortschritte hatte der Orden während dieser langen Zeit gemacht. Der Wille der frommen Kaiserin — welche in den Banden Roms lag — ließ das Ziel der Jesuiten niemals in gedeihlicher Weise fördern.“

„Sie im Besitz dieses Briefes?“ stammelte der wie vom Blitzstrahle getroffene Cardinal, „und Sie wagen es, mir dieses an die Kaiserin gerichtete Schreiben vorzulegen?“

„In der That — ich wage es!" erwiderte der Pater-General mit Stolz. „Ew. Eminenz werden jetzt erkennen, daß der Orden Jesu nicht mangelhaft von seinen Agenten bedient wird und keine ungeschickten Diener besitzt."

Es war dies ein Beispiel der unglaublichen Kühnheit, welche den Pater Bexh so oft über den stolzen, unermüdlichen Feind triumphiren ließ.

Der Cardinal blieb sprachlos. Er fühlte, welche Vortheile dieser Brief dem Jesuiten-General über ihn gab, und wie gefährlich für ihn dieses Schreiben in Händen des Ordens für spätere Zeiten werden konnte.

Der Pater genoß einen Augenblick lang schweigend den Triumph, den er über den unerbittlichen Feind des Ordens davon trug. Dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab, während ein kurzes Lachen die feinen und interessanten Züge des Cardinals zu einem fast diabolischen Ausdruck verzog. Er ergriff endlich das den Händen Antonelli's entfallene Schreiben und warf es in die lodernde Flamme des Kamins.

Der Cardinal stand mit gekreuzten Armen in Gedanken verloren am Fenster. Er hatte die kühne That des Pater-Generals wohl bemerkt, seine beengte Brust hob sich wieder, doch sein stolzes Herz sträubte sich ein Wort der Reue und der Vergebung an den General der Jesuiten zu richten. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Darf ich Ihre Vergebung mit mir nehmen, Pater Bexh?" sagte der Cardinal in fast bittendem Tone, indem er demselben seine Hand darbot.

„Wenn Ew. Eminenz diese für bedürftig halten, so sei der Vorfall hiermit vergessen," erwiderte der Pater-General gemessen, ohne aber die dargebotene Hand des Cardinals zu ergreifen.

„Wir sind hier ohne Zeugen," begann der Cardinal wieder, „und ich kann mit einiger Freiheit reden. — Sagen Sie mir Pater Bexh, weßhalb diese ungeheuere Verschwörung gegen die weltliche Macht Sr. Heiligkeit von Seiten Ihres Ordens? Eine Armee zieht gegen mich — ein Phantom zu Felde! — Was ist die Macht des Cardinal-Staatssecretairs Antonelli, sobald er der Hülfe und Freundschaft Ihres Ordens entbehrt und seine Handlungen ihn verdammen? Wenn ich, was ich gethan, nur that, um der weltlichen Macht des päpstlichen Stuhles Festigkeit zu geben und die Macht unserer heiligen Kirche, welche von allen Seiten bedroht wird, zu heben, — und meine Person auf eine vielleicht unverdiente Höhe zu bringen, so kann mich ein

Kind vernichten, wenn mir Ihre Hülfe, Pater Berh, fehlt, denn ich stehe kämpfend gegen eine ganze Welt — Sie sehen, ich bin allein auf der schwindelnden Höhe!"

„Allein!" murmelte der Pater unhörbar und abgewandt, — „allein! ich bin es auch!"

„Lassen Sie uns unsere Hände in wahrer Freundschaft und Einigkeit in einander legen," fuhr der Cardinal im milden Tone fort, „um das gesunkene und jetzt mehr als je bedrohte Ansehen unserer heiligen Kirche wieder zu heben, obgleich ich glaube, daß es kein Mittel mehr giebt, dem verderblichen neuen Geist einen kräftigen Damm entgegen zu setzen."

Der Jesuiten-General schaute eine Secunde lang in Antonelli's Wahrheit heuchelnde Augen, gleichsam als wollte er in seiner tiefsten Seele lesen, dann sagte er mit zögernder Stimme:

„Sie irren, Eminenz, — es giebt noch ein Mittel!"

„Und das wäre?" fragte der Cardinal hastig.

„Das in geistlichen und weltlichen Dingen souveraine Papstthum hat seine unumschränkte Macht auch auf den Orden des heiligen Ignaz von Loyola, in der Person seines Generals zu übertragen, damit der Orden für die Erhaltung und das Wachsthum seiner geistlichen und weltlichen Wohlfahrt zu wirken im Stande sei. Der General unseres Ordens muß der nicht minder unfehlbare Richter in Allem sein, was das geistliche und weltliche Heil seiner Gesellschaft betrifft, wie Se. Heiligkeit der Papst in allen Dingen, die das geistliche und weltliche Heil des heiligen Stuhls berühren."

Man kann leicht die Wirkung ermessen, welche diese unverhofften Worte auf die Person des stolzen Kirchenfürsten hervorbrachten. Wie von einer Viper gestochen, zuckte der nach Macht strebende Cardinal zusammen. Statt zu erobern — mit welchem Entschlusse er das Profoßhaus Gesù betrat — sollte er mit einem Schlage — Alles verlieren.

„In der That," stotterte Antonelli verlegend, unfähig, augenblicklich eine passende Erwiderung zu finden, „auf dieses Mittel war ich nicht vorbereitet. — Dieser Punkt ist für das Papstthum so wichtig, daß ich erst Sr. Heiligkeit darüber Vortrag halten und das Capitel zu einer Berathung zusammen berufen muß," fügte er nach einer Pause überlegend hinzu.

„Thun Sie das, Eminenz," versetzte der General der Jesuiten eindringlich. „Und unterstützen Sie meine Forderung mit Ihrem gewichtigen Fürworte zum Heile unserer erhabenen Kirche. Die Zeit ist ernster als je, ein unheimlicher Geist zieht am politischen Horizont

drohend herauf. Lassen Sie dieses furchtbare Gespenst keinen festen Fuß fassen, damit wir nicht von seiner entfesselten Wuth zermalmt werden. — Die geheime Convention zwischen Frankreich und England ist noch nicht das Schlimmste, was den Frieden Europa's empfindlich stören kann. Eine andere, weit gefährlichere Macht zieht ihr fein gesponnenes Netz über die Staatengruppen der Welt und droht den Umsturz aller, seit Jahrhunderten bestehenden, nach menschlicher Vernunft festgesetzten staatlichen Einrichtungen und Regierungsformen. Wir müssen dem Unheile, welches aus Amerika über Europa und die übrige Welt hereinzubrechen droht, und unsere heilige Kirche in seinen Grundfesten erschüttern kann, einen mächtigen Damm entgegensetzen.

Senden Ew. Eminenz einen von meinen gewandtesten Agenten an den Präsidenten Abraham Lincoln nach Washington, mit der Versicherung unserer vollsten Ergebenheit und dem Bereitsein, ihm jede Hülfe im Falle eines Krieges gegen die Südstaaten zu leisten. Der Orden Jesu stellt dem Präsidenten der Nordstaaten Milliarden zur Verfügung. Dagegen beanspruchen wir das alleinige Recht, im Falle eines Sieges über den Süden Amerika's, unsere Missionaire in die vereinigte Staaten Amerika's senden und nach Gutdünken Schulen, Klöster und Kirchen für unsern heiligen Glauben zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau errichten zu dürfen. In gleicher Weise werde ich einen zuverlässigen Agenten an Jefferson Davis, Präsidenten der Südstaaten senden, damit wir im Falle des Unterliegens der Nordstaaten Amerika's, nicht leer ausgehen. Wir müssen der geheimen Convention — welche uns keinen Vortheil bietet — vorzuarbeiten suchen, und einer Macht entgegen arbeiten, die ihr finsteres Werk in drohender Weise in Scene zu setzen sucht." —

Mit größter Aufmerksamkeit hatte der Cardinal die Worte des klugen Jesuiten-Generals mitangehört, und konnte ein scharfer Beobachter seines geistreichen Gesichtes leicht bemerken, daß ihm Einiges in der Rede des Paters nicht klar war. Sobald nun der Pater-General schwieg, um die Wirkung seiner Worte auf dem Antlitz des Cardinals zu prüfen, ergriff dieser das Wort und sagte anscheinend noch immer überlegend:

„Der Rath Ew. Hochwürden ist vortrefflich, ich werde diesen ungesäumt in Ausführung bringen. Welchen von Ihren Agenten halten Sie nun für die geeigneteste Persönlichkeit, um als Abgesandter in einer so wichtigen Mission zu Lincoln zu gehen?"

„Der Pater Joseph ist bereits in diese und eine andere Sache eingeweiht," antwortete Pater Beyh. „Er ist der brauchbarste und

der gescheiteste Diener, den der Orden besitzt. In seine Hand können wir ruhig die Vollbringung dieses wichtigen Werkes legen."

„Gut denn, Pater Bexh," sagte der Cardinal zufrieden, „gehen wir gemeinsam und ohne Groll an's Werk. Doch gestatten Sie mir noch die Frage, ehe ich von Ihnen scheide: was ist das für eine geheimnißvolle Macht, von der Sie im Laufe Ihrer Rede in so befürchtender Weise sprachen?"

„Es ist eine Macht, von welcher ich glaubte, als ich zum ersten Male von ihrer Existenz hörte, sie sei ein Hirngespinnst müßiger Köpfe und als Märchen erfunden, um die Gemüther der Mächtigen und Gewalthaber zu beunruhigen, doch heute habe ich die unwiderlegbaren Beweise erlangt, daß in allen Staaten der bekannten Welt eine Verbrüderung von demokratischen Elementen unter dem Namen: „Die Geweihten des Todes" existirt, welche aus den Freimaurer-Orden aller Länder hervorgegangen ist und in London ihren Hauptsitz, unter den Namen „Loge Germaniens" hat. Nur ein Oberhaupt existirt über diese gewaltige Genossenschaft, welche Millionen zu ihren Mitgliedern, aus allen Ständen der menschlichen Gesellschaft zusammengesetzt, zählt. Ein undurchdringliches Dunkel herrscht über die Person dieses seltsamen Oberhauptes, welches durchaus kein gewöhnlicher — sondern ein mit hervorragendem Geiste begabter Kopf sein muß. Wenn ich recht unterrichtet bin, so führt diese geheimnißvolle Persönlichkeit den passenden, unzweifelhaft nur angenommenen Namen — Marquis Posa. Gigantisch ist der Plan seines Gehirns und gewaltig sind die Mittel zur Vollführung desselben. Werfen Ew. Eminenz einen Blick auf diese stenographischen Zeichen und Sie werden bald erkennen, daß wir es mit keinem Phantom, sondern mit einer Macht zu thun haben, welche leicht das Jahrtausende bestehende Werk menschlicher Vernunft über den Haufen werfen kann. Lesen Sie . . ."

Nach diesen Worten reichte der Pater-General dem verwundert dastehenden Cardinal die von Pater Joseph gefertigten Notizen.

„Marquis Posa," wiederholte verächtlich lächelnd die Eminenz, „der Name dieses Phantasten . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Gemaches geöffnet, ein diensttthuender Priester trat ein und überreichte dem Jesuiten-General eine Karte mit den Worten:

„Dieser Herr wünscht in einer wichtigen Angelegenheit Ew. Hochwürden und Se. Eminenz zu sprechen."

Pater Bexh nahm die Karte, doch kaum hatte er auch nur einen Blick auf dieselbe geworfen, als er förmlich einige Schritte zurück-

taumelte; und die Worte mehr rief, als sprach: „Der Herr Marquis Posa soll mir willkommmen sein.“

„Habe ich recht gehört?“ fragte der Cardinal ebenfalls voll Bestürzung. „Dieser Mann wagt es die Höhle des Löwen zu betreten?“

Ehe wir den Marquis in das Gemach eintreten lassen, müssen wir zuvörderst eine geheime, seltsame Scene beobachten, welche auf dem Corridor vor dem Arbeitszimmer des Pater-Generals vor sich ging.

Der dienstthuende Priester, welcher dem Pater Bexh die Karte des Marquis überbrachte, erging sich eben, wie es schien zur Erholung, in den weiten dunklen Hallen des mächtigen Profoßhauses, als eine große, in einen Mantel gehüllte Gestalt plötzlich neben den Priester stand.

„Sind Sie der Pater Urban?“ fragte der Unbekannte im leisen Tone, während der Blitz seines Auges in die Tiefe des düstern Ganges sich versenkte, als wollte er sich gleichsam versichern, ob die Dunkelheit ebenso einsam als stumm sei.

„Ja, mein Herr,“ antwortete Pater Urban höflich.

„Bruder der amerikanischen Loge.“

„Ja,“ versetzte der Gefragte, indem er ein Zeichen erwiderte, welches der Fremde an ihn richtete.

„Sie sind vor etwa drei Wochen durch eine geheimnißvolle Hand hieher gestellt worden, um ein unbekanntes Werk zu vollbringen?“

„Es ist ganz so, wie Sie sagen, mein Herr.“

„Sie sind bereit, dieses Werk zu vollbringen?“

„Ich bin bereit.“

„Sie sollen Befehle von einem Manne erhalten, der sich Ihnen offenbaren wird?“

„Ja, vom Oberhaupte der Weltloge Germaniens.“

„Woran sollen Sie diesen Mann erkennen?“

„An einem auf der Brust tätowirten Todtenkopfe, welcher über sich die Worte „mors tyrannis“ führt.“

„Ich bin das Oberhaupt, und hier ist der Todtenkopf mit dem Wahlspruche unserer Weltloge.“ Mit diesen Worten öffnete der Marquis Posa — welcher es war — sein Spitzenjabot und zeigte auf seiner Brust tätowirt den Todtenkopf.

„Großer Meister,“ sagte der Priester, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, „ich bin zu Ihren Befehlen.“

„Gut. Nehmen Sie diese Karte und treten Sie in das Arbeitszimmer Sr. Hochwürden des Pater-Generals Bexh. Se. Eminenz der Cardinalstaatssecretair Antonelli befinden sich doch noch bei Sr. Hochwürden?“

Der Priester machte ein bejahendes Zeichen.

„Ich weiß, daß Niemand ungeheißen das Zimmer des Generals betreten darf. Doch Sie haben Gehorsam gelobt, und werden meinen Befehl ungesäumt ausführen."

Der Priester verbeugte sich zustimmend, nahm die dargereichte Karte und betrat das Gemach gerade in dem Augenblicke, als der Name des Marquis vom Jesuiten-General genannt und vom Cardinal wiederholt wurde.

Eben öffnete der Priester die Thür und ließ den Marquis in das Gemach treten.

Drei der mächtigsten Feinde der Welt standen sich gegenüber.

Es währte wohl einige Secunden, ehe der Pater Bexh die nöthige Ruhe fand, den Marquis in passender Weise anzureden. Er sowohl, wie der Cardinal, waren von der imponirenden Würde und dem leuchtenden Geist, welcher aus den edlen Zügen des geheimnißvollen Fremden sprach, wie bezaubert. Sie konnten den gewaltigen Blick seiner flammenden Augen nicht ertragen.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?" fragte endlich der Jesuiten-General im beinahe harten Tone.

„Ich komme zu Ew. Hochwürden in der Absicht, mir das Leben eines Curatpriesters des Klosters zum heiligen Ignatius zu erbitten, welcher vom heiligen Amte wegen Bruch des Keuschheitsgelübdes zum Tode verurtheilt worden ist," sagte der Marquis ernst, ohne in seine Worte den Ton eines Bittenden zu legen.

„Wie heißt dieser Verurtheilte und welches Interesse haben Sie an dem Leben eines Meineidigen?" fragte der General mit düstern Blicken.

„Sein Name ist Franz Ronge und das Interesse der Menschlichkeit gegen meinen Nächsten läßt mich diesen Schritt bei Ew. Hochwürden thun. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein in der Blüthe der Jugend stehender Mensch mit gutem Gewissen das schreckliche Gelübde der Keuschheit nicht ablegen kann, weil der Blick eines Weibes, der Ton ihrer Stimme, sowie ein Händedruck, die festesten Entschlüsse zu erschüttern vermag. Obgleich dieses Gelübde von beiden Geschlechtern täglich abgelegt wird und Tausende junger Priester ihm treu bleiben, so haben diese Armen doch ein ödes Leben von vielen Leiden und harten Kämpfen zu bestehen."

„Die Schuld des Curatpriesters Franz Ronge besteht aber noch darin," sagte der General des Ordens, „daß er eine Novize, die künftige

Braut unsers heiligen Erlösers, durch Anwendung fluchwürdiger Mittel zum thierischen Genusse verführt hat . . ."

„Und, fügen Sie hinzu," unterbrach ihn der Marquis, „daß der Schuldige einen stolzen, durch nichts zu bändigenden, aber aufgeklärten Geist besitzt, welcher der Aufklärung der Irrthümer in der katholischen Religion hold — und dadurch dem Orden Jesu gefährlich und verhaßt ist."

„Schweigen Sie mit dieser unbegründeten Anklage — mein Herr Marquis Posa!" — rief der Jesuiten-General in vollster Entrüstung — „und vergessen Sie nicht, daß Sie einen Namen tragen, welcher an eine Persönlichkeit erinnert, welche ebenso gefährlich für die Menschheit war, wie Franz Ronge jetzt ist. Beide Charaktere müssen zum Wohle der Welt vernichtet werden, und muß ich in der That an dem mir so glänzend geschilderten Geist des Oberhauptes der Geweihten des Todes zweifeln, weil er es wagt für einen Abtrünnigen unserer erhabenen Kirche an diesem Orte zu bitten, wo sein Leben selbst dem „heiligen Amte" verfallen ist. Ja, mein Herr Marquis! der Orden Jesu kennt Sie und Ihr Vorhaben."

Ohne eine Miene in seinem edlen Antlitz zu verändern, vernahm das Oberhaupt der Loge Germanien's die Drohungen des Pater-Generals. Eine seltsame Sicherheit sprach aus seiner ganzen Haltung, obgleich ihm bewußt sein mußte, daß er sich in den Klauen einer Hyäne befand, welche ihren Raub nicht ohne Kampf aufzugeben gesonnen sei.

„Dann würde nicht nur der Orden, sondern auch die Regierung Sr. Eminenz, des Cardinal-Ministers Antonelli, wohl thun, sich in's Unvermeidliche zu fügen," erwiderte der Marquis mit drohender finsterer Stirn, „und nicht es wagen mein Leben mit dem „heiligen Amte" — jenem finstern Inquisitionsgerichte der Willkürherrschaft des Priesterthums, in dessen Kerker die Verurtheilten aus Rachsucht oder einem andern Grunde dem elenden Hungertode preisgegeben werden, zu bedrohen."

„Ihre Unverschämtheit geht in der That sehr weit, Herr Marquis Posa," sagte der Cardinal stolz, „glauben Sie, wir werden eine solche giftige Pflanze, wie Sie in der Brust tragen, nicht vernichten, wenn uns der Zufall die Macht in die Hand gegeben hat?"

„Und glauben denn Ew. Eminenz, daß ich wehrlos mich in die Hände von Tigern, welche nach Menschenblut dürsten, gewagt habe?" erwiderte der Marquis im höhnenden Tone.

„Ich wäre doch neugierig zu erfahren, worin die siegreiche Waffe des Herrn Marquis besteht?" versetzte der Jesuiten-General verächtlich

lächelnd. Hier im Profoßhause gebietet mein Wille und gefährlich ist's für Denjenigen, welcher die Strafen des „heiligen Amtes" auf sich ladet."

„Euch, Ihr Diener des finsteren Geistes, meine Waffen zu erklären, wäre ein verfehltes Werk zu nennen," rief das Oberhaupt der Geweihten des Todes, mit finstern Blicken und drohender Stimme, „denn Eurer kurzsichtiger Verstand würde die Mittel, welche Natur und Wissenschaft liefern, nur ungläubig belächeln. Ihr gehört zu Denen, die da erst sehen müssen, um zu glauben. Meine Zeit ist um," fügte er im milderen Tone hinzu, „und ich frage noch einmal: wollen Sie mir, Pater Bexh, das Leben des jungen Curatpriesters überlassen? ich biete Ihnen dafür den goldenen Schlüssel, welcher alle Thüren, selbst die des heiligen Vatikans öffnet."

„Stolz und vermessen sind Ihre Worte, Herr Marquis Posa — oder welchen Namen Sie sonst führen mögen —" sagte der Cardinal mit Würde.

„Diesen Zauberschlüssel möchte ich wohl sehen, der das vermag, was der Herr Marquis behauptet," rief der Pater-General höhnisch lächelnd.

„Ew. Hochwürden wollen erst sehen — um zu glauben," erwiderte der Marquis spöttelnd, „ganz so, wie ich sagte. Nun denn — dies ist der große Zauberschlüssel!"

Mit diesen Worten zog der Marquis eine Goldrolle hervor und zeigte sie dem General, indem er sagte:

„Fragen Ew. Hochwürden den Cardinal-Minister Antonelli, ob dieser Schlüssel nicht genügt das Thor des Vatikan's zu allen Zeiten zu öffnen."

„Elender Gaukler!" donnerte die Stimme des Kirchenfürsten. „Glaubst Du uns mit Phrasen und nichtswürdigen Anerbietungen vom Pfade der Pflicht und des Rechtes abzuwenden? — Genug des eitlen Geredes! — Lassen Sie diesen gefährlichen Feind der heiligen Kirche verhaften, Pater Berh, sein Namensvetter endete durch Königswillen sein nach Freiheit durstendes Leben, dieser mag zum Wohle unseres heiligen Glaubens in dem finstern Kerker des heiligen Officiums seine Tage in dem Gedanken beschließen, daß Rom seine Feinde zu vernichten weiß."

Der General des Jesuiten-Ordens war inzwischen in eine Ecke des Zimmers getreten und hatte dreimal an einem Glockenzuge gezogen.

Dem scharfen Auge des Marquis war dies keineswegs entgangen, doch furchtlos lächelnd stand er auf seinem Platze, wohl wissend, daß

wenn er das Zimmer in diesem Augenblicke verlassen würde, er den Händen der Häscher des „heiligen Amtes“ nicht entrinnen könne.

Scheinbar ohne Absicht, neigte der Marquis das Gesicht, etwa wie in tiefem Nachdenken, gegen die Brust, welche er mit den Falten seines Mantels bedeckte. Doch kaum betraten einige schwarzgekleidete Männer des unheimlichen Gerichts das Gemach des Generals, als der Marquis das Haupt wieder erhob und zugleich seinen Mantel zurückschlug. Der Cardinal stieß einen lauten Schrei aus, während der Pater Bexh vor Entsetzen scheu zurückwich und die Häscher das Zimmer verließen. Eine wunderbare Veränderung war mit dem vermeinten Schlachtopfer pfäffischer Tücke vorgegangen. Der Marquis schien buchstäblich in Feuer gehüllt zu sein; denn Flammen brachen aus seinem Munde und spielten mit seinem Haar, welche, die Gluth auffassend, wie Schlangen aus brennemdem Lichtstoff über seine Schultern hinabschlichen, blutroth waren Gesicht und Hände. Er war nicht mehr das Opfer der Priester, sondern der mächtige Dämon — der furchtbare Fürst der Geweihten des Todes und — der Chemie.

Der Pater Bexh war der erste, welcher seine Fassung wieder gewann.

„Ergreift den elenden Betrüger, welcher unsere Sinne durch niedrige Gaukelei befangen will!“ rief er mit lauter Stimme, aber Niemand wagte den Marquis zu berühren.

Ehe nun noch der Ruf verhallt war, zog der Geheimnißvolle eine Phiole hervor und warf sie auf den Boden des Gemaches. Das Glas zerbrach in Stücke, ein Nebel umhüllte plötzlich das Zimmer, — er wurde dicht, schwarz wie die Nacht und ein betäubender Geruch benahm die Sinne der beiden Priester. Die leuchtende Gestalt des Marquis wurde düster und unerkennbar, bis sie ganz in den Schatten verschwand. Jedes Auge schien von Blindheit befallen und der Körper in den Banden einer entsetzlichen Lähmung zu liegen. Todesstille herrschte im weiten Gemache und auf dem Corridor. Als nach einigen Minuten die Dunkelheit abnahm und die Körper der Priester wieder Leben gewannen, — war das Oberhaupt der Loge Germaniens spurlos verschwunden.

„War das ein menschliches Wesen — oder ein Dämon der Hölle!“ rief der Cardinal seine Augen reibend, welche entsetzlich brannten.

„Es war weder das Eine noch das Andere,“ antwortete der Pater-General vor Wuth mit den Zähnen knirschend. — „Ein unreines Thier — ein Jude ist dieser sogenannte Marquis Posa! Zu spät erkannte ich die Züge des Elenden wieder, welcher schon einmal

in einer andern Gestalt meinen Weg und mein Ziel durchkreuzte. Jener Curatpriester, Franz Ronge, ist der Sohn einer Frau, welche von diesem gefährlichen Gaukler geliebt wird. Ich vermuthe, daß ihm dieser Abtrünnige sehr nahe steht."

„Sonderbar," sagte der Cardinal, „ein Jude soll an der Spitze einer solchen gewaltigen Macht stehen und mit solchen außerordentlichen Mitteln des Geistes und der Wissenschaften ausgerüstet sein?"

„Ja, es ist so, wie ich sagte, ich glaube mich nicht geirrt zu haben. Die geheime Polizei soll aufgeboten werden, jeden Schlupfwinkel Roms zu durchstöbern. Vielleicht gelingt es ihrer bewährten Tüchtigkeit den Elenden zu ermitteln, welcher es wagte, gegen die hochwürdigste Person Ew. Eminenz in unehrerbietigen Worten aufzutreten, und den heiligen Charakter unseres Ordens in den Staub zu ziehen. Den zehnfachen Tod soll dieser Verfluchte sterben, wenn er in unsere Hände fällt."

„Beruhigen Sie sich, Pater Bexh," sagte der Cardinal mit Salbung, „unsere heilige Religion lehrt uns, den Feind zu verzeihen und zu lieben. Verfolgen wir unser gemeinschaftliches Ziel und die alleinseligmachende Kirche wird über ihre Feinde triumphiren."

Nach diesen Trostesworten trennten sich die Machthaber des Katholicismus, um sich gegenseitig durch ihre Sonderinteressen zu verderben.

VI.

Die fromme Kaiserin.

Betreten wir den von der schönen Kaiserin Eugenie von Frankreich bewohnten Flügel der Tuilerien und werfen wir einen Blick in eines der vielen Zimmer dieses gigantischen Schlosses.

Es ist noch früh am Morgen. Ein Schimmer des anbrechenden Tages dringt durch die nur halb geschlossenen Jalousien und kämpft mit dem flackernden Schein verlöschender, rings auf goldenen Wandleuchtern angebrachter wohlriechender Wachskerzen. Armstühle von Ebenholz, mit dunklem Sammet überzogen, die Lehnen vom kaiserlichen Adler überragt, heben die Farbenpracht der eingerahmten, auf

weißem Grunde gewirkten Tapeten; von den purpurnen Vorhängen des im Hintergrunde befindlichen Himmelbettes schimmern in goldener Stickerei die Bienen Frankreichs. Wir befinden uns im Schlafgemache der Kaiserin. Hinter diesen halb zurückgeschlagenen Sammetvorhängen ruht sie, schön wie die herrlichste Nymphe, die in früheren Tagen die Herzen der Götter verlockte. Folgen wir den lüsternen Strahlen dieser herabgebrannten Kerzen, wie die einen in stummer Wonne auf der noch von der Mittagssonne der Jugend gefärbten Wange, auf den so stolzen und doch so lieblichen Lippen ruhen und vergehen, während die andern, mit der letzten Kraft aufflackernd, die blonden goldenen Locken küssen, die sich so weich an die runden, weißen Schultern und den vollen weißen Arm schmiegen, auf den das schöne Haupt nach schlaflos verbrachter Nacht sich stützt. Betrachten wir die schöne fromme Kaiserin in dieser Stunde, wo ihre Brust frei von dem Zwange der Etiquette athmet, welche am Tage den Liebreiz verhüllt, den die Natur ihr so verschwenderisch verliehen hat. Von ihrem Vaterlande — der heißen Sonne Spaniens getrennt, von ihrem kaiserlichen Gemahl vernachlässigt, ohne innern Halt, umgeben von den Intriguen der Pfaffen und den Ausschweifungen eines galanten Hofes, war Eugenie frivol im Herzen und bigott im Aeußern geworden, weil sie vor der großen Welt nur glücklich dem Scheine nach sein durfte. Ein wehmuthsvoller Zug lag um den feinen Mund und ein düsterer Schatten um die herrlichen Augen gebreitet.

Die Kaiserin hatte am vergangenen Abend ihre Hofdamen frühzeitig entlassen und sich zur Ruhe begeben, ohne jedoch den ersehnten Schlummer zu finden. Das Licht der Kerzen, welche sie nicht hatte auslöschen lassen mögen, war der Aufregung ihrer ruhelosen Gedanken zu Hülfe gekommen. Als endlich die meisten derselben erloschen und der junge Tag seinen Dämmerschein in das kaiserliche Gemach warf, erhob sich Eugenie, warf ein elegantes Morgenkleid über den schönen Körper und öffnete eine Tapetenthür, welche in ein Vorzimmer führte, worin ihre Lieblingshofdame gewöhnlich schlief.

Amanda von Croix, seit kurzer Zeit die Favoritdame der Kaiserin, lag halb angekleidet auf einem Ruhebett, während in frommer Andacht die Kugeln eines Rosenkranzes durch ihre Finger glitten.

Amanda erhob sich sogleich von ihrem Lager als sie die Kaiserin eintreten sah.

„Wie glücklich Sie sind, Amanda," sagte Eugenie mit einem tiefen Seufzer. „Sie können mit ihrem kindlich frohen Herzen noch

beten. Meine Gedanken sind verwirrt, meine Brust beklemmt, mein Geist erregt — ich finde keine Ruhe im Gebet."

„Ich habe für Ew. Majestät gebetet," erwiderte Amanda mit einem seelenvollen Blicke, „für Sie, Madame, die Sie verdienen eben so glücklich zu sein, als Sie gut sind. Doch wollen denn Ew. Majestät alles Ernstes schon aufbleiben? — es ist ja kaum sechs Uhr."

„Ich habe keine Ruhe im Bett — der Schlaf flieht mein Lager," erwiderte die Kaiserin mit matter Stimme. „Ich zittere schon bei dem Gedanken an den heutigen Tag, an dieses entsetzliche Maskenfest, welches der Kaiser heute in den Tuilerien zu Ehren der japanesischen Gesandtschaft giebt."

Mit diesen Worten sank Eugenie in einen kostbar gestickten Sessel und ließ ihren müden Blick auf den getäfelten Boden des Gemaches fallen. Plötzlich belebte sich ihr Auge, sie hatte einen Brief am Fußende des Ruhebettes ihrer Hofdame bemerkt, welcher dieser wahrscheinlich eben erst entfallen war. Mit einer hastigen Bewegung hatte Eugenie das Schreiben ergriffen und ehe Amanda noch es verhindern vermochte, las die Kaiserin den Inhalt eines Briefes, der für sie durchaus nicht bestimmt war. Leichenblässe bedeckte das reizende Gesicht der Hofdame, während Eugenie las, doch keine Miene der schönen Kaiserin verrieth, daß der Inhalt des Briefes sie unangenehm berühre.

Nach einer Pause erhob Eugenie die Augen, ließ einen sanften Blick auf das zitternde Hoffräulein fallen und sagte im gütigen Tone:

„Müssen Sie nicht eigentlich bewundern, Amanda, daß ich Ihnen so sehr in Liebe zugethan bin? Glauben Sie, ich wisse nicht längst, daß eine mächtige Hand Sie in meinen Hofstaat eingeführt hat und daß es nicht der Wille des Kaisers allein war, Sie in meine Umgebungen aufgenommen zu sehen — nicht um mir zu dienen, sondern um auf mich in religiösen Sachen einzuwirken? — Betrüben Sie sich nicht," fuhr die Kaiserin gütig fort, als sie die Bestürzung Amanda's sah, „daß Sie mich lieben, davon bin ich überzeugt. Weßhalb aber treten Sie mir nicht offenherzig mit dem entgegen, was der Orden Jesu durch Sie von mir zu erlangen wünscht? Ich kenne die Tendenzen dieser gefürchteten Gesellschaft und weiß, daß der Cardinal Antonelli, sowie der heilige Vater selbst diesen Orden haßt, was mir das Leben noch mehr verbittert, da ich gern Beiden in ihren Wünschen helfen möchte. — Doch lassen wir dieses Thema ruhen und reden wir nicht von Dingen, über die wir doch keine Macht haben."

„Ew. Majestät keine Macht?" rief Amanda mit verstelltem Erstaunen. „Ihre innige Liebe zu dem Kaiser . . ."

„Liebe," wiederholte Eugenie mit einem Ausdrucke des Entsetzens, „Liebe für dieses eiskalte Herz — für diesen Mann, den kaum zu beherrschen ein Ruhm wäre, der sich nicht einmal beherrschen läßt, weil er als einzige Eigenschaft einen unbezwinglichen Eigensinn besitzt. Nein, Amanda, um den Kaiser zu beherrschen, muß man ein Gott sein, oder so schön, wie kein Weib auf Erden. Um Dir Freude zu machen, will ich Dir sagen, daß ich dem Prinzen Napoleon versprochen habe, heute einen Mann bei der Toilette zu empfangen, der uns einen Blick in die Zukunft zu leisten vermag. Es soll eine außerordentliche Persönlichkeit sein, welche über seltsame Mittel der Natur gebietet. Sie sollen der Unterhaltung beiwohnen," fügte die Kaiserin lächelnd hinzu, „vielleicht zeigt Ihnen dieser Wundermann den Zukünftigen Ihres frommen Herzens. — Jetzt folgen Sie mir in mein Kabinet, Amanda, und helfen mir meine Morgentoilette beenden. Ich mag, um alles Gerede zu vermeiden, meine Kammerfrauen so früh nicht wecken."

Amanda von Croix warf schnell ein Morgengewand über und folgte der Kaiserin in ihr Boudoir.

Nachdem die einfache Toilette beendet und das Frühstück eingenommen war, erledigte Eugenie einige Briefe von ihr nahestehenden Personen und legte dann die Prachtgewänder an, welche zu der gewöhnlichen Toilettenstunde — oder auch Audienzstunde — nach dem herrschenden Ceremoniell üblich waren.

Die Stunde war endlich da. Eugenie von Frankreich, auf einem mit goldenen Fransen verzierten Sessel vor einem kostbaren Spiegel sitzend, umgeben von dem glänzenden Kreis ihres Hofstaates, empfing die Cavaliere des kaiserlichen Hofes, die Gesandten und Personen von Distinction, welche der schönen Kaiserin vorgestellt zu werden wünschten. Der Ceremonienmeister und Hofmarschall nannte alle die edlen Namen, welche entweder durch die neue Epoche gewonnen oder verloren hatten.

Man bemerkte aber deutlich in dieser glänzenden, dem Prinzipe nach so gemischten Gesellschaft, daß sich die Mehrzahl nur gezwungen vor der Sonne der kaiserlichen Macht und Herrlichkeit beugten. Die schöne Kaiserin empfing und hörte alle glühenden Versicherungen von Ergebenheit und dem Eifer der Sache ihrer Dynastie treu zu dienen, mit einer gewissen Zerstreutheit und peinlichen Verlegenheit an. Sie blickte oft unruhig nach der Thür, anscheinend, als erwarte sie Jemand. — Schon nahte der Augenblick des Schlusses der Audienz, schon ließen viele der vorgestellten Persönlichkeiten den Empfangssaal, [illegible] plötzlich die Stimme des Thürstehers zwei Namen rief, welche [illegible] Herz Eugenien's erbeben machten.

Es waren Sr. Kaiserlichen Hoheit der Prinz Napoleon und der Marquis Posa, welche den Saal der Kaiserin betraten.

Eugenie entfärbte sich ein wenig; der Prinz und sein Begleiter verneigten sich ehrfurchtsvoll und erwarteten die Anrede. Es währte einen Augenblick, ehe die Kaiserin es über sich gewinnen konnte, die Augen aufzuschlagen. Die Höflinge hatten sich zurückgezogen und die Kaiserin mit ihrer Hofdame, Amanda von Croix, befand sich zum Empfange der Erwarteten allein.

„Ew. Hoheit haben also doch Wort gehalten?" begann Eugenie verlegen.

„Wie ich dies Ew. Majestät gegenüber stets gewohnt bin," erwiderte der Prinz verbindlich. „Gestatten Ew. Majestät Ihnen den Marquis Posa vorstellen zu dürfen, über dessen großes Wissen im Gebiete der Naturkräfte ich die Ehre hatte, Madame so Manches mittheilen zu können."

Eugenie warf einen forschenden Blick auf die edle Gestalt und das geistreiche Antlitz des Marquis — welcher sich mit vollendeter Manier eines Cavaliers verbeugte. Glühende Röthe überzog das schöne Gesicht der Kaiserin, sie mußte sich unwiderstehlich bekennen, einen schöneren Mann bisher niemals gesehen zu haben. Endlich ermannte sie sich und sagte:

„Ich bin in der That erfreut, einen Mann kennen zu lernen, dem die seltene Gabe verliehen sein soll, den Schleier der Zukunft zu lüften. Lesen Sie, Herr Marquis, das Schicksal der Menschen aus den Sternen oder aus den Linien der Hand?"

„Ew. Majestät werden doch nicht glauben, daß ich diesem Aberwitz der Menge huldige?" versetzte der Marquis mit wohltönender Stimme. „Mein Auge sieht in den Sternen mächtigere Welten, als diese winzige Erde. Welten, deren Licht nicht leuchten würde, wenn der Erdball aus den Unendlichkeiten des Raumes verschwände."

„Nun denn, Herr Marquis," rief die Kaiserin seltsam erregt von der imponirenden Würde des ernstblickenden, geheimnißvollen Mannes. „Woher schöpfen Sie die Kunde der Zukunft?"

„Werfen Ew. Majestät den Blick auf die Fluthen der Seine, dieser Fluß ist von einem Elemente, worin der Mensch nicht athmen kann, und in der unfaßbaren Luft findet unser Fuß keinen Halt. Doch aber helfen durch unsere geringe Kunst die Bewohner der Luft und des Wassers unsern gewöhnlichen Bedürfnissen ab, und tragen zu unseren alltäglichsten Genüssen bei. So ist es auch mit der Kunst des Hellsehens. Die Menschen glauben, während die Oberfläche der Welt von

Leben wimmelt, herrsche der Tod in den Tiefen der Erde und im unendlichen Aether des Himmels. Wie der Fischer seinen Raub aus den Tiefen des Meeres ködert und der Jäger seine sichere Beute beschleicht, so können wir durch die Kraft des menschlichen Geistes die luftigen Bewohner derjenigen Regionen, die unser grober Leib nicht zu betreten, unser grober Sinn nicht zu durchblicken im Stande ist, uns unterwerfen. Hierin liegt die einzige Beschaffenheit meines Wissens, von anderen Welten weiß ich nichts, aber über Dinge dieser Welt, gleichgültig, ob von Fleisch und Bein oder nicht, ist mir Kunde geworden. Für mein Auge ist die Zukunft eben so gut verschlossen, wie für das jedes anderen Sterblichen, aber ich kann über Wesen gebieten, deren Augen geläutert — schärfer und deren Naturen begabter sind."

„Kann ich Beweise von Ihrem außerordentlichen Wissen erlangen, Herr Marquis," fragte die Kaiserin, indem sie ihre wunderbar schönen Augen, deren ruhig milder Blick so unergründliche Tiefen zu verschleiern schien, forschend auf den Geheimnißvollen richtete.

„Der Wunsch Ew. Majestät ist mir Befehl," entgegnete der Marquis im feierlichen Tone. „In der siebenten Nacht nach Ablauf des heutigen Tages erwarte ich Madame."

„In der Nacht, und wo das?" fragte Eugenie erblassend.

Der Marquis schwieg, zog aber ein Blättchen Papier aus seinem Taschenbuche, schrieb einige Worte darauf und überreichte es der Kaiserin.

Diese nahm es und las. Todtenblässe bedeckte plötzlich das fein geröthete Antlitz der schönen Monarchin. Ein leises Zittern ging durch ihren Körper, während der kalte Schweiß auf ihrer Stirn perlte.

„Ein furchtbarer Ort!" murmelte Eugenie. „Doch ich werde kommen," fügte sie nach einem Augenblicke der Ueberlegung gefaßter hinzu. „Ich will das Schicksal meines Hauses erfahren. Erwarten Sie mich, Herr Marquis, gleich nach Mitternacht."

Der Marquis nickte zustimmend mit dem Haupte, verbeugte sich und verließ das Gemach der Kaiserin mit zufriedener Miene in seinem sonst so kalten, ernsten Gesichte.

Eugenie hielt noch immer das verhängnißvolle Papier in der fein geformten Hand, während der Blick ihres Auges starr auf den Boden des Zimmers haftete.

„Ew. Majestät scheinen zu vergessen, daß heute der Hof dem Te Deum in der Notre-Dame-Kirche beiwohnen wird," sagte der Prinz nach einer Pause, gleichsam als wolle er die Kaiserin durch seine Worte dem wirklichen Leben wieder zuführen. „Der Kaiser wird in einer

halben Stunde hier sein und Madame haben gewiß noch Veränderungen in der Toilette vorzunehmen."

„Ich danke Ihnen, lieber Vetter," erwiderte die Kaiserin noch immer zerstreut," daß Sie meinem von irdischen Dingen befangenen Geist eine andere — religiöse Richtung geben. Das Gespräch mit dem Marquis hat mich seltsam ergriffen. Verzeihen Sie mir die Frage: glauben Sie an die Macht dieses geheimnißvollen Mannes? — Halten Sie denselben für keinen gemeinen Betrüger unserer Sinne?"

„Durchaus nicht!" rief der Prinz mit vollster Ueberzeugung im Tone seiner Stimme. „Ich glaube an das Wissen dieses außerordentlichen Mannes, wie an das Evangelium unserer heiligen Religion und bürge für ihn als Bruder und Großmeister der Logen Frankreichs!"

„Ah," sagte die Kaiserin lebhaft," der Herr Marquis ist Freimaurer?"

„Er ist nicht nur dieses, sondern nimmt auch einen hohen Rang in der Bruderschaft sämmtlicher Logen der Welt ein."

„Dann bin ich beruhigt," versetzte die Kaiserin aufathmend, „und bedauere nicht mein gegebenes Versprechen. Haben Ew. Hoheit schon Proben seiner geheimnißvollen Kraft gesehen?"

„Das Ende meines Lebens ist mir durch die Macht seines Wissens bekannt geworden," erwiderte Prinz Napoleon düster vor sich hinblickend. „In drei Jahren werde ich . . ."

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme Louis Napoleons im Vorzimmer.

„Mein Gott, der Kaiser!" rief Eugenie erschreckt, „und meine Toilette ist noch nicht beendigt. Schnell Amanda! ordnen Sie mir mein Haar und werfen Sie mir den Hermelinmantel über."

Als der Kaiser eintrat, war die Toilette Eugenien's beendigt und am Arm ihres Gemahls ging sie die Stufen hinab, um den Wagen zu besteigen, welcher das kaiserliche Ehepaar zum Gottesdienste führen sollte.

Die Glocken von Notre-Dame luden die Bevölkerung von Paris zu der kirchlichen Feier, und umgeben von dem Hofstaate, den Marschällen, den Häuptern des Adels, des Klerus und der Diplomatie betraten die Majestäten das Portal der mächtigen Kathedrale.

Majestätisch rauschten die Töne der herrlichen Musik und Hymne durch die Wölbungen des gigantischen Gotteshauses und „Te Deum laudamus" wiederholten in geheimnißvoller Entzückung tausende von Menschenherzen, wähnend, einen Friedensgruß des Himmels zu vernehmen und in den durch die hohen Kirchenfenster einfallenden

Sonnenstrahlen einen Blick der Gnade aus dem wachenden Auge Gottes zu erblicken. Einem Auge nur, einer Seele lächelte dieser Sonnenblick der Gnade nicht. Flüchtig, andachtslos, irrte der einzige unheilige Gedanken in diesen gottgeweihten Räumen von einem Gegenstande zum andern umher. Die Kaiserin Eugenie bewegte zwar die Lippen zum Gebet, aber in ihrem Herzen sprach nichts, als eine vorwurfsvolle Lästerung, die von dem steinernen Gewölbe gleichsam abprallte und auf ihr zweifelndes, kämpfendes Herz zurückfiel. Die Töne der Musik erstarben jetzt in leisem, immer leiserem Murmeln — endlich schwieg sie und das ganze mächtige Gotteshaus lag mit Tausenden von gläubigen Herzen in regungslosem — andächtigem Schweigen. In diesem Augenblick fuhr Eugenie heftig zusammen; von einer unwiderstehlichen, geheimnißvollen Macht getrieben, erhob sie das Haupt und sah in das glühende Auge des Marquis Posa, welcher an einen Pfeiler gelehnt, weder das Knie gebeugt, noch den Blick zum stillen Gebet, gleich der Menge gesenkt hatte. Sie schauderte, als sie das verächtliche, kalte Lächeln wahrnahm, welches den stolzen Mund des Geheimnißvollen in einer Weise umspielte, woraus Eugenie erkennen mußte, daß der heilige Augenblick auch an seiner Seele spurlos vorvorübergegangen sei. Mit unheimlicher Zaubergewalt drängte sich ein Gefühl in ihr ödes Herz, welches ihre Pulse heftiger schlagend machte, und wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Die außerordentliche Persönlichkeit des Marquis, der Nimbus seines geheimnißvollen Wissens, der Ernst welcher aus seinen männlich schönen Zügen sprach und das tiefsinnige Lächeln, welches zeitweise sein anziehendes Antlitz seltsam belebte, waren Momente, welche die einsame Seele Eugenien's durchzuckten. Sie neigte das schöne Haupt, denn sie fühlte den gewaltigen Zauberblick des Fremden auf ihrem bleichen Antlitz, gleich höllischem Feuer brennen; und Thräne auf Thräne netzte das Polster, auf welchem sie neben dem verschlossenen Kaiser kniete. Mit innerer Angst faltete sie die Hände und lauschte mit erzwungener Aufmerksamkeit den heiligen Worten, welche vom Altar her mahnend an ihr Ohr drangen. Heftig zusammenfahrend, hörte sie den mahnenden Ruf der Glocke, dem Allerheiligsten ihre Huldigungen mit demüthigem Herzen darzubringen, — sie athmete die von dem würzigen Rauch durchzogene Luft, welcher in dünnen durchsichtigen Säulen aus den Opfergefäßen emporstieg — sie starrte in das Lichtmeer der hohen duftenden Kerzen, welche zahlreich auf dem Hochaltar flammten, um nur nicht dem Blick dieses Mannes zu begegnen, welchen sie kaum gesehen und welcher doch schon einen so seltsamen Eindruck auf ihr

stürmisch pochendes Herz gemacht hatte. Aber jede ihrer mühsam geformten Anschauungen erblaßte vor derselben Vision dieser dämonischen Versuchung, der sie nicht mehr zu entfliehen vermochte.

Das Hochamt war vorüber; der Kaiser führte Eugenie an den Wagen, er selbst bestieg einen prachtvollen Araberhengst und ritt von einer glänzenden Suite umgeben nach dem Marsfelde, um Revüe über ein aus Rom heimgekehrtes Regiment Chasseurs zu halten. An seiner Seite ritt der kaiserliche Prinz, welcher bei jeder Parade anwesend sein muß, um die Sympathien des Volkes für den Thronfolger zu erwecken. Denn die Ansicht, daß Frankreich sehr leicht einen Systemwechsel erfahren könne, wenn Napoleon III. stirbt, bevor der Prinz großjährig und stark genug geworden ist, um die Zügel der Regierung mit fester Hand zu ergreifen, darf als allgemein verbreitet bezeichnet werden. Sie herrscht auch in den Tuilerien und aus diesem Umstande sind nicht nur viele der großen politischen Vorgänge in der Seinestadt zu erklären, sondern auch die kleinen, scheinbar unabsichtlichen, für den nicht Eingeweihten unbedeutenden Handlungen des Kaisers, der unablässig nur das eine Ziel im Auge hat und verfolgt, seine Dynastie zu begründen. Den Wagen des kaiserlichen Prinzen muß stets eine Abtheilung Cavalerie begleiten, um die Aufmerksamkeit der Menge auf ihn zu richten und nur seiner Fürbitte ist es zuzuschreiben, wenn den gesammten Lehranstalten des Landes ein außerordentlicher Feiertag bewilligt wird. Es ist aber nicht genug, dem Erben der Krone Frankreichs Sympathien zu gewinnen, den Anhängern der Legitimität, deren Existenz von der Regierung nicht geleugnet wird, soll auch die Hoffnung auf eine Revolution benommen werden. — In wie weit nun die kaiserliche Regierung die drohende Gefahr zu würdigen weiß, wird der Gang unserer Geschichte enthüllen.

Die Gärten der Tuilerien waren nach einem Plane des Kaisers in ein wahres Feenreich zu dem am Abend stattfindenden italienischen Maskenfeste umgeschaffen worden. Zelte aus allen Zeitaltern und Nationen, künstliche Beleuchtungen aller Art, Kränze, Guirlanden, Draperien, Waffen, Fahnen und Trophäen waren herbeigeschafft worden, um die Gärten zu schmücken und das Fest zu verherrlichen. Am Eingange bildeten eine Menge nachgeahmter Kanonen, Mörser, aufgehäufte Stückkugeln und Standarten, unter einer durch farbige Lampen zauberischen erhellten Rotunde von Bäumen, eine Art von kriegerischem Vorsaal zu einer langen Allee, die mit der größten Pracht ausgeschmückt war und gleichsam den Hauptsaal darstellte. Zahllose Lampen schimmerten von dem grünlichen Gewölbe nieder, welches die sich vereinigenden

Baumkronen bildeten, und beschienen zwei Reihen der glänzendsten, an die Stämme gelehnten Rüstungen zu Pferde. Längs der mit Teppichen belegten Alleen liefen zwei Reihen Zelte mit kostbaren Blumen, tropischen Pflanzen und Bildsäulen verziert, theils Ruheplätze, theils Büfets enthaltend. Das größte Zelt, durch chinesische Lampen erhellt, war zum Tanzplatz eingerichtet; eine doppelte, durch Rosengewinde verbundene Kolonnade theilte es in drei verschiedene Räume; an den Säulen strahlten unzählige Gasflammen in farbigen Gläsern. Aus diesem großen gelangte man in mehrere kleinere Nebenzelte; eins derselben, von weißem Sammt mit goldenen Adlern, enthielt einen Thronsessel und war für die Kaiserin bestimmt.

Das herrlichste Wetter begünstigte das Fest; über der glänzenden Menge und den im Gaslichte strahlenden Wipfeln der Bäume schimmerten in ihrer stillen Pracht die wandellosen Sterne. Es war eine wahre Zaubernacht. Der Kaiser war heute aufgeräumter und leutseliger denn je, er trug das kleidsame Gewand Johann von Leyden's. Die Kaiserin war als Dogaressa erschienen und trug den reichsten Schmuck mit der höchsten Anmuth zur Schau, während die Fürstin Metternich als schwarzer Teufel die auserlesene Gesellschaft umschwärmte und mit allen Chikanen neckte. Das prachtvolle Maskenfest hatte bereits — belebt durch die reichsten Costüme — seinen Höhepunkt erreicht. Eine berauschende Musik erklang von den Höhen des unsichtbaren Orchesters und forderte die Elite der Menge zum Tanze auf. In diesem Augenblicke nahte sich der Oberceremonienmeister, Graf Bacciochi der Kaiserin in der Hoffnung ein Compliment für seine Sorgfalt bei den Arrangements des Festes zu erlangen; eben sollte ihm ein bezauberndes Lächeln lohnen, als plötzlich eine allgemeine Bewegung in der glänzenden Menge entstand und das Auge Eugenien's auf den Eingang der Gärten richtete. Die Gräfin Castiglione im phantastischen Costüm, welches die Füße, den Nacken, die halbe Brust und die Arme ohne Gewandung zeigte, wodurch sie nicht nur die Bewunderung der Cavaliere, sondern namentlich auch das Staunen der Damenwelt hervorrief, betrat die Hauptallee, umgeben von einem Schwarme Cavaliere — welche hingerissen von den himmlischen Reizen der blendend schönen Gräfin — in einen stürmischen Jubelruf ausbrachen, der einen unheilverkündenden Zornesblick aus den schönen Augen der Kaiserin hervorrief.

„Folgen Sie mir!" herrschte Eugenie dem Grafen zu.

Er folgte ängstlich der ihm voraneilenden Kaiserin nach einem wenig belebten Theile der Gärten. Dort im Schatten der tropischen

bereits vergessen hat. Sie ließ ihren in ehelicher Treue nachsichtigen Gemahl, welcher Oberstallmeister König Victor Emanuels ist, allein nach Hause zurückkehren und erschien nur selten — oder bei besonderen Festlichkeiten bei Hofe, da die schlaue Italienerin wohl merkte, d[illegible] sie ein Gegenstand des Widerwillens bei der Kaiserin war. Ihr Scha[illegible] blick ließ sie aber auch hingegen erkennen, daß sie den kaiserlichen in ihrem Netze [illegible] schöne Gräfin [illegible] volles Schlo[illegible] legte. —

Der [illegible]
Herr i[illegible]
em[illegible]
fe[illegible]
fel[illegible]
erk[illegible]
arr[illegible]
D[illegible]
di[illegible]
te[illegible]

Eugenie gebot ihrer Fav... ...gen.
Sie flüchtete endlich in das für sie eigens bestimmte Zelt und ließ die prachtvolle... Vorhänge hinter sich zufallen. Hier war es still — hier war sie allein.

„O, Amanda, Amanda!" stöhnte Eugenie, indem Thränen ihren schönen Augen entströmten. „Das Maß ist voll — das Leben wird mir unerträglich. Was ist die Welt — was der bunte Tand, mit dem ...runkt, wenn das Herz krank ist? — Ein erbärmliches Komödien=

...twortete plötzlich die=

...Geheimnißvolle,
...on der Last
...r meinem
und an
Gebet
...n Ge=
— wie
...ächer
...olltest
...liches

Verlassen des Festes durch Unwohlsein. — Ich will zu beten versuchen."

Amande von Croix gehorchte dem Willen ihrer Gebieterin mit kummervoller Miene, sie wagte keine Einsprache mehr.

Das kaiserliche Fest wurde immer belebter und die liebenswürdige Laune Napoleon's III. riß die Menge zur ausgelassensten Fröhlichkeit hin. Und sie hat Recht: diese Heiterkeit, dieser Frohsinn verschleiert die physischen Mängel; wer tanzt, der hinkt nicht; wer singt, stottert nicht, das häßlichste Gesicht selbst wird oft durch ein Lächeln verschönt. Und in den Tuilerien giebt es manches Schiefe zu verbergen.

Der Herzog von Morny — Stiefbruder des Kaisers — war nur allein in übler Laune. Seine dreißig Jahre jüngere, blonde Gemahlin dagegen schwärmte in Debardeurstracht, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume. Sie verlor ihr kostbares Taschentuch. Ein junger Engländer stürzte sich auf das zarte Spitzengewebe, hob es auf, bedeckte es mit heißen Küssen und verbarg es an seiner Brust — in der Hoffnung, von der blonden Herzogin bemerkt zu sein. Sie erfüllte sich nur zu schnell: Der zweiundfünfzigjährige Herzog hatte zufällig die Herzensergießungen des jungen Engländers bemerkt, mit eiligen Schritten ging er auf den Liebeglühenden zu, zog das Tuch mit der Spitze eines Dolches aus dem Versteck hervor, warf es in die bengalische Flamme, und während die kostbaren Spitzen lichterloh aufloderten, sagte er zu dem erstarrten britischen Gast des Kaisers: „Maintenant vous pouvez sortir!" *) Doch wenden wir unsern Blick hinweg von dem Orte der Heiterkeit, des Frohsinns und der frivolsten Leichtsinnigkeit, und beobachten ein Herz, welches geboren unter der sengendheißen Sonne Spaniens, an der Seite eines Wollüstlings seine Tage im Kummer verlebt, und nur durch die Tröstungen der Religion diejenige Geduld erlangt, welche es möglich macht, mitten in Glanz und Herrlichkeit ein reines Gemüth — eine schuldlose Seele zu bewahren.

Grabesstille herrschte im Schlosse der Tuilerien, nur dann und wann unterbrochen von den eintönigen Schritten der Wachen, welche in ihrem halbwachenden Zustande durch das von dem Winde aus den Gärten herübergetragene dumpfe Lärmen aufgeschreckt und an ihrer Pflicht mahnend erinnert wurden. Mitternacht verkündet die mächtige Glocke der Schloßuhr. Der letzte der zwölf Glockenschläge hallt noch schwach von den Wölbungen der kleinen, aber kostbar mit Oelgemälden und religiösen Dingen geschmückten Kapelle der Tuilerien

---

*) Jetzt können Sie sich entfernen.

wieder. Heilige Ruhe herrscht in ihren Mauern, kein menschliches Wesen sucht in dieser unheimlichen Stunde diese ewige Ruhe zu unterbrechen. Leise und zitternd klagt der Nachtwind durch die mangelhaft geschlossenen Fenster und streift seufzend durch die finstern Bogengänge. — Doch welcher geisterhafte Schatten gleitet dort unhörbar hinter den mächtigen Pfeiler? Hat das Grab einem seiner Bewohner seinen Ausflug auf die Oberfläche der Erde gestattet? — Nein! Es ist ein Phantom, gebildet von den Schatten der Nacht. Die Erde giebt gleich dem Meere ihren Raub nie wieder zurück. — Der blasse Strahl des mitternächtigen Mondes dringt durch zerrissenes, leichtes Gewölk; er kämpft mit der Dunkelheit hinter den Pfeilern; er eilt über die steinernen Heiligen zitternd hinweg und läßt sie in geisterhafter Helle erscheinen. Der Zugwind spielt tändelnd mit halb verwelkten, dem Marienbilde von frommen Herzen dargebrachten Kränzen; die trübe Flamme der ewigen Lampe, die von der Altarkuppel herabhängt und mit dem Strahle des Mondes um die Herrschaft streitet, wirft ein unheimliches Licht auf das goldene Crucifix, welches den Altar schmückt. Jetzt unterbricht ein Laut das dumpfe Schweigen, die mit kunstvollem Schnitzwerk verzierte Thür knarrt in ihren eisernen Angeln. Diesmal ist es kein Trugbild, es ist ein lebendes Wesen, das die geheiligten Räume wankend betritt; ein schönes, weibliches Wesen, welches vor dem Bilde des Heilandes und der Muttergottes versuchen will, den verlorenen Seelenfrieden aus dem Grabe zurückzurufen. In ein weißes Nachtgewand den schönen Körper gehüllt, das blonde Haar lose um das edle Haupt gewunden, schreitet die Gestalt wankenden Schrittes dem Altar zu. Auf den Stufen desselben sinkt sie seufzend nieder; ihre zarten Hände umklammern das Kreuz des Erlösers; ihr schönes Antlitz ist mit flehender Angst auf das Sinnbild des Trösters gequälter Herzen gerichtet, aber kein Strahl der himmlischen Sonne fällt erwärmend und belebend in ihr Trost bedürfendes Herz. Das Antlitz des Heilandes der sündhaften Welt ist düster und verschlossen, und das trübe Licht der ewigen Lampe streift scheu über die matten Züge der betenden K a i s e r i n. — Erhabenes Mondlicht! hast Du Dich zurückgezogen, um Deinen keuschen Strahl nicht an dem Anblicke dieses herrlichen Antlitzes zu entweihen, in dessen tiefen Augen unheilige Wünsche brennen? Ist in der göttlichen Kraft kein Erbarmen für diese kaiserliche Staubgeborene, welche zur unheimlichen Stunde der Nacht das Fest des Frohsinns flieht, um zum Altar des Herrn der Heerschaaren ihre Zuflucht zu nehmen, und sich vor ihrem irrenden Herzen zu schützen? — Dort knieet sie. — Sie betet, sie kämpft, sie weint; sie will zugleich mit ihren verbrecherischen

Gedanken die Qualen ihres Gewissens verbannen. Es ist vergebens. Mit aufgehobenen Händen richtet sie ihren thränenreichen Blick auf die heilige Jungfrau, und ihren blassen Lippen entströmen Worte des Hasses, der Anklage und des Vorwurfes.

Mächtig bewegt, drückte Eugenie ihre brennende Stirn auf die kalten Marmorstufen des Altars, während ein heftiges Schluchzen sich ihrer beengten Brust entwand.

Ungestüm erhebt sie sich aus ihrer büßenden Stellung, hastig streicht sie ihr kostbares goldblondes Haar aus dem reizenden Gesicht und wirft verzweifelnde Blicke um sich, denn wie das menschliche Herz oftmals das Herannahen der Gefahr in Vorahnungen erkennt, so empfand Eugenie in diesem Augenblicke das bedrückende Gefühl einer geheimnißvoll heranschleichenden Gewalt.

„O ewige Mächte!“ rufen die bleichen Lippen, während sie kraftlos auf die Stufen des Altars niedersinkt. Mit wilden Blicken starrt sie die geisterhafte Erscheinung an, die neben ihr auftaucht. Ihre Sinne betrügen sie nicht — das röthliche, düstere Licht der ewigen Lampe beleuchtet das edelgeformte Antlitz des Marquis Posa.

Eugenie verliert die Fassung, sie hat keine Herrschaft über ihren Willen; die dunklen, brennenden Augen des Unheimlichen umstricken ihre Sinne, eine Zaubermacht hält sie in ihren geheimnißvollen Banden. Regungslos starrt sie in die Züge des Mannes, dem sie zu entfliehen bemüht war, und der ihre ganze Seele mit dämonischer Macht in finstere Banden schlug.

Die Kaiserin fühlte das Bewußtsein sie verlassen, ihr letzter Gedanke galt dem Orte, an welchem sie sich befand . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Stehe still, o Mensch! Auf dem Gipfel des Hügels — in der Stille der Abendstunde — und schaue nicht mit freudigen, aber mit zufriedenen Augen auf die schöne Welt rings um Dich her! Sieh, wo die Nebel weich und düster über die grünen Wiesen emporsteigen, durch welche der Bach sich hinzieht! Sieh, wo am breitesten und stillsten die Woge sich vor dem vollen Lächeln der untergehenden Sonne ausbreitet — und die Weide, welche im Luftzuge zittert — und die Eiche, welche fest steht im Sturme, werden beide friedlich von der klaren Fläche der Fluthen zurückgespiegelt. Sieh, wo von dem Gold der Getreidefelder umgürtet und von dem prachtvollen Mantel des Waldes bekleidet — die Dächer der Häuser von Versailles sich geräuschlos in

der ruhigen Gluth des Himmels sonnen — nicht ein Laut aus diesen Wohnungen der Menschen schlägt mißtönend an Dein Ohr — nur von dem hohen Kirchthurme verbreitet sich, nur schwach durch die Stille vernehmlich der Ton der heiligen Glocke, welche zum Abendgebet mahnt. Längs der Wiese streift tief die Schwalbe — auf der Fluth verräth der silberne in Schaum zerfließende Ring den spielenden Fisch. Siehe diesen Ort kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit, aber auch — des Jammers und Elendes genug, wie heiter und ruhig, obschon in den Häusern Alles von Thätigkeit und Leben spricht! Siehe den Himmel, wie gütig, obgleich finstere Wolken über dem Schlosse von Versailles den Purpur mit dem Golde verschmelzen. Blicke zufrieden auf diese paradiesische Gegend, denn das gute Element — die Natur ist um Dich — aber nicht freudig, denn das Böse ist der Schatten des Guten!

Laß Deine Seele durch den Schleier der Sinne dringen und Dein Auge tiefer durch die Oberfläche hindurchblicken, welche Dein Auge entzückt.

Unter dem Spiegel des Baches schießt der Hecht auf seine Beute; der Ring auf dem Wasser, das sanfte Plätschern in den Wellen sind nur Zeugen des Mordes und des Schlachtopfers.

In dem Epheu, der am Rande des Wassers in der Nähe eines fürstlichen Schlosses, unweit von Versailles, die Eiche umschlingt, hungert die Eule der Nacht entgegen, die ihrem Schnabel und ihren Fängen lebendiges Futter für ihre Jungen bringen soll, und die Zweige der Weide zittern vor dem Flügel des Rothkehlchens, dessen scharfes Auge den Wurm auf dem Rasen sieht. Und kannst Du Staubgeborener, alle die Sünden zählen, welche dieses Schloß, der Sitz des Lasters und der Wollust, verbergen? Mit jedem Ringeln des Rauches aus den Schornsteinen gen Himmel, schwebt ein eben so schwarzer, menschlicher Gedanke empor und verschwindet eben so schnell wie eine menschliche Hoffnung. — Doch die Schwalbe jagt blos die Mücke und die Wolke, welche den Glanz des Himmels hervorhebt, und die traulichen Schatten nähren blos den Donner, der den Wald zerschmettern, und den Sturm, der die Ernten brausend verwüsten soll.

Nicht mit Furcht, nicht mit Zweifel erkenne, Staubgeborener, die Gegenwart des Bösen in der Welt.

Die Glocke vom Kirchthurm schlug so eben die elfte Stunde. Der Mond schien grell in die Fenster eines Gemaches, welches am äußersten Ende des linken Schloßflügels in der ersten Etage lag, und von allen übrigen Räumen des weitläuftigen Gebäudes vollkom-

men getrennt war. Dieser Theil des Schlosses wurde von der schönen Gräfin von Castiglione bewohnt, während die übrigen Räume theils leer standen, theils von der zahlreichen fürstlichen Dienerschaft und den Beamten ihres Haushaltes eingenommen wurden, denn die stolze Gräfin hielt einen Hofstaat, gleich einer regierenden Fürstin.

Kein Laut von den Schloßbewohnern drang in die Gemächer des von der Gräfin bewohnten Schloßflügels, kein Laut aus denselben konnte bei verschlossenen Thüren das Ohr der Dienerschaft erreichen. Das Gemach war von mäßiger Größe, aber sehr hoch. Die Wände mit grünseidenen Tapeten bekleidet und mit kostbaren Boulemeublen ausgestattet. Eine schwere Portière von grünem Sammt verbarg die Thür des Zimmers, und Gardinen von gleicher Farbe zierten die hohen Bogenfenster. Vor einem der offenen Fenster befand sich ein Lehnsessel und ein mit Büchern bedeckter Tisch; in der einen Ecke des Gemaches stand ein kostbares Pianino von schwarzem Ebenholz, daneben ein Noten- und Bücherschrank. Ein hoher von dem Fußboden bis zur Decke reichender Spiegel an der Wand, welcher sich den Fenstern gegenüber befand, vervollständigte den Schmuck des Zimmers. Eine Ampel, welche von der Decke herabhing, verbreitete ein trübes Licht über das düstere Gemach; zwei über dem Pianino angebrachte silberne Wandleuchter erhellten dasselbe nur gerade so viel, daß man ohne Mühe die Noten erkennen konnte. Ein auf dem Divan liegender noch frischer Rosenstrauß war das einzige Lebendige in dieser schroffen und finstern Pracht. Die Ampel und die Kerzen auf den Wandleuchtern brannten, aber das Gemach war leer. Ein fortrollender Wagen unterbrach plötzlich die Stille des Schlosses, nach einer kleinen Weile bewegte sich die Portière und die Gräfin trat mit einem silbernen Armleuchter in der Hand in das Zimmer. Ein knappes, langes Sammtkleid umschloß die schönsten Formen, die je einen Bildhauer hätten begeistern können; auf den weißen Nacken ringelten die kurzen blonden Locken herab, zusammengehalten durch ein schwarzes Barett, von welchem eine weiße Feder herabwallte. Das Profil war edel, und wie die Form des Körpers vollendet schön; der Mund, welcher nie ganz geschlossen war, veränderte jeden Augenblick den Ausdruck, ohne jemals den geistvollen scharfen Zug zu verlieren, der ihn charakterisirte; die Augen allein hatten, selbst jetzt wo die Dunkelheit sie beschattete, jenen wollüstigen Glanz, vor welchem kein männliches Herz Stich zu halten im Stande war.

Ueber das Alter dieser schönen Frau Vermuthungen anzustellen, war unmöglich; es schien fast eben so undenkbar, daß sie jung, als daß sie alt sei; einig jedoch darüber waren die Höflinge vom ersten

Augenblicke ihres Erscheinens bei Hofe an, daß ihren Verführungen Alles möglich sein müsse.

Die schöne Gräfin hatte vor wenigen Minuten ihren kaiserlichen Anbeter bis an die Stufen der nach ihren Gemächern führenden Treppe begleitet, und war jetzt in ihr Arbeitszimmer zurückgekehrt. Offenbar in übler Laune legte sie das Barett bei Seite, ging dann einige Male im Gemache auf und ab, blieb endlich an ihrem Pianino stehen und, indem sie mit der einen Hand die blonden Locken von ihrer freien Stirn strich, ließ sie die andere mechanisch über die Tasten gleiten, bis sie selbst dann eben so mechanisch auf den Sessel sank und mehrere Minuten lang in schönen Akkorden prälubirte. Dann ergriff sie ein auf dem Pulte liegendes Notenheft und begann eine der Compositionen von Verdi zu spielen. Der Zauber dieser hinreißenden Melodien fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit, sie bemerkte nicht, daß sich außerhalb des Fensters auf dem Spalier der Weinranken der Körper eines Mannes erhob, daß dieser über die Fensterbrüstung in das Gemach stieg und hinter die Portière der Thür verschwand. Nach wenigen Minuten beendigte die schöne Gräfin ihr Spiel, erhob sich von dem Sessel und trat an das offene Fenster. Die prachtvolle Sommernacht erglänzte in ihrem funkelnden Sternenmantel; über den dunklen schlafenden Bäumen des Parkes webten die Mondesstrahlen ihren silbernen Schleier. Auf dem blauen Grunde des Himmels zeichneten sich malerisch die Umrisse des prachtvollen Schlosses von Versailles; die Hügel lagen in mattem Silberduft, und in das Fenster drangen, getragen von der lauen Nachtluft, die Wohlgerüche von tausend träumenden Blumen. Die dunklen Augen der Gräfin füllten sich mit Thränen; sie lehnte weit aus dem Fenster.

„So schön — so vollkommen ist diese Welt,“ murmelte sie vor sich hin, „so rein der Reiz der Natur — so groß der Zauber dieser Ruhe — und meine Seele . . .“

„Ist finster, wie das Walten unheimlicher Mächte,“ sagte plötzlich die Stimme des Mannes, welcher bisher durch die Portière dem Auge der Gräfin verborgen geblieben war, und jetzt in die Mitte des Zimmers trat.

Ein leiser Schrei des Erschreckens ertönte von den Lippen der Gräfin von Castiglione. Eine seltsame magnetische Anziehungskraft, für welche sie so empfänglich war, nöthigte die Gräfin sich umzuwenden. Ein Gefühl des tiefsten Schreckens und ein unüberwindlicher Widerwille gegen den Mann, der in so geheimnißvoller Weise und zur

nächtlichen Stunde ihr Gemach betrat — und welchen sie zu erkennen schien — schlich sich in ihr pochendes Herz.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?" sagte sie endlich mit zagender Stimme, „was machen Sie hier in der Stunde der Nacht? auf welchem Wege sind Sie hierher gekommen?"

„Auf welchem Wege, Frau Gräfin?" erwiderte der Fremde höhnend, „auf dem ich nur zu Ihnen gelangen konnte." Bei diesen Worten zeigte er auf eines der offenen Fenster. „Seien Sie also unbesorgt, Niemand hat mich gesehen, Niemand vermuthet meine Gegenwart hier. — Warum ich gekommen bin? Ich fordere von Ihnen einen Schatz zurück, der, gleichgültig für Sie, für mich aber unschätzbar ist, meinen Sohn. — Was ich von Ihnen will? Sie sollen mir sagen, wo mein Sohn ist, den Sie gegen meinen Willen und aus persönlicher Rache gegen mich dem Priesterstande geweiht haben, ohne zu beachten, daß Sie den kühnen, unbändigen Geist dieses Feuerkopfes tödten und sein junges Leben den Qualen eines öden verzweifelnden Daseins opfern."

„Was aus ihm geworden ist," versetzte die Gräfin mit unsicherer Stimme, „vermag ich nicht zu sagen, denn er entfloh vor etwa zwei Jahren aus dem Seminar zu Neapel und verschmähte die Hilfe, die ich ihm bot."

„Ja, Madame, Sie haben es vortrefflich verstanden, seiner jugendlichen Seele das Gefühl des Hasses gegen seine eigene Mutter einzuflößen," sagte der Fremde mit Bitterkeit.

„O, nein, mein Herr!" rief die schöne Gräfin mit thränenvoller Stimme, „Sie sind es, welche ihn daran so gut gewöhnten, seine Mutter zu hassen."

„Seine Mutter, Madame! Sind Sie denn seine Mutter — haben Sie dem armen, verlassenen Kinde das heilige Gefühl der Mutterliebe, das Erhabenste, was die Natur in die Brust des Weibes legte, entgegengetragen?"

„Hören Sie auf, mein Herr!" sagte die schöne Maitresse des Kaisers Napoleon III., in Thränen zerfließend. „Sie martern meine ohnehin zerfahrene Seele wie mit glühenden Zangen. Sie sehen den Schmerz meines Herzens, hören den Schrei der verwundeten Mutterbrust, erkennen die Verzweiflung, welche aus meinem Innern hervorbraust, und fragen dennoch, ob ich seine Mutter sei?"

„Sie wissen also nicht, Frau Gräfin, wo sich der Unglückliche aufhält?" fragte der Unbekannte im milderen Tone.

„Ich sagte Ihnen ja," entgegnete die Gräfin, „daß er geflohen ist, und daß ich seine Spur nicht aufzufinden vermochte."

„Nun denn, Madame," sagte der Fremde mit unheimlicher Stimme, indem ein leises Zittern seine stolze Gestalt ergriff, „so will ich Ihnen sagen, wo das Opfer Ihres verblendeten Geistes und der fluchwürdigen Pfaffenwirthschaft seine Tage in stumpfer Verzweiflung verbringt und die Stunde seines Todes erwartet: Die Kerker des heiligen Officiums zu Rom halten den Feuergeist meines Sohnes in ehernen Banden, welche nur Wahnsinn und Tod zu lösen vermögen. Er brach mit einer Novize des Klosters zum heiligen Herzen Jesu das Gelübde der Keuschheit und lautet das Urtheil der ihn ohnehin verfolgenden Pfaffen — auf Tod."

„O, mein Gott!" rief die Gräfin in Schmerz vergehend. „Retten Sie mein Kind, Moses Benjahie, und ich will Sie segnen. Ich weiß, Sie besitzen die Macht, unterstützt von einer unheimlichen Kraft, um den Unglücklichen aus dem Kerker befreien zu können. Sagen Sie mir nur, daß mein Sohn Franz noch lebt."

„Das werden wir sogleich erfahren," erwiderte Moses Benjahie. „Das werden Sie mir sagen, Adele." Mit diesen Worten streckte er die Hand gegen die Gräfin aus und ließ sein dämonisch glühendes Auge auf ihrem bleichen Antlitz ruhen.

„Moses — Moses!" rief sie, indem sie scheu zurückwich, um sich dem magnetischen Einfluß zu entziehen, über welchen der Fremde zu gebieten schien.

„Madame," sagte er mit Würde, „befürchten Sie nichts; es ist eine Mutter, die ich über das Schicksal ihres Kindes durch die gewaltige Macht des Magnetismus befragen will. Und diese ist mir in diesem Augenblicke heilig."

Die Gräfin stieß einen Seufzer aus und fiel, den Namen Franz murmelnd, in einen Lehnstuhl.

„Schlafen Sie, Adele!" rief der Fremde im befehlenden Tone, indem er seinen rechten Arm gebietend ausstreckte; „doch sehen Sie durch das Herz."

„Ich schlafe durch Ihren Willen," erwiderte die Gräfin mit matter Stimme.

„Muß ich die ganze Kraft meines Willens anwenden," fragte Moses Benjahie, „oder werden Sie freiwillig antworten?"

„Werden Sie meinem Kinde fernerhin sagen, ich sei eine schlechte und nicht seine Mutter?"

„Ich werde Sie prüfen, Madame," entgegnete der Fremde kalt. „Lieben Sie Ihr Kind?"

„Ob ich mein Kind, in Angst und Schmerzen geboren, liebe? fragen Sie das kein Mutterherz in der Stunde des Todes ihres einzigen Kindes!“ rief die Gräfin in Wehmuth vergehend. „O, ja, ich liebe meinen Sohn mit heißer Gluth meines Herzens.“

„Dann sind Sie seine wahre Mutter, wie ich sein Vater bin, Madame,“ versetzte er in einem innigen Tone. „Unter allen Verhältnissen des Lebens bleibt diese heilige Liebe bestehen, sie mag in Zeiten des Glückes erkalten, aber in den Tagen der Trübsal — in der Stunde der Noth erwacht sie mit göttlicher Kraft und kämpft für das Kind ihres Mutterherzens mit der drohenden Gefahr.“

„Gott segne Sie, Moses Benjahie!“ murmelte die Gräfin leise vor sich hin.

„Sie werden also freiwillig“ antworten?“ wiederholte er drohend.

„Werden Sie mir erlauben, ihn wiederzusehen, wenn Sie ihn gerettet haben?“

„Habe ich Ihnen nicht erklärt, Frau Gräfin, daß Sie seine Mutter sind? Sie lieben Ihr Kind — Sie werden es wieder sehen.“

„Tausend Dank für Ihre Worte des Trostes, Moses Benjahie,“ sagte die Gräfin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Freude, wobei heiße Thränen ihrem schönen Gesicht entlang liefen. „Nun fragen Sie, ich sehe . . . nur . . .“

„Was sehen Sie, Adele?“

„O, gehen Sie zurück nach Neapel,“ rief die Gräfin in Angst, „und lassen Sie mir die Spur seiner Flucht verfolgen, damit ich den richtigen Weg erkenne, und seine Gestalt in mein erwachendes Mutterherz mit glühenden Zügen einpräge. Nur zu lange habe ich im Taumel der Eitelkeit und der Hoffart das Antlitz meines Kindes zu sehen verschmäht, — ich vermag seine Züge nicht wieder zu erkennen, mein Auge — das Auge einer verworfenen Mutter ist in Blindheit geschlagen, zur Strafe ihrer Verirrungen.“

Der Fremde näherte sich der Gräfin und strich mit der Hand über ihre Augen.

„Sie wissen wohl, Adele,“ sagte er im harten Tone „daß es keine Nacht für Ihr Auge giebt, wenn ich es will. — Sehen Sie jetzt?“

„Ja — ich sehe mein Kind!“ rief die Gräfin im höchsten Stadium des Entzückens.

„Wo sehen Sie meinen Sohn?“ fragte der Fremde düstern Blickes.

„In meinem Salon zu Neapel. Er trägt das Kleid der Alumnen

des Jesuiten-Seminars. O, wie sein Auge blitzt, sein Gesicht glüht . . ."

„Wie lange ist er bei Ihnen?"

„Seit einer halben Stunde, die Obern des Seminars haben ihn mit peinlichen Strafen gedroht, wenn er seine erhitzte Phantasie — in Wort und Schrift — nicht zügelt. Er erhebt sich — er eilt davon . . ."

„Warum verläßt er Sie?"

„Weil das Geräusch eines Wagens, welcher vor meinem Palais hält, hörbar wurde."

„Wer war in diesem Wagen?"

Die Gräfin zögerte mit der Antwort.

„Wer war in diesem Wagen?" wiederholte Moses Benjahie mit drohender Stimme.

„Mein Gemahl, der Graf von Castiglione."

„Wo verbargen Sie den Knaben?"

„In meinem Schlafzimmer."

„Was sagte er darüber, daß eine Mutter ihr Kind verbergen mußte?"

„Ich sei nicht seine Mutter."

„Was sprachen Sie mit ihm über mich, seinen Vater?"

Die Gräfin schwieg.

„Antworten Sie, Adele! Ich will es!"

Mit diesen Worten ließ der Fremde das Fluidum seines Körpers auf das Auge der Gräfin eindringen, indem er seine rechte Hand von sich streckte und die Finger öffnete. Die Gräfin zuckte, wie von einem elektrischen Strahle heftig getroffen, schmerzhaft zusammen.

„Ich sagte ihm, daß Sie ein getaufter Jude — ein elender, erbärmlicher Mensch wären," antwortete sie endlich mit zaghafter Stimme.

„Schauen Sie in das Herz des armen Kindes und geben Sie sich Rechenschaft von dem Wehe, das Sie ihm angethan haben."

„O, mein Gott! mein Gott!" murmelte die Courtisane des Kaisers. „Verzeihe, mein süßes Kind, verzeihe Deiner armen Mutter, welche Dich verleugnete."

„Lieben Sie Ihren Gatten?" fragte Moses Benjahie höhnend.

„Weshalb quälen Sie mich mit dieser Frage?"

„Weil ich wissen will, weshalb Sie den alten Grafen geheirathet haben, da Sie reich genug sind, um unabhängig und nach Ihrer Laune leben zu können?"

„Jeder Mensch baut sein Leben und sein Schicksal auf eine bestimmte Grundlage; um etwas muß als Lebenszweck sich sein Denken und Handeln bewegen. Wie frivol auch dasselbe sei — einen solchen Punkt hat jeder Mensch, um den sich seine Gedanken sammeln. In meinem Leben war die Liebe dieser Hauptmoment. Was für den Staatsmann sein Kabinet — was für den Künstler seine Kunst — was für jeden Menschen sein Beruf, war für mich die Liebe. Die Welt nennt mich schön, sehr schön. Ich weiß, daß ich selbst die, welche mir mit dem Vorsatze, mich zu verachten, entgegentraten, bezwungen und vor Liebe wahnsinnig zu meinen Füßen gesehen habe. Ich habe die Herzen und Leidenschaften der höchstgestellten Männer in meiner Gewalt gehabt und alle meine Zwecke durch die Macht der Schönheit erreicht; in den Geheimzimmern der Fürsten — in den Kabinetten der Staatsmänner — in der ganzen civilisirten Welt weiß man von der Macht der wunderbar schönen Gräfin von Castiglione zu erzählen. Ich brauchte einen Deckmantel — mein nachsichtiger Gemahl gab mir diesen durch seinen Namen, wofür er mein Vermögen verschwendet. — Ich fange aber an von meiner Höhe herabzusinken — früher beherrschte ich die Seelen und den Geist der Männer, jetzt gewinne ich nur noch ihre Sinne und stehe daher auf gleicher Stufe mit jeder gemeinen Verführerin. Mit leichter Mühe habe ich früher die klarsten Geister beherrscht und verwirrt — ich habe über den Verstand und das Leben von Hunderten in Italien geboten — ich habe der Hand Cavour's Beschlüsse dictirt und Verschwörungen geleitet durch nichts Anderes, als durch die Macht meiner — wie man sagt — überirdischen Schönheit. Aber einmal erreicht jeder Mensch seinen Höhepunkt; und der allein bleibt wenigstens in den Augen der Welt auf demselben stehen, welcher im rechten Moment vom Schauplatze abzutreten weiß."

„Genug," unterbrach sie der Fremde, „Sie sind nun Frau und Mutter. Ein wahrer Diamant, haben Sie sich geformt in den Händen des entsetzlichen Steinschneiders, den man Schmerz nennt. Kommen wir auf unser Kind zurück."

„Ja, ja, kommen wir auf Franz zurück! Verbieten Sie mir, an mein früheres Leben zu denken, das verwirrt mich, und statt meinem Kinde zu folgen, würde ich vielleicht meine Pläne mit dem Kaiser verfolgen."

„Mutter — denke an Dein zum Tode verurtheiltes Kind," donnerte jetzt die Stimme Moses Benjahie's.

Ein gewisser Ausdruck des Triumphes und des Stolzes, welcher sich einen Augenblick nicht nur der Physiognomie, sondern der ganzen

Person der schönen Gräfin bemächtigt hatte, verschwand, um ein Gefühl der Angst und des Entsetzens in ihren Zügen hervorzurufen.

„Wo war der Knabe während Sie mit dem Grafen von Castiglione sprachen?"

„Er stand horchend an der Thür meines Schlafgemaches."

„Kennt der Graf die Existenz unseres Kindes?"

„Nein."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ja."

„Warum blieb der Knabe nicht so lange bei Ihnen, bis der Graf sich wieder entfernte?"

„Weil er sah, daß der Graf mich küßte. — Ich sehe mein Kind mit seiner gefaltenen Stirne, seine Lippen zusammengepreßt und seine Hände vor die pochende Brust gedrückt. Er blickt scheu umher, seine Augen suchen einen Ausgang. Er geht zum Fenster, öffnet es, wirft einen letzten — wehmuthsvollen Blick auf den Salon, in welchem ich mich mit meinem Gemahl befand, dann schwingt er sich über das Fenstergesims und verschwindet. Seine blassen Lippen murmeln ein „Lebewohl für Ewig!"

„Folgen Sie ihn mit den Augen, von diesem Momente gehören Sie nur Ihrem Kinde, verlieren Sie ihn nicht aus dem Blick.

„Es ist Abend — die Dunkelheit verschleiert mein Auge!" rief die Gräfin, indem ihr Körper vor Angst erbebte.

Der Fremde bestrich noch einmal die Augen der Gräfin mit seiner Hand.

„Ich sehe ihn — ich sehe ihn!" rief sie triumphirend. „Er eilt nach dem Palais des Cardinalbischofs Girolamo d'Andrea.*) Er wird vorgelassen. Ha, welche Worte entströmen dem Munde meines Kindes? — Er klagt Sie, als Vater — mich, als Mutter an, er bittet

---

*) Cardinal d'Andrea, Bischof von Sabina und Abt von Farfa mußte im Jahre 1861 aus Rom wegen seiner Gesinnungen gegen die weltliche Macht des Papstes flüchten. Als Bischof der Sabina, welches in der zu Italien geschlagenen Delegation Rieti liegt, kann dem Cardinal nicht verwehrt werden, seinen Aufenthalt in dem Lande seines Territorialherrn zu nehmen; dagegen sind ihm die Einkünfte, die er in Rom bezieht, vorenthalten worden, und da sein Bisthum wenig einträglich ist, so gerieth der Cardinal in Geldverlegenheiten. Durch den Willen der Gräfin von Castiglione und der Fürsprache Cavour's ernannte König Victor Emanuel den Cardinal zum Großalmosenier der Krone und gab ihm als Residenz den erzbischöflichen Palast in Neapel. Welche Folgen dieser Abfall eines so namhaften Kirchenfürsten für den katholischen Klerus haben kann, wird sich nach dem Ableben Pius IX. herausstellen.

um Unterstützung — um Hülfe. Er will Neapel verlassen, nach Rom zieht eine unheimliche Macht den wilden Sinn meines Kindes. Gehe nicht nach Rom — mein süßes Kind!" rief die Gräfin, indem sie einen entsetzlichen Schrei ausstieß und sich hoch aufrichtete, während die mütterliche Angst auf ihrem bleichen Antlitz unverkennbar war und in großen Tropfen der Schweiß mit Thränen gepaart über ihre Wangen rann. — „Er hört mein Flehen nicht, er sieht nicht die Todesangst, die mein Mutterherz zerfleischt. — Da — da ist er auf dem Wege nach Rom. Der Cardinalbischof überweist ihn dem Jesuiten-Kollegium zu Rom. — Welche Qualen foltern das jugendliche Herz meines armen Kindes. — Er erhält die Weihe, leistet das fürchterliche Gelübde. Da schleichen die süßen Gefühle der Liebe in sein Herz — unheilig sind seine Gedanken. Entsetzlich . . . die Braut des Himmels ist entweiht . . . die finsteren Schatten der Häscher schleichen heran, man schleppt den Unglücklichen vor seine Richter, glühendes Erz entströmt seinen Lippen, Worte der größten Gotteslästerung erfüllen die Brust der Priester mit Entsetzen — Tod lautet der Spruch. Haltet ein, ihr finsteren Männer — es ist mein Kind — mein armes verstoßenes Kind!"

Und mit einem herzzerreißenden Schrei fiel die in ihrer Mutterliebe zu spät erwachende Gräfin ohnmächtig in ihren Lehnsessel zurück.

Wie glühend auch Moses Benjahie — den wir unter den Namen Marquis Posa kennen gelernt haben – mehr zu erfahren wünschte, so bewilligte er doch der keuchenden Gräfin diese Ruhe weniger Minuten, der sie so sehr bedurfte. — Er befürchtete, wenn er das Nervensystem der Bedauernswerthen weiter angreifen würde, eine Fiber in ihrem Herzen zerreißen oder eine Ader in ihrem Gehirn springen könnte.

Die Gräfin schien sich nach wenigen Augenblicken von selbst zu erholen, ihre Brust hob sich und ein tiefer Seufzer erlöste sie aus den Banden der Ohnmacht. Der Marquis hielt die Zeit für geeignet, weitere Fragen an sie zu richten.

„Nun, Frau Gräfin, rufen Sie Ihr Muttergefühl wach!" sagte er im ernsten Tone.

„Warten Sie — warten Sie. — O, mein Gott!" rief die Gräfin in einem Tone, der einem Angstschrei glich. „Dieser Mann soll meinen Sohn nicht berühren. Das ist kein Mensch, — ein Dämon der Unterwelt — ein Vampyr, welcher nach Blut dürstet. Da — da peitschen sie den Armen mit harten Geißeln — sein Blut rinnt! O - ich kann das Blut meines Kindes nicht sehen!"

„Dann verlassen Sie den Ort auf wenige Sekunden," sagte der Marquis mit bebender Stimme.

„Nein, nein!" rief die Gräfin. „Ich bleibe bei meinem Kinde und gieße Balsam in die Wunde des von Henkershand Geschlagenen."

„Dann merken Sie wohl auf die Aeußerlichkeiten des Kerkers. Untersuchen Sie die Thür und sagen Sie mir, ob Sie etwas Merkwürdiges daran erblicken."

„Ja . . . eine kleine viereckige Oeffnung, an welcher in Form eines Kreuzes zwei Eisenstäbe angebracht sind. Einundzwanzig Stufen führen von oben in einen dunklen Gang, wo es die fünfte Zelle ist, in welcher mein Kind auf faulem Stroh verschmachtet. Eilen Sie, Moses Benjahie, retten Sie unser Kind aus den Händen dieser blutdürstigen Hyänen, ehe es zu spät ist!"

„Beruhigen Sie sich, Adele," sagte der Marquis, von der Angst der Gräfin mächtig ergriffen. „Ehe der Tag sich viermal neiget, sollen Sie Ihr Kind an Ihr Mutterherz drücken dürfen. Ein Bote meines Willens soll ihn in Ihre Arme führen, wenn Sie es wünschen. — Wollen Sie sogleich aufwachen und in der Erinnerung leben oder wollen Sie morgen erwachen und Alles vergessen haben?"

„O nein, nein, lassen Sie mir die Erinnerung und mein Kind. Ich will sogleich erwachen."

Der Marquis bestrich mit seiner linken Hand einen Halbkreis, legte dann seine beiden Daumen über die Augenbrauen der Gräfin, blies leicht auf ihre weiße Stirn und sagte im befehlenden Tone:

„Wachen Sie auf, Frau Gräfin von Castiglione!"

Sogleich belebten sich die Augen derselben, ihre Glieder wurden bewegsam und ohne zu erschrecken, schaute sie in das ernste Antlitz des Marquis, indem sie, in der Erinnerung ihres magnetischen Schlafes fortfahrend, sagte:

„Moses Benjahie, eilen Sie — retten Sie mein Kind.

Der Marquis zog sein Taschenbuch hervor, schrieb eilig einige Zeilen auf ein Blatt Papier, trat an das Fenster, ließ einen seltsamen Schrei hören, welcher augenblicklich erwidert wurde, worauf eine verhüllte Gestalt aus einem Gebüsche des dunklen Parks unter das Fenster trat, und warf das zusammengelegte Papier dem Ankömmling herunter, wobei er nur die Worte sprach:

„Sogleich nach Rom!"

„Was ist das für ein entsetzliches Haus, welches ich in meinem Schlafe betrat?" fragte die Gräfin schaudernd.

„Es ist der Palast des heiligen Amtes"*) erwiderte der Marquis düster. „Wenige haben das Licht des Himmels wieder erblickt, welche einmal die Schwelle dieser Mördergrube überschritten haben. In diesem Hause des Fluches aller aufgeklärten Geister, befindet sich eine geheime Registratur, in welcher große Reihen von gebundenen Büchern unter dem Titel: „Bekenntnisse von Fremden" — Enthüllungen über Feinde der Gesellschaft Jesu — Beichtgeheimnisse und Mittheilungen der Pateres, wohl geordnet stehen. Hunderte von Mitgliedern des Ordens schreiben täglich die Berichte ein, welche stündlich massenhaft eingehen. Ich bin überzeugt, daß Ihr Name, Frau Gräfin — ebenso wie der meinige — nicht selten darin vorkömmt, namentlich jetzt, wo Sie eine ernstliche Liaison mit dem Kaiser zu haben scheinen. — Hüten Sie deshalb Ihre Zunge!" fügte der Marquis warnend hinzu.

„In der That, entsetzlich!" rief die Gräfin erbleichend, „und in den Händen dieser Diener Gottes befindet sich mein Kind — mein armes, verlassenes Kind. Ich glaubte in meiner Verblendung ein gottgefälliges Werk zu begehen, wenn ich das Kind der Sünde zum Priesterstande bestimmte. Ich wollte dadurch gleichsam eine Schuld meines sündhaften Lebens abwaschen."

„Und vergaßen dabei, daß Sie einen Mord an dem Leben Ihres eigenen Kindes begingen," entgegnete der Marquis vorwurfsvoll. „Im Rausche Ihres abenteuerlichen Lebens vergaßen Sie die heiligen Mutterpflichten, wo ich Ihnen die alleinige Erziehung unseres Sohnes überließ. Nur durch einen Zufall erfuhr ich, daß Sie den Knaben aus dem Pensionat, unter einem deutschen Namen in ein Priester-Seminar gebracht hatten. Ein mir ergebener Dominikaner-Mönch machte mir von dem entsetzlichen Schicksale meines Sohnes Mittheilung.

*) Alle Welt hat die grausenerregenden Schilderungen des Zustandes gelesen, in welchem das Volk von Rom im Jahre 1848 die Kerker der heiligen Inquisition fand: in Ketten liegende Scelette, Leichname, die bis an die Schultern in die Erde vergraben waren und auf diese Weise von der entsetzlichsten aller Martern Zeugniß ablegten, mit Folterwerkzeugen gefüllte Säle, Kerkerzellen, welche in Abzugskanälen angebracht waren und wo den zur Hälfte in den Koth begrabenen unglücklichen Opfern das zur Verlängerung ihrer Qualen nothwendige Brod gereicht wurde und andere Scheußlichkeiten, enthüllten sich den entsetzten Blicken des in die Kerker eingedrungenen Volkes. Und doch hatte der Papst, Pius IX., nicht den Muth, dieses entsetzliche Tribunal zu unterdrücken. Zur jetzigen Stunde giebt es einen Präfect des heiligen Amtes, der ein Cardinal mit dem Titel: „Excellentissimus" ist, einen Siegelbewahrer, einen General-Commissar, einen Assessor und viele Räthe, die verschiedenen religiösen Orden angehören.

Ich forderte sein Leben von dem Jesuiten-General und bot ein ansehnliches Lösegeld, aber gewisse Umstände brachten es dahin, daß ich beinahe selbst als Gefangener und Opfer der Priesterhyänen die Kerker des Inquisitionsgerichtes betreten mußte. — Das Oberhaupt dieser finsteren Gesellschaft ist jener Prälat, welcher in Neapel Ihnen, Frau Gräfin, seine Gefühle so unverholen und zum Aergerniß der sogenannten Curie an den Tag legte."

„Ah!" rief die Gräfin, „jener Priester, welcher es wagte, in nächtlicher Stunde bis in mein Schlafgemach zu dringen, und den Sie durch die Kraft Ihres Armes zum weichen brachten. Der Erzbischof Luisane sandte diesen unwürdigen Diener der heiligen Kirche nach Rom, da dieser Vorfall nicht nur zu seinen Ohren gekommen war, sondern in den höchsten Kreisen auch davon mit Entrüstung gesprochen wurde. — Ja, ja, Moses Benjahie!" fügte die Gräfin ernst hinzu. „Wir armen Frauen sind beklagenswerthe Geschöpfe in der Natur, unser Loos ist entsetzlich. Wir sind Sclavinnen unserer eigenen Leidenschaft, oder willenlose Werkzeuge in den Händen unserer selbstsüchtigen Tyrannen, in beiden Fällen ist unser Schicksal gleich elend. Wer so, wie ich, das Bewußtsein hat, viele Männerherzen bethört und und vielleicht auch unglücklich gemacht zu haben, ist noch am meisten zu beneiden; denn das heißt sein Geschlecht an seinen Unterdrückern gerächt zu haben. — Von Natur sind wir gut — unsere zarten Gefühle sind rein wie der Himmel. Wenn wir unglücklich, schlecht, verachtungswürdig werden, so sind die Männer lediglich daran schuld, welche unsere Schwäche, unsere Hingebung, unsere Liebe mißbrauchen. In unserer Natur liegt das Laster nicht begründet. Wir fallen zuerst durch Liebe — oder auch Noth. Nur dann, wenn wir die Falschheit der Männer richtig erkennen, beginnen wir einzusehen, daß es eine Thorheit ist, mit Mühe und Kampf eine Tugend zu bewahren, welche uns zu weiter nichts dient, als uns die Achtung von Geschöpfen zu bewahren, an denen uns im Grnnde wenig gelegen sein kann. Glauben Sie mir, Benjahie, daß wir nur zu unserem Vergnügen und Vortheil, nicht um ihrer selbst willen, die Männer zu erobern suchen. Das einzige Mal, wo wir ohne Eigennutz lieben — das erste Mal: ist *unsere einzige Thorheit!* — Ja, Moses Benjahie," fügte die Gräfin im Tone der Ueberzeugung hinzu, als sie wahrnahm, daß der Marquis durch eine Geberde bezeichnete, daß er anderer Meinung sei. „Mit Ihnen ging es mir nicht anders, ich gab Ihnen alles, was ein Weib dem Geliebten ihres Herzens geben kann — und Sie — Sie verließen mich, um die Welt mit Ihren Verbesserungstheorien zu be-

glücken. Doch wir Frauen werden durch keine Erfahrung klüger. Wenn aus unserm eigenen Herzen längst jede Spur wirklicher Liebe entflohen ist, bilden wir uns doch ein, daß wir geliebt werden, wie wir sind. Vergebens belehren wir uns durch Erfahrung und Lectüre über die Liebe der Männer im Allgemeinen; die lächerliche Schwachheit, in unserm eigenen Leben, bei jedem Manne eine Ausnahme finden zu wollen, verläßt uns nie; Eitelkeit oder eine Regung von Zurückverlangen — gleichviel, welche von beiden — beherrscht diese Schwachheit uns bis an's Ende. — Vielleicht ist es für uns Beide gut, Benjahie, wir stellen uns auf einen vollkommen freundschaftlichen Standpunkt; durch Freimüthigkeit könnten wir uns gegenseitig nützen. Ich habe auf meinem Lebenswege so viel Liebe — oder doch was Liebe gleichen sollte, gefunden, daß ein wenig Freundschaft mir wohlthätig sein wird. Vergessen wir, was zwischen uns vorgefallen — und vergangen ist. Ich beherrsche den Kaiser — und bin Ihre Freundin. — Sind Sie damit zufrieden, Moses Benjahie?"

„Die Mutter meines Sohnes wird in meinem Herzen immer den ersten Platz einnehmen, Adele, sagte der Marquis herzlich, „wenn gleich ich der geforderten Freundschaft keine Rechnung tragen kann. Es ist genug, Frau Gräfin von Castiglione, wenn Sie den Haß und Widerwillen — welchen Sie gegen mich so offenkundig zur Schau trugen, aus Ihrer Brust verbannen und ein milderes Gefühl an seinen Platz treten lassen."

„Nun denn, sei es so zwischen uns, wie Sie sagen, Moses Benjahie!" rief die Gräfin erglühend. „Verfolgen Sie Ihre Pläne allein in der Welt. Ich habe Kraft und Muth dasselbe zu thun. — Für ein ruhiges Glück bin ich nicht geschaffen, glühende Sehnsucht, etwas Großes zu vollbringen, treibt mich auf der beschrittenen Bahn weiter, ich fühle, daß ich die Fähigkeiten dazu besitze. Gleichviel, was mir aus Vorurtheilen und gehässigen Verhältnissen für Hindernisse erwachsen mögen. — Erkennen und fest wollen ist die Hauptsache, und wenn ich mein Ziel mit kaltem Verstande verfolge, dann werde ich auch das Spiel gewinnen."

Der Marquis ließ einen durchdringenden Blick über das schöne — dämonische Antlitz der unverbesserlichen Sirene gleiten, dann sagte er im feierlichen Tone:

„Vergessen Sie nicht, Madame, daß der Orden Jesu der Henker Ihres Kindes und der hemmende Wall für die Freiheit Ihres Vaterlandes ist. Benutzen Sie Ihre Macht über den Kaiser und untergraben Sie das Gebäude, welches die feindliche Macht zu

Rom zum Nachtheile der Völker Europas durch ihr finsteres Walten in allen Staaten aufgeführt hat und welches zu sichern sie immer und immer bestrebt ist."

„Ja, Moses Benjahie!" rief die Gräfin mit wildem Blicke. „Ich will fürchterliche Rache nehmen an diejenigen, welche mein armes Kind wegen einer menschlichen That, die sie täglich in ihrem wüsten Leben begehen, gemartert und mit dem Tode bedroht haben."

„Dann leben Sie wohl, Adele!" entgegnete der Marquis. „In wenigen Tagen werden Sie Ihren Sohn umarmen!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schwang sich der Marquis wieder über die Fensterbrüstung und verschwand im Dunkel der Nacht, die Gräfin mit ihren Gedanken allein lassend. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

In der Nacht des 6. Juli 1861 stand ein Mann in einem weiten Mantel gehüllt vor dem Portale des Invaliden-Domes zu Paris. Er schien offenbar Jemand zu erwarten, denn seine Ungeduld ließ er durch ein hastiges Hin- und Hergehen — ein plötzliches Stillstehen — ein Forschen seiner glühenden Augen, deutlich erkennen. — Plötzlich schlug die Uhr vom Dome der Invaliden die Mitternachtsstunde. Noch war nicht der letzte Schlag verhallt, als ein von schnellen Pferden gezogener Wagen ohne Wappen, um die Ecke der Rue de Grenelle bog, und über den Platz des Palais Royal brauste. Nach wenigen Minuten hielt der äußerlich unscheinbare Wagen vor dem Hotel der Invaliden. Ein Mann von korpulentem Körperbau sprang heraus und half die schmiegsame Gestalt einer verhüllten Dame aus dem Wagen. Der Fremde, welcher beide erwartet zu haben schien, trat näher heran und verbeugte sich schweigend.

„Sind Sie es, Herr Marquis?" fragte die Stimme des Begleiters der Dame.

„Ja wohl, Hoheit," antwortete der Angeredete.

Der Prinz Napoleon — denn dieser war der Begleiter der Kaiserin — zog die Glocke am Portale des mächtigen Gebäudes, worauf sich dasselbe augenblicklich öffnete. Der Gouverneur in großer Uniform, begrüßte den Prinzen ehrfurchtsvoll und geleitete denselben schweigend durch einige Gänge nach der Treppe, welche nach dem Grabgewölbe Napoleon I. führt. Die Kaiserin, durch einen seidenen Ueberwurf wohl verhüllt, folgte mit dem Marquis in einer kleinen Entfernung. Die Anordnungen des Prinzen hatten augenscheinlich jeden ceremoniellen



Das röthliche, düstere Licht der ewigen Lam[illegible]as edelgeformte Antlitz des Marquis Posa. (S. 129.)

Empfang seiner Person verbeten. Kein neugieriges Auge der vielen Bewohner dieses gigantischen Gebäudes belästigte die Personen, welche wahrscheinlich am Grabe des großen Kaisers ein stilles Gebet in der unheimlichen Stunde der Nacht verrichten wollten. Das Machtwort des strengen Gouverneurs hatte die Wachen von ihren Posten entfernt, und die Hausordnung hielt um diese Zeit die Beamten und alten Veteranen in ihren Betten. Niemand hatte eine Ahnung von dem, was sich Unheimliches in der Gruft des, die letzten Ueberreste des Verbannten von Helena sichernden, Gewölbes ereignen sollte.

Schweigend erreichten die an Glanz und Pracht gewohnten Menschen das von wenigen Gasflammen matt erleuchtete, mit todter Pracht ausgestattete Gemach des Todes, während nicht gleiche Gefühle ihre Seelen durchzog.

Der Nachtwind fegte mächtig durch die Bäume des großen Invaliden-Parks, — er schüttelte gewaltig die Zweige der hohen Eschen, welche die letzte Ruhestätte des Gewaltigen begrenzen. Welcher Beobachter der Natur kennt nicht jenen eigenthümlichen Ton, den die Esche — vom Windstoße erschüttert — hören läßt? — Es ist nicht das feierliche Stöhnen der Eiche — nicht das hohle Murmeln der Buche — sondern ein grelles Wehklagen — ein Ruf, wie von einer vor Schmerz und Angst aufschreienden Menschenstimme. Die Schwingen des Windes trugen diese unheimlichen Töne durch die Luftlöcher der kaiserlichen Gruft. — Eugenie fühlte die Nähe des Todes, ihr Herz erbebte in verzehrender Angst. Ihr Gehirn brannte im wilden Feuer. Ein bläulicher, süßriechender Duft durchzog plötzlich das Grabgewölbe, und verfinsterte das Licht der Gasflammen. Betäubend wirkte der Geruch auf die Nerven der Kaiserin und ihres Begleiters. Ein dichter Nebel verbreitete sich in mächtigen Wolken durch die Gruft und ließ die Gegenstände nicht mehr genau erkennen. Plötzlich zuckte eine grünliche Flamme aus dem Grabmale des Kaisers und erleuchtete dasselbe in unbestimmten Umrissen.

Ein leises Rauschen — gleichsam wie von Geisterhänden hervorgebracht — drang an das Ohr Eugenien's und weckte ihre, von geheimnißvoller Einwirkung betäubten Sinne. Das Grabmal schien sich zu öffnen, ein Schatten, anfangs undeutlich, wurde allmälig sichtbar, im ersten Augenblicke war es ein Dunst, durchsichtig wie eine Wolke, ähnlich der, mit welcher Virgil die Mutter Aeneas umhüllte, als sie ihrem Sohn auf der Küste von Carthago erschien; bald verdichte sich dieser Dunst und nahm die Umrisse einer menschlichen Gestalt an. Die Kaiserin erkannte deutlich die mit einer glänzenden Krone und

dem kaiserlichen Hermelinmantel geschmückte Gestalt ihres Gemahls. Doch war sie augenscheinlich kraftlos, hinfällig und gleichsam dem Tode nahe. Ein zweites Phantom mit jugendlichen Zügen tauchte aus dem Dunstkreise neben dem Kaiser auf und Eugenie erblickte das Antlitz ihres Kindes. — Aus der dichten Wolke brach plötzlich eine zartgeformte Hand hervor, ergriff die auf dem Haupte des Kaisers befindliche Krone und wollte offenbar das glänzende Diadem auf das Haupt des Knaben setzen, doch in diesem Augenblicke wurde das Grabgewölbe von einer unsichtbaren, dämonischen Gewalt erschüttert. Das Rollen des Donners schlug an das Ohr der Kaiserin. Züngelnde Blitze brachen aus dem Grabmale hervor und unter einem dämonischen Gelächter stürzten die geisterhaften Gestalten der Napoleoniden in dem Schlund des Nichts zurück, während eine finstere Wolke die Scene des Unheimlichen verhüllte. Ohnmächtig lehnte die Kaiserin an das Piedestal einer Marmorstatue — den Engel des Todes darstellend. — Nach wenigen Sekunden theilte sich der Nebel, eine andere Figur trat hervor, und die Kaiserin sowie der Prinz Napoleon erkannten deutlich eine Gestalt, welche unverkennbar die Züge Napoleon I. trug. Eine andere — glänzendere Krone schmückte sein Haupt, während der Purpur von seinen Schultern wallte. Das Bild strahlte gleichsam wie vom Heiligenscheine übergossen. Ruhe — Zufriedenheit und Glück leuchteten aus den Augen des seltsamen Phantoms. Da verhüllte ein nebelhafter, undurchdringlicher Schleier plötzlich das Bild, ein seltsames bedrückendes Gefühl beschlich die Seele Eugenien's und ihres kaiserlichen Verwandten. Es wurde wieder hell, die Gestalt stand noch immer auf ihrem früheren Platze, hielt aber das prachtvolle Diadem in ihrer Hand, während der Dunstkreis eine zweite Figur bildete. Diese wurde deutlicher, trat mehr in den Vordergrund und die Kaiserin erblickte die bekannten Züge der Bourbonen. Ein Panier hielt die Geisterhand umschlungen, — es rollte auf und Eugenie erkannte die drei Lilien des alten Königsgeschlechtes. Mit größter Verehrung beugte die erste Gestalt ihr Knie und reichte der letzteren die Krone Frankreichs dar. — Nach wenigen Minuten zerflossen die schattenhaften Gebilde im Dunkel des Nebels, welcher das Grabmal in Nacht und Schweigen hüllte. — Die Fittige der Nacht trugen das dunkle Gewölk davon, der Dämmerschein des jungen Tages brach durch die grauen Wolken und beleuchtete eine Scene, welche das Herz Eugenien's mit nagendem Schmerz erfüllte. — Eine Mutter betete am Grabe ihres heimgegangenen Kindes. Heiße Thränen rannen unaufhaltsam über die bleichen — abgehärmten Züge des geisterhaften — unheim-

lichen Gebildes. — Die Kaiserin erblickte ihre Gestalt — ihre vom Gram entstellten Züge. Das geheimnißvolle Bild zog im Nebel dahin, immer undeutlicher wurden die Conturen, und ein Brausen — von den Geistern der Unterwelt gleichsam auf die Oberfläche der Erde gezogen — erfüllte das Gemach und verscheuchte die zauberhaften Nebel, welche, wie auf ein Geheiß des Fürsten der Hölle von unbestimmten leeren Räumen aufgenommen zu sein schienen. — Das Gaslicht brannte wieder in seiner gewöhnlichen Helle — das Grabmal des großen Kaisers war geschlossen und schien nicht geöffnet gewesen zu sein, verschwunden war der böse — oder gute Geist und keine Spur verrieth die Anwesenheit des Unheimlichen, welcher sein Spiel hier getrieben. Geräuschlos verließen die Belehrten oder Bethörten die Gruft Napoleon I. und stiegen aus der Tiefe des Scheinbildes zum Tag der Wirklichkeit hinan.

VI.

New-York.

Auf dem Vordertheil des Ohio's stehend, finden wir den Marquis Posa und August Graf wieder. Eben passirte der mächtige Dampfer die Narrows, die Meerenge zwischen Long-Island und Staten-Island. Mit begeistertem Blicke schaute der junge Arzt auf die herrliche Gegend der neuen Welt. Zu beiden Seiten zogen sich Hügel, Waldkronen, Wiesenteppiche in bunter Reihe dahin, geschmückt mit stattlichen Wohnhäusern, Villen und Palästen, gleich einem Füllhorn menschlicher Wohnungen. In der Ferne zeigten sich die Umrisse der prächtigen Bai von New-York, welche sämmtliche Kriegsflotten der Erde aufzunehmen im Stande ist. Am Bord des Ohio stritt man sich darüber, ob die Einfahrt in den Hafen Aehnlichkeit mit Neapel habe oder nicht.

„Wenn es heißt, Neapel sehen und sterben," sagte der Marquis eben zu dem jungen, verwundert und entzückt dastehenden Manne, „so muß man unzweifelhaft hinzufügen: New-York sehen und leben! das ist gleichartig und doch so ungemein verschieden, in dem einen Tod, in dem andern Leben."

In diesem Augenblicke brach im Hintergrunde die Sonne durch

den grauen Dunstkreis und warf ihre brennenden Strahlen über die riesige Stadt, welche in ein milchweißes Fernlicht gehüllt war, während das mattgraue Wolkengehänge im Vordergrunde eine zauberische Wirkung auf das Auge der Auswanderer hervorbrachte. Es war ihnen, als erblickten sie in der neuen Welt ein fremdes, ihnen bisher unbekanntes, sich selbst übertreffendes Tageslicht.

„Ja," rief der Marquis, selbst mächtig ergriffen, „nur Amerika hat Tag, Europa dagegen das Phosphorlicht seiner faulenden Stoffe!"

Inzwischen steuerte das Fahrzeug dem Hafen immer näher. Bunte und reiche Scenen wechselten vor den Augen der Erstaunten. Schiffe von allen Größen und seltsamen Formen erfüllten die majestätische Bai, während hunderte von kleinen verwegenen Ruderbooten sich zwischen ihnen tummelten und fast in jedem Augenblicke von der frischen Brise ergriffen, auf dem Meeresspiegel verschwanden, doch bald wieder sichtbar wurden und geschäftig, rastlos wie die Bienen dahin eilten. Es waren die sogenannten Reporters der amerikanischen Zeitungen, welche meilenweit den einlaufenden Schiffen entgegenkommen, um gleichsam die Honneurs der neuen Welt zu machen, und den Fremden ihre Dienste anzubieten, während sie aber nur den einzigen Zweck verfolgen, allerlei Seeberichte, Abenteuer und Reisenotizen für die Zeitungen von ihnen einzusammeln. Weniger höflich verhüllen die Runners, die Clerks der Makler, der Agenten, der Gastwirthe ihre Absichten. In der Größe von Ballen und Rießen bombardiren sie das Schiff mit ihren Prospecten, Circulairen und Annoncen; sie entern, erstürmen es und möchten die Passagiere gern in die Sclaverei ihrer Firma schleppen. Bei dieser Gelegenheit geht mancher Wahn in die Brüche, daß man sein Englisch in bester Aussprache studirt habe. Indeß verständigt man sich doch zuletzt und schließt ein passendes Geschäft ab, oder nimmt die Adresse eines Gasthauses mit billigen Preisen in Empfang. Auch dem Marquis präsentirte ein gewandter Runner eine solche, doch dieser schob diese lächelnd zurück, da er der Sorge für sein und des jungen Mannes Unterkommen überhoben zu sein schien.

Das Einklariren des Schiffes nimmt jetzt die Aufmerksamkeit der Auswanderer in Anspruch. Sie vernehmen die letzten Commandos des Lootsen, das letzte Segel sehen sie von den Matrosen beilegen und das Schiff vor der Hafenbarrière vor Anker gehen. Ein leiser Schauer durchrieselt ihren von der Seekrankheit angegriffenen Körper, als die schwere Ankerkette über die Winde rasselt, denn nur der Reiche reist wie mit den Schwingen des Windes über Land und Meer, während Viele

diese Ankerkette an den Boden heftet, für den sie vielleicht ihr Letztes eingesetzt haben.

Da flattern sie hin, Alle mit gleicher Hoffnung, Jeder mit seinem von der Vorsehung bestimmten Schicksale. Gleich einem Neste halbbefiederter Brut — wer wird von ihnen aufwärts dringen in den blauen, himmlischen Aether, wer niederstürzen unter der Last der Noth und Sorgen, wer in die lauernde Hand des Händlers mit weißen Sclavenleben gerathen? — Das Ankerwerfen ist einer jener Momente, wo man die Geisterhand deutlicher zu sehen glaubt, die das Menschenschicksal unsichtbar und unerforschlich webt. Auch bei der rosigsten Aussicht flirrt Gespensterfurcht wie ein schwarzer Faden durch das Auge.

Im Getümmel des Landens, des Ausschiffens, in einem Babel amerikanischer Namen und Adressen, die jetzt von allen Lippen durcheinander schwirren, verlieren wir den Marquis und August Graf nicht aus den Augen, welche unbehindert von Polizeibeamten durch die Menge dringen. Auffallend war es dem jungen Manne, von keiner Seite eine störende Belästigung zu erfahren. War der Brief des alten Master Leekins verloren gegangen, oder an seine Adresse noch nicht angelangt. Die gefürchtete Störung seiner Person fand nicht statt. Schon wollte er gegen den Marquis seine Zweifel über die von ihm vorgetragenen Thatsachen äußern; doch dieser, welcher gleichsam in der Seele seines Schützlings die aufsteigenden Zweifel zu lesen schien, reichte lächelnd dem jungen Manne das Schreiben des alten Agenten und sagte:

„Glauben Sie jetzt an meine Worte?"

Sonderbar ist der Weg, den das Oberhaupt der Geweihten des Todes mit dem jungen Arzte einschlägt, denn während Alles um sie her den Gasthäusern und Agenturen zuströmt, lenkt er seine Schritte nach einem kurzen Aufenthalte im Zollhause, in Begleitung eines Gepäckträgers, auf die Battery, New-Yorks weltberühmte Promenade.

Dieses Südende der gigantischen Stadt ist mit einem überhandnehmenden Anbau von Matrosenschenken, Auswandererherbergen und niedrigen Gast- und Bierhäusern behaftet, die vornehme Atmosphäre der Manhattenstadt weht auf dieser reizenden Landspitze nicht. Im Angesichte der unermeßlichen Bai, am Mündungspunkte des breiten Nord- und Oststromes, in einer Lage, die vielleicht mit dem „goldenen Horn" um die Palme ringen kann, genoß sie des großartigen Anblicks des gewaltigen Seeverkehrs und wurde doch nicht von ihm berührt. Auf der Battery schlürft New-York nur den Duft seiner kolossalen

Seemacht, denn der Strom defilirt gleichsam stolz an ihr vorbei, schwenkt dann rechts an den Kai des Ostflusses ab und trägt geduldig die Lasten des menschlichen Geistes im gemeinen Dienste, bis er zuweilen im heftigen Zorne aufbraust und menschliche Erfindungen in seinem Grimme vernichtet.

Das Jagdgeheul der Nahrungssorgen verstummt in den Gasthäusern der Battery, hier feiert der Arbeiter den Sabbath seiner Erholungsstunden in Gesellschaft gleichgesinnter Landsleute.

Der Marquis Posa wandte seine Schritte einem Wirthshause zu, welches auf seinem Aushängeschilde den Namen „Gasthaus zum schlummernden Löwen" führte. Dieser nordöstliche Theil der schlaflosen Stadt wurde allgemein „Kleindeutschland" genannt, denn wenn in Europas entlegenen Stadttheilen die Aermsten wohnen, so hausten hier höchsten doch nur die Neuesten, und wehte jener beklemmende Athem der Unsicherheit nicht, welcher in großen Städten Deutschlands so allgemein ist. Nur an diesem Punkte, wo er sich in einem Lager von Landsleuten befand, konnte ein deutscher Wirth es wagen, eine Firma in deutscher Sprache zu führen.

Der Marquis mit seinem Gefährten betrat das Gasth[illegible]
schlummernden Löwen. Sein scharfes Auge entdeckte so[illegible]
am rechten Orte sei, denn hier war Deutschland in [illegible]
begegneten ihm deutsche Physiognomien, deutsche [illegible]
und deutsche Töne drangen an sein Ohr. [illegible]
in der Mitte durch eine Wand in zwei [illegible]
lich um der deutschen Sonderungssucht [illegible]
zu bieten, und doch schien es, als [illegible]
eine ziemlich gleiche Stufe de[illegible]
wesenden waren in diesem [illegible]
schäftigt, welches sie a[illegible]
Karte und an gesond[illegible]
selbst zum Frühstü[illegible]
Mienen waren mi[illegible]
hier wurde nicht[illegible]
in's Bewußtsein [illegible]
Ja manche e[illegible]
wie viel de[illegible]
wie viel je[illegible]
erringen. [illegible]

Mit [illegible]
ist, sah [illegible]

keinen Platz im Extrazimmer, sondern setzte sich mit seinem Schützling an einen leerstehenden Tisch im gewöhnlichen Gastzimmer und bestellte zwei Couverts gleich den übrigen. Da er sich der deutschen Sprache bediente, so konnte er mit Vergnügen bemerken, wie wenig sein Eintreten den Leuten auffiel. Nur im ersten Augenblicke gab sich eine gelinde Neugier kund, wie sie eine ungewöhnliche Erscheinung wohl zu erregen im Stande ist. Namentlich schien es zu interessiren, ob man einen Mann vor sich habe, der auf eine verdeckte, geschäftskundige Art vielleicht Arbeitskräfte anzuwerben bezwecke, oder als ein angehender Schicksalsgenosse der Kleindeutschen betrachtet sein wolle. Der Marquis wußte zu befriedigen, und den Geist des Fremdartigen, das um ihn lag, mit dem Einheimischen schicklich auszugleichen. Es gelang ihm mit wenigen Griffen, die Unterhaltung dahin zurückzulenken, wo er sie vorgefunden zu haben glaubte, und überließ sich dann wieder seiner Eßlust und seiner Beobachtung der Anwesenden, welche aus allen Zonen Deutschlands zusammengewürfelt waren.

Der Wirth des schlummernden Löwen war eine bekannte Persönlichkeit aus den Märzereignissen aus Berlin, und hieß „Linden-
…" dort gewöhnlich „der deutsche Kaiser" genannt. Er
…e behäbige Ruhe in seiner Körperfülle zur Schau, während
…lligenten Gesicht eine gewisse Gutmüthigkeit, gepaart
…s natürlichen Witzes, sprach.
…tschen Kaisers waren entweder deutsche Arbeiter,
…kleine Geschäftsleute; — ein Publikum der
…as aber bei Allen, wie es schien, auf
…war. Die Unterhaltung bewegte
…r fehlender Arbeit, von trüben,
…und den Verwickelungen der
…ns. Doch diese trüben
…rischender Hauch mun-

…furter Gegend sein
…ächtig wandle er
…urfsvollen Blicke

…Fleisch nicht."
…hneider aus
…er sich auf
…entwickeln

sah. Mit höhnenden Worten hetzte er den deutschen Kaiser, indem er sagte:

„Da hören Sie es, Majestät, Sie werden täglich stärker und ihre Beefsteaks schwächer.“

„Das ist ein Beefsteak wie ein Ohrlappen groß,“ rief der Gärtner ermuthigt wieder.

Das Gelächter wiederholte sich.

„Laßt ihn gehen, den schlummernden Löwen,„ sagte ein pfälzischer Schreiner. „Er ist noch ärger als mein Meister in Deutschland. Da hatten wir doch täglich zwölf Loth Fleisch auf dem Tisch, die Maus nicht mitgerechnet, die in der Suppenschüssel schwamm, und diese war ganz ausgewachsen.“

Ein wüthendes Gelächter erschütterte die Fensterscheiben.

Lindenmüller lächelte geduldig und brummte nur so etwas von „deutschen Lümmeln“ vor sich hin. Sein schönes Töchterchen Marie nahm sich aber der väterlichen Ehre an und fragte den Gärtner im bissigen Tone:

„Wissen Sie auch was die Lendenstücke heute kosteten?“.

„Ja, welche Lendenstücke?“ fragte ein naseweiser Bäcker mit Sachsen-Altenburgscher Mundart. „Doch nicht die Ihrigen?“

Wieder erfolgte ein lautes Gelächter.

„Ruhig, plumper Zelot!“ brüllte jetzt die Stimme Lindenmüller's durch den Raum. „Nicht wahr, je theurer das Fleisch, je mehr muß ich geben? das ist mein Profit, die Menge muß es bringen, das heißt — mich an den Schubkarren.“

Jetzt hatte der deutsche Kaiser die Lacher auf seiner Seite.

„Das heißt leben,“ begann der Frankfurter wieder. „Wollte Gott, ich wäre eine Seeschlange, so würde ich doch einmal ausgestopft, wenn auch nach meinem Tode. Aber unser deutscher Kaiser, der Mehrer seines Reichs, giebt mich auf, wie sein theures Berlin den geliebten Lindenmüller. Zum Skelett bin ich ausgedorrt unter seiner väterlichen Regierung. Die Würmer sterben am Hungertyphus, die sich einst an meinen Cadaver machen. Hole mich der Teufel! man wird mich erst in Fett sieden müssen, wenn ich den Würmern genießbar werden soll.“

Ein Gelächter ohne Ende schien die Menge zu ergreifen. Doch in diesem Augenblicke that sich die Thür des Gastzimmers auf und eine seltsame Persönlichkeit trat ein, welche mit dem Rufe: „[illegible] Vampyr!“ begrüßt wurde.

Der Eintretende mochte diese Begrüßung schon ke[illegible]

Scenen, wie sie die Gaststube mit dem deutschen Kaiser darbot, schon gewohnt zu sein, denn ohne sich umzusehen, durschritt er einfach grüßend das Gemach und begab sich in das Extrazimmer. Alles drängte ihm mit dem Rufe nach.

„In die erste Kajüte, Leute, fort, in die erste Kajüte!“

Lindenmüller kam mit einem Glase Bier gemächlich hinterdrein.

Für den Marquis und seinen Begleiter, August Graf, gewann die Scene ein neues Interesse. Es war augenscheinlich, der Angekommene nahm seinen Platz nicht wie jeder andere Gast in dieser Gesellschaft ein. Seine Mission schien eine ganz besondere hier, und da die Wand mit geöffneten Glasfenstern versehen war, so bedurfte es für den Marquis keines Platzwechsels, um die Scene im Extrazimmer genau beobachten zu können. Der heitere Geist, welcher bisher unter den Gästen geherrscht, hatte einem sonderbaren Ernst Platz gemacht.

Der Vampyr, wie ihn die Menge nannte, nahm einen Tisch ein, welcher auf einer kleinen Erhöhung stand, zog ein Notizbuch mit verschiedenen Papieren gefüllt, aus seiner Tasche und breitete diese auf den Tisch aus. Dann nahm er das Wort und sagte:

„Was mich wundert, das ist, daß unter uns Deutschen, wie einst unter den Juden, nicht längst die Sage von einem Messias an's Tageslicht gedrungen ist. So oft ich diese Schauplätze deutscher Leiden und Kränkungen besuche, geschieht es nicht ohne das Geleite irgend eines beschämenden Gedankens. Heute fiel mir der Name *Kleindeutschland* auf's Herz. — Als die Griechen Italien anpflanzten, nannten sie es *Großgriechenland*; die Engländer haben ihr New-Hampshire, New-Jersey, New-Caledonien, die Holländer ein Neu-Holland, die Franzosen ein New-Orleans gegründet; nur der Deutsche vermochte es nicht anders, er mußte den Begriff *klein* an den Namen knüpfen, der so erhaben, so *groß* sein könnte. Was hilft es aber auch, einem todten Stück Erde die Schmach abzunehmen, die dem Lebendigen bleibt. Von uns geht der Name auf diesen Boden über. Wir sind die *Kleinen* und die *Kleinlichen* in der *neuen* Welt. Wir erröthen nicht, ein leeres und niedriges Dasein auf diesem frischen Boden herumzuschleppen, und glauben alles gethan zu haben, wenn wir den Namen unsers edlen Vaterlandes mit unserer bleichwangigen Existenz in's Spiel bringen. An einer Lüge erwärmen wir uns, und indem wir den süßen Traum festhalten, hier in Deutschland zu sein, [illegible] wir nur nicht dazu, in Amerikas Boden uns einzuwurzeln, [illegible]n in seinen Armenanstalten oder in seiner — Verachtung.“

[illegible]ine Herren!“ sagte plötzlich die tiefe Stimme des Marquis,

welcher nur von dem Redner bemerkt in das Extrazimmer getreten war, wobei er demselben ein geheimes Zeichen gab, was dieser hastig und ehrfurchtsvoll erwiderte. „Nur das Schicksal der Deutschen demüthigt. Ihr Anblick erhebt aber und begeistert. Es giebts nichts Herrlicheres auf Erden als Deutsche. In ihrer Mitte denke ich mich wie in einem Märchenkreis von verzauberten Fürstensöhnen. Königlich ist ihr Erbe und Großthaten werden Sie ausführen, wenn nur erst die Entzauberung gelingt. Aber indem ich weiß, daß der Talisman dazu zwischen Himmel und Erde nirgend sonst wo liegt, als in Ihrer eigenen Brust, werden Sie einen starken und eindringlichen Ruf dahin nicht mit Ihrem Mißfallen bestrafen. Diesen Ruf wollte ich den eintretenden wichtigen Ereignissen vorausschicken und Ihnen sagen, der Zauber weicht schon in Etwas und bald wird der Deutsche mit seinen klaren, treuen Augen durch die Schichten der Finsterniß sehen, welche sein Auge Jahrhunderte hindurch in Banden hielt. — Rüstet Euch, Ihr deutschen Söhne, die Stunde naht, wo Ihr das Erbe Eurer Ahnen antreten sollt. Der Boden der neuen Welt wird den Söhnen der alten Welt dasjenige Recht zu erlangen sich bestreben, welches sie in der Heimath verloren."

Mit nicht geringem Erstaunen hatten die Gäste des schlummernden Löwen die seltsamen Worte des Marquis vernommen. Fragend blickten sie auf die imponirende Gestalt des Geheimnißvollen, aber ehe sie noch etwas erwiedern konnten, nahm der frühere Redner wieder das Wort und sagte:

„Woran liegt es nun, daß der Deutsche auf amerikanischem Boden sich nicht einzuwurzeln vermag? Ich will es Ihnen sagen: — Weil Sie zu wenig auf Ihr Glück vertrauen und alle Tage hoffen, der liebe Gott werde Ihnen zu Liebe die Zeiten der sichtbaren Wunder wiederkehren lassen, wobei Sie den letzten Nothgroschen aufzehren und immer tiefer in's Elend gerathen.

Haben Sie mehr Vertrauen zu Ihrem Glück und es wird sich erfüllen. Was macht den Yankee groß? daß er keinen Moment zu fixiren, sondern jeden zu überbieten strebt. Anders der Deutsche. Er liebt das Beharren, Alles, auch das Schlechteste, wird ihm zum Ruhepunkt. Der Amerikaner achtet jede Arbeit, denn keine ist ihm ein Dienst. Arbeitgeber und Arbeitnehmer speisen an demselben Tische und jeder trägt ein Selbstgefühl zur Schau, was den Fremden in Verwirrung setzt. Nur der Deutsche ist's, der seinen Landsmann mißachtet, oder sich selbst erniedrigt und verknechtet fühlt, und kaum zum Tageslichte aufzublicken wagt, wenn ihn Jemand mit der Schaufel in

der Hand betrifft, der ihn mit der Feder hinter'm Ohr gekannt hat. Fluch diesem Unsinn! Fluch dieser Handwerksehre, welche Menschenschande ist. Wissen Sie, was hier Ihr Handwerk ist? Jedes Werk Ihrer Hand. Die Sache hat hier ihren ursprünglichen Wortbegriff. Finden Sie Ihr Handwerk im gewohnten europäischen Style hier — gut, wo nicht, so ergreifen Sie das verwandte, und vom verwandten wieder das verwandte, und durchlaufen Sie den ganzen Kreis wie eine Windrose, bis sie den Punkt gefunden haben, auf dem Ihr Glück blüht. So kommt der Amerikaner fort, das nennt er „sein Leben machen." Nur kein Leben auf halbe Diät! Ueberlassen Sie das den Kranken und Alten. Hier ist man jung und verwandelt sich zehnmal des Tages, unternimmt Alles und verzweifelt an Nichts. Das erste Laster in Amerika ist die Zufriedenheit. Beharren Sie in keinem Zustande, der Sie nicht ganz befriedigt. Hüten Sie sich überhaupt vor dem deutschen Triebe des Beharrens. — Warum erschreckt den Deutschen das Wort Tagelöhner so außerordentlich? Weil er es mit deutschem Ohre hört, weil er sich unwillkürlich ein Beharren in der Tagelöhnerei denkt. Ich habe manchen Deutschen ohne moralische Schuld zu Grunde gehen sehen, weil ihm die Möglichkeit der That fehlte. Hier ist es ganz anders, heute Diener und über ein Jahr Herr über Diener. Diese freie Beweglichkeit, diese entschlossene Thatkraft, diese vollkommene Herrschaft über sich in allem äußern Handeln müssen wir von Amerika lernen. Fürchten Sie deshalb nicht gleich im Yankeethum aufgehen zu müssen. Sie können dem Amerikaner tausend deutsche Tugenden dafür geben, und ihn eben so gut in unser Volksthum aufgehen lassen. Das ist der Plan, den die Vorsehung mit der deutschen Einwanderung nach Amerika im Schilde führte. Die zwei reichsten Völker der Erde sollen ihr Kapital auf Einen Satz einlegen, ein Produkt soll entstehen, welches der beste Jahrgang im Weinberge der Menschheit wird. Der Amerikaner hält seine Hand über Meer und Erde, jede Muskel an ihm ist ein Königreich werth — er ist der Gott der Materie.

Die Sonne des neuen Gestirns geht in diesem Lande auf und wirft ihre belebenden Strahlen über die Furchen der alten Welt. Deshalb, meine Freunde, greifen Sie zum Spaten, wenn es mit dem Handwerk nicht mehr gehen will, bald genug wird sich ein anderes Instrument — ein Waffe Ihrer Hand aufdrängen. — Hier haben Sie Notizen von Arbeitgebern, welche gern Deutsche in ihre Dienste nehmen. Versuchen Sie es nur und die Klage über Arbeitsmangel wird verstummen."

Mit diesen Worten reichte der Fremde verschiedene kleine Zettel an Diejenigen, welche erst zaghaft — dann aber beherzter danach griffen, als sie sahen, daß nur wenige zurückblieben.

Das Gasthaus zum schlummernden Löwen wurde jetzt einsamer. Die Gäste verließen ihre Plätze und gingen entweder ihren Berufsgeschäften nach oder suchten Arbeit. Nur der Marquis, August Graf und der Fremde blieben zurück.

Ein Zeichen des Marquis gab dem letztern zu erkennen, daß der junge Arzt ein Laie sei, weshalb er nur auf die Fragen des Marquis entweder antwortete, oder von gleichgültigen Dingen sprach.

Wir müssen jetzt den „schlummernden Löwen" auf einige Zeit verlassen und einen andern Punkt von New-York in Augenschein nehmen, welcher uns die Bekanntschaft einiger Personen verschaffen wird, die im Laufe der nächsten Begebenheiten eine wichtige Rolle spielen und bei der Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln's gespielt haben.

Am südlichsten Mündungspunkte der Riesenstraße — Broadway — befand sich ein elegant gebautes zweistöckiges Haus, in welchem die Fenster der ersten Etage mit großen Spiegelscheiben versehen waren. Eine hohe Mauer umschloß den hintern Raum des weitläufigen Grundstücks, welcher mit einem einstöckigen Seiten- und Quer-Flügel bebaut war. Das an der Straßenfront liegende Gebäude machte einen freundlichen Eindruck auf den Fremden, wogegen die Einwohner New-York's mit einem unheimlichen Gefühle vorübereilten und scheue Blicke auf das elegante Aeußere des freundlichen Gebäudes warfen.

Dieses Grundstück gehörte dem Irrenarzte Dr. Mudd — welcher in den hintern Räumen desselben eine Privat-Irrenanstalt für bemittelte Kranke vor einiger Zeit errichtet hatte. Die Anstalt schien sehr besucht zu sein, denn stündlich sah man die elegantesten Equipagen vor dem verschlossenen Thore des Hauses halten und modern gekleidete Herren und Damen aussteigen, welche durch ein einmaliges Läuten mit der Hausglocke ungehindert Eingang fanden.

Der Besitzer dieser Anstalt, Dr. Mudd, war ein Mann in den vierziger Jahren, groß und hager von Figur, mit röthlichem Haar und pechschwarzen Augen, welche unheimlich funkelten und von dichten röthlichen Augenbrauen beschattet wurden. Ein röthlicher Bart umgab sein spitzes Kinn und ließ die mageren — eingefallenen Wangen mit den scharfen Backenknochen grell hervortreten, wodurch das Gesicht des Doctors einen widerwärtigen Eindruck auf Denjenigen machte, welcher es zum ersten Male sah.

Die Familie des Doctors bestand aus seiner Frau, einer großen, stolzen Dame mit kalten, nichtssagenden Augen, strengen Gesichtszügen und zusammengekniffenen Lippen, welche unter den Schein der größten Gleichgültigkeit gegen Alles was nicht speziell ihre Person betraf, einen entsetzlichen Jähzorn, ein marmornes Herz und eine Strenge verbarg, welche mit der Natur der blutdürstigen Hyäne Aehnlichkeit hatte.

Mary, die Tochter eines Anverwandten, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, mit jener antiken Vollendung der Formen, die mehr unseren Verstand als unsere Sinne entzückt, beschloß den Familienkreis des kinderlosen Doctors, wogegen zum Hausstande eine Wärterin, Namens Suratt und ein Neger Namens Tom gehörten, welche gleichzeitig die Krankenpflege zu verrichten hatten.

In einem mit Blumen reich dekorirten Salon, dessen Wände mit Spiegelglas und Epheuranken, welche von vergoldeten Konsolen herabfielen, bedeckt waren, und in dessen Mitte ein künstlicher Springbrunnen seine Wasserstrahlen in ein von Seemuscheln gebildetes Bassin fallen ließ, saß der Dr. Mudd auf den Kissen eines schwellenden Divans, während die Frau des Hauses in gemessenen Schritten auf- und abging.

„Die Sache muß durchaus eine andere Wendung nehmen, liebes Kind,“ sagte der Doctor augenscheinlich einen Plan verfolgend, zu seiner Frau. „Den Aufwand, welchen wir zu machen genöthigt sind, meine unglücklichen Speculationen in Länderstrecken am Ohio und die nimmersatten Hände Deines Bruders Atzeroth haben mich in Geldverlegenheiten gestürzt, aus welchen mich nur die Ausführung eines kühnen Planes retten kann.“

„Und was ist das für ein Plan?“ fragte die Frau Doctorin gleichgültig.“

„Noch kann ich Dir darüber nichts Bestimmtes mittheilen, liebe Doris,“ erwiderte Dr. Mudd, „denn ich bin mit mir noch selber nicht im Klaren. Gelange ich aber dahin und gelingt mein Plan, dann dürfte der Name Mudd in allen Freistaaten der Union mit größter Ehrerbietung genannt werden und mich zum reichsten Manne Amerikas machen. Vorläufig müssen wir unser Geschäft weiter betreiben und Mary zum Lockvogel derjenigen Gimpel benutzen, welche sich durch List oder Gewalt am grünen Tisch rupfen lassen.“

„Die Quelle unseres Einkommens ist auch nicht mehr so ergiebig, als wie sie sich im Anfange zeigte,“ entgegnete die Frau des Doctors mürrisch. „Das zimperliche Ding, die Mary, macht ein Gesicht in den Abendgesellschaften, wie eine Heilige aus der Bibel und verscheucht

die verliebten Gecken durch ihr unfreundliches, ernstes Wesen aus unsern Salons. — Wir werden zu andern Mitteln unsere Zuflucht nehmen müssen, wenn wir Mary unserm Willen gefügiger machen wollen. Der Alte, ihr Vater, scheint ein zähes Leben zu haben, denn sein elender Körper trotzt allen Entbehrungen, die ich ihm in seiner Zelle auferlegt habe. Ich hätte schon längst dem Dinge ein Ende gemacht, aber das Leben des Alten scheint für Mary besondern Werth zu haben, weshalb ich sein Dasein nicht vernichtet habe. Ich werde aber versuchen das Herz Mary's durch Martern — welche der Alte erdulden soll — zu erweichen und unserm Willen fügsamer zu machen. Du weißt, welche Mittel wir besitzen," fügte sie grinsend hinzu, „um das stärkeste Herz wie ein Rohr zu beugen. Zwangsjacke und Zwangstuhl, Tropfbäder und glühende Eisen haben uns schon dies hübsche Haus zum Eigenthum gemacht. — Der alte Graukopf ist und muß toll bleiben, wenngleich ich Mary versprochen habe, daß wenn sie gehorsam meinen Willen erfüllt, der Alte nach Ablauf eines Jahres seine Freiheit wieder haben soll."

„Dieses Versprechen wird sich wohl nie erfüllen," sagte der Doctor lächelnd, „denn das hieße uns an den Galgen und um unser Eigenthum bringen. Nimm den Alten nur ordentlich in die Kur und mache Mary geneigt die Huldigungen des persischen Prinzen anzunehmen, damit wir nicht auch diesen Goldfasan verlieren. Gestern Abend verlor der Prinz zweitausend Dollars, er würde aber das Zehnfache mit gleichgültiger Miene verloren haben, wenn Mary auf unsern Vortheil mehr bedacht und gegen den häßlichen, aber unermeßlich reichen Perser liebenswürdiger gewesen wäre.

„Ich habe es wohl bemerkt," versetzte die Doctorin, mit welchem gleichgültigen Wesen sie die glühenden Worte des Prinzen anhörte, eben deswegen soll der Alte heute die Feuerkammer besuchen, das Schmerzensgeschrei ihres Vaters wird nicht ohne Wirkung auf sie bleiben."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Salons und die Pflegetochter des Dr. Mudd betrat das Gemach mit dem Frühstücke, welches sie auf einem ovalen Tische mit Marmorplatte schweigend servirte. Die matten Strahlen der Morgensonne bestrahlten ihr reizendes Antlitz, und das goldblonde, einfach frisirte Haar umgab die durchsichtig blassen Züge, während ein wehmüthiger-schmerzvoller Zug um ihren kleinen Mund lag. Die großen, blauen Augen hatten jenen eigenthümlichen Schmelz und Liebreiz der Unschuld, welche uns an Kindern so sehr entzückt; sie schienen für keinen Ausdruck des Schmer-

zes, höchstens für die Thränen der Wehmuth geschaffen. Wenn man aber in dieses von tiefem Seelenleiden ergriffene kindliche Antlitz blickte, so war es unmöglich, dem Zauber der Reinheit zu widerstehen, der aus demselben strahlte; man sagte sich, daß in diese Seele noch nicht das Böse eingekehrt sei — wohl aber, daß ein tiefer Schmerz an ihrem Herzen nage. Mary hatte die Mutter frühzeitig verloren und war in einem Pensionat erzogen worden, in welchem sie der Erkenntniß des Glückes und Unglückes nicht fremd bleiben konnte. Sie hatte in die Tiefen menschlicher Schwachheiten und Verworfenheiten hinabsehen müssen, welche ihren Zügen einen schroffen Ernst gaben und für die meisten Menschen etwas Abstoßendes hatten. Sie lachte niemals, und äußerte oft, daß sie gegen die Meinung der Menschen gleichgültig sei. Ihr Vater, ein alter, schwachsinniger Mann, war durch die Worte Doctor Mudd's verleitet worden, in seinem Hause eine Irren-Anstalt einzurichten, und diese dem Doctor miethsweise zu überlassen, während er die zweite Etage bezog. Mudd wußte sich in das Vertrauen des alten Mannes so einzuschmeicheln, daß Master Glimborg — so hieß der Vater Mary's — dem Doctor das stattliche Haus ohne Anzahlung auf den Kaufpreis eigenthümlich abtrat. Kurze Zeit darauf wurde der alte Mann tiefsinnig und wußte der Doctor es nicht nur dahin zu bringen, daß Mary's Vater in die Anstalt als Patient aufgenommen — sondern daß ihm auch die Vormundschaft über die Tochter übertragen wurde. Zum Erstaunen des armen Mädchens, wies der Doctor bei der Behörde plötzlich nach, daß er vor längerer Zeit das Haus von Glimborg gekauft und vollständig bezahlt habe, so daß Mary eigentlich von der Gnade des Doctors abhing und als seine Pflegetochter zu betrachten war.

Mary hatte ihren Pflichten am Frühstückstische genügt, und wollte eben den Salon verlassen, als die Frau Doctorin sie im harten Tone zu bleiben hieß.

„Du hast Dich gestern Abend wieder in einer solchen abstoßenden Weise gegen den Prinzen Alemna benommen," begann die Doctorin mit finsteren Blicken, „daß ich mich genöthigt sehe, Dich aus meinem Hause zu verweisen, wenn Du Dich durchaus nicht entschließen kannst, ein liebenswürdigeres Wesen gegen unsere Gäste anzunehmen und einen zuvorkommenden Ton anzuschlagen."

„Die Worte des Prinzen waren so beleidigender Natur für mein, für diese Huldigungen nicht empfängliches Herz," bemerkte Mary erröthend, „daß ich die Nähe desselben — so viel ich nur immer kann, meiden werde."

„Das wirst Du nicht thun," sagte die Frau des Doctors mit gerunzelter Stirn, „im Gegentheil, ich befehle Dir die Person des reichen Perser mit Liebenswürdigkeit, Koketterie und heiterer Laune an unser Haus zu fesseln und eingedenk zu sein, daß Du Dein Brod nach Kräften zu verdienen verpflichtet bist. Die Erhaltung Deines Vaters liegt auch in Deiner Pflicht, so daß Du allen Grund hast, für unser Interessen ein dankbares Herz zu zeigen. Der Zustand desselben hat sich übrigens so erheblich verschlimmert, daß er jetzt fast immer in den Banden der Tobsucht liegt, und die Anwendung der Feuerkammer nothwendig erscheint."

Bei diesen Worten zuckte der Körper des armen Mädchens heftig zusammen, Leichenblässe bedeckte das ohnehin bleiche Gesicht und unbemerkt stahl sich eine heiße Thräne aus dem Auge — welches schon in stiller Nacht auf hartem Lager so unendlich viel geweint und den Blick gen Himmel — gleichsam dort Hülfe suchend — gewandt hatte.

„Ueben Sie Erbarmen, Madame, mit meinem armen Vater!" rief Mary mit schmerzvoller Stimme, „was that Ihnen der Greis, daß Sie die grausamsten Martern erdenken, um den kraftlosen Mann unausgesetzt zu peinigen? — Sehen Sie den Hülflosen an und sagen Sie mir, ob in diesem zu einem Skelette zusammengeschrumpften Körper, noch so viel Lebensgeister wohnen, um die entsetzliche Marter — der Feuerkammer — bestehen zu können? Sie werden einen Mord auf Ihre Seele laden, Madame, und einstens vergebens den Schöpfer um Vergebung anrufen."

„Es liegt ja in Deinem Willen die Kur — welche Du Marter nennst — von Deinem Vater abzuwenden," entgegnete die Doctorin kalt, „erfülle meinen Wunsch und Dein Vater soll aus der Anstalt entlassen werden und unter uns wohnen. Der Prinz hat um eine geheime Zusammenkunft mit Dir gebeten, welche ich ihm in Deinem Namen zugesagt habe. Sei also keine Thörin, benutze die Macht Deiner Schönheit über den verliebten Prinzen, und reiche Geschenke werden nicht ausbleiben."

„Nimmermehr!" rief Mary im entschiedenen Tone." Mit meiner Schande kann ich das Leben meines armen Vaters nicht von Ihnen erkaufen, und zur Buhlerin herabsinken."

„Nun, wir werden ja sehen, ob Du Deine Tugend lange behaupten wirst," erwiderte das entartete Weib mit einem entsetzlichen Blicke, „wenn Dir das Leben Deines Vaters so wenig am Herzen liegt, daß Du für dasselbe eine eigensinnige Grille nicht zu opfern vermagst, dann

erwarte auch nicht von mir, daß ich Rücksichten obwalten lassen soll, die Du nicht mit Dankbarkeit vergelten willst."

„Thue ich nicht Alles, was Sie von mir verlangen, Frau Doktor Mudd?" sagte das arme Madchen verlegen. „Unterhalte ich Ihre Abendgesellschaft nicht durch Spiel und Gesang, obgleich mir oftmals das Herz vor Wehmuth brechen möchte? Verdiene ich nicht reichlich das Wenige, was Sie mir stets mit harten Worten reichen? — Es ist grausam von Ihnen, mich zu schimpflichen Handlungen verleiten zu wollen, wogegen mein Herz sich immer empören wird."

„So lasse doch die Närrin mit ihrem edlen Herzen laufen, liebe Doris, sagte der Doktor ärgerlich, „statt, daß sie dankbar anerkennt, wenn wir sie zu unseren Gesellschaften hinzuziehen, damit sie Anstand, gesellschaftlichen Ton, überhaupt Tournüre sich aneignet, spricht die alberne Thörin von Brod verdienen; und vergißt, daß Eltern vieles Geld opfern müssen, ehe ihre Kinder — wie sie — in's öffentliche Leben treten und in anständiger Gesellschaft sich bewegen können."

„O, hätte ich dieses öffentliche Leben und diese anständige Gesellschaft nie kennen gelernt," rief Mary schaudernd, „Vieles wäre vielleicht meiner Seele fremd geblieben, wovon ein gesitteter Mensch nur mit Abscheu und Verachtung spricht."

„Hinaus!" donnerte die Stimme des Doktors, während giftige Blicke aus seinen Augen schossen. „Diese elende Creatur wagt es, die Gäste meines Hauses zu beschimpfen und Werke der reinsten Nächstenliebe mit höhnenden Worten zu verletzen. — Zittere, elender Wurm vor meinem Grimm. Mit Schimpf und Schande beladen, will ich Dich aus meinem Hause in die hartherzige Welt hinausjagen, damit Dein bethörtes Herz den Werth des Geldes — den einzigen Magnet, um den sich unser Dasein dreht — kennen lernt. — Zu spät wirst Du, Undankbare, erkennen, daß, wenn der Hunger im Magen wüthet, es als ein vergebliches Streben zu bezeichnen ist, wenn ein Mädchen hartnäckig ihre Tugend bewahren will. Von Stufe zu Stufe sinkt sie in den Schmutz des Elendes und beweint diejenigen Tage, wo es in ihrer Macht lag, ein ansehnliches Kapital durch die Macht ihrer Schönheit von den eitlen Herzen der verblendeten Männerwelt spielend zu erringen."

Mary hatte mit stoischer Ruhe die verletzenden Worte ihres Pflegevaters mit angehört, vergebens sträubte sich ihr blutendes Herz gegen den Willen des Doktors, die Vernunft brach aus dem Dunkel ihrer in Nacht gehüllten Gedanken hervor, sie erkannte den einzig richtigen

Weg, das Gemüth des hartherzigen Doktors zu besänftigen, — sie gab scheinbar nach.

„Gut denn," sprach das arme Mädchen vor sich hinstarrend, „ich will die edleren Gefühle in meiner Brust begraben, will aus dem Kreise guter Menschen ausscheiden — will in Ihre Fußtapfen treten und eine Verworfene meines Geschlechtes werden. Welchen Preis bestimmen Sie für das Leben meines armen Vaters, welcher doch nur durch Ihre Ränke in die unheimlichen Fesseln des Wahnsinns getrieben worden ist?"

„Aber böses Kind!" rief die Doktorin im milderen Tone, „wer wird solche harten Worte gegen seine Pflegeeltern in verletzender Weise in's Gesicht schleudern? Frage Dich selbst, ob ich das von Dir verdient habe?"

„O!" entgegnete Mary finster, „dürfte ich nur einmal meinem bedrückten Herzen Luft machen, so würden Sie sehr bald erfahren, worin Ihr Verdienst besteht. Jetzt muß ich schweigen und mich Ihrem Willen fügen. Doch verhandeln wir von Macht zu Macht — Sie haben das Leben meines Vaters in Ihrer Hand — ich meine Schönheit für Ihre Zwecke bereit. — Wann wollen Sie mir nun das Leben meines Vaters überlassen und gestatten, daß ich Ihr Haus mit ihm ungehindert verlassen darf?"

„Sobald Du den Prinzen Alemna dahin gebracht hast, daß er Dir eine Schenkungsacte von zehntausend Dollars vor Gericht ausstellt, welche Du für die Kurkosten Deines Vaters an mich abtrittst," erwiderte Dr. Mudd lauernd.

„Wollen Sie mir dies Versprechen schriftlich geben?" fragte Mary in ihrer Einfalt.

„Warum nicht gar!" rief der Doktor lachend. „Wenn Du Zweifel in meinen Worten hegst, so magst Du das Geld erst dann an mich zahlen, wenn Dein Vater außerhalb der Mauern meines Hauses sich befindet."

„Ich bin damit zufrieden," entgegnete das arme Opfer teuflischer Bosheit, „erwarte aber, daß Sie den entnervten Körper meines Vaters nicht mit neuen Martern quälen und durch Entziehung der nothwendigsten Lebensmittel schwächen."

„Er soll einer milderen Kur unterworfen werden," sagte die Doctorin mit zufriedener Miene, „und täglich zwei Stunden frische Luft im Garten so lange einathmen dürfen, wie Du uns Gelegenheit giebst, Dein Bestreben für unsern Vortheil gebührend anzuerkennen."

„Sei es so, wie Sie sagen, Frau Doktorin," versetzte Mary,

kaum im Stande ihre empörten Gefühle zu verbergen. „Mag der Kampf heute Abend beginnen — ich bin gerüstet! Zahllos sollen die Opfer sein, welche ich durch Koketterie, List und Fallstricke aller Art an den Rand des Verderbens — den grünen Tisch, schleppen werde, damit Ihre Helfershelfer das Werk der Ausplünderung beenden können.“

„So gefällst Du mir, mein Kind!“ rief der Doktor vergnügt. „Wir wollen vereint die Börsen der eitlen Männer plündern, und den elenden Mammon, der nur allein jetzt die Größe des Menschen bezeichnet, mit nie ruhender Rast zusammenscharren, damit wir denjenigen Platz in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, der klugen Köpfen gebührt. Verwerthe die Macht Deiner Schönheit mit Vorsicht und Ueberlegung, lasse das Feuer Deiner kindlich frommen Augen in verzehrender Gluth leuchten und werfe die sengenden Strahlen in die kalten Herzen der Männer, daß sie vor Wonne und Entzücken zu Deinen Füßen vor Liebe wahnsinnig, um Erhörung flehen. Presse diese sinnlichen Herzen wie das Fleisch der Citronen Tropfen für Tropfen aus und werfe die Schaalen, wenn sie den goldenen Saft verloren und werthlos geworden sind, verächtlich von Dir. Wenige dürfen sich Deiner höchsten Gunstbezeugung nur rühmen, je stolzer Du die von sinnlicher Liebe erfüllten Herzen der bethörten Männer zurückstoßest und durch ein verführerisch Lächeln — einen vielsagenden Blick wieder erhebst, je reicher werden Dir die Geschenke der verschmachtenden Liebhaber zufließen. Haben wir vereint den Höhepunkt unseres Wirkens erreicht, dann treten wir mit stolzer Sicherheit vom Schauplatze unserer Thaten, verlassen New-York und eilen mit den Reichthümern unseres Strebens in die gesegneten Gefilde des Südens.“

„O, herrlich, prächtig!“ rief Mary in einem Tone, welcher nicht deutlich genug erkennen ließ, ob ihr Herz und ihre Sinne von den entzückenden Bildern dieser Teufel in Menschengestalt freudig ergriffen oder tief verletzt waren. Aus ihren sonst so klaren, kindlich frommen Augen blitzten unheimliche Strahlen des finsteren Wahnsinns — gleich der alles verzehrenden Gluth eines höllischen Dämons — hervor. Fahle Leichenblässe bedeckte die engelreinen Züge dieses von dem entarteten Ehepaar in seiner Unschuld gemarterten Mädchens. Ein heiseres Lachen drang von ihren blutleeren Lippen, währnd der kalte Schweiß auf ihrer hohen, blendenden Stirn perlte.

„Ja, mein Kind,“ sagte die Doktorin mit weiblichem Scharfblick, die Veränderung in dem Wesen des Mädchens erkennend, und zu Gunsten der Worte ihres Mannes auslegend. „Haben wir unter Deiner Beihülfe erreicht, was wir wollen, dann kaufen wir uns

im Süden Amerikas — an den Ufern des Mississippi eine herrliche Besitzung und bilden eine Familie. Dein Vater wird im milden Klima unter sorgsamer Pflege bald genesen und gestärkt zu einem neuen Leben seine Tage in Deiner Liebe beschließen. Dein Herz wird auch von den Pfeilen des schalkhaften Gottes der Liebe nicht verschont bleiben und im Kreise blühender Kinder, eines liebenden Gatten, wirst Du die Früchte Deines Schaffens ernten, welche die Klugheit und die Verwerthung Deiner Reize in den Tagen der Jugend hervorgebracht haben."

„Sie haben Recht, Madame," erwiderte Mary höhnend lächelnd, „ich war eine Thörin, ich verkannte die guten Absichten, welche Sie gegen meine Person so liebevoll an den Tag legten. Verzeihen Sie mir die bösen Stunden, die ich Ihnen durch meinen Starrsinn bereitet habe," fügte sie beinahe im bittenden Tone hinzu, „ich werde versuchen, das Verlorene wieder einzubringen. Sagen Sie dem Prinzen Alemna, daß ich seinen Anträgen ein williges Ohr leihen werde, sobald er den Wünschen meiner Eitelkeit genügt hat. — O! meine Gunst zu erringen, soll dem Perser theuer zu stehen kommen!" rief sie mit einer Stimme, welche selbst ein Gefühl des Schauders in den öden Herzen ihrer Pflegeeltern hervorbrachte. „Mit kalter, berechnender Vernunft will ich die Opfer des Leichtsinns in meine buhlerischen Netze verlocken, mit teuflischer Lust will ich ihre Börsen plündern und dann die Bethörten mit höhnendem Lachen von mir stoßen, wenn sie in verzehrender Leidenschaft Erhörung fordern. O! es wird eine köstliche Zeit in dieses Haus einkehren!" fügte sie mit unheimlicher Stimme hinzu. „Die Teufel sollen keinen bessern Höllen-Sabbath in ihren von der Gottheit verdammten Räumen feiern, wie wir aus der Gemeinschaft des guten Wesens verstoßenen Kreaturen auf Erden halten wollen!" Mit diesen Worten verließ sie schwankend den Salon und ließ das würdige Ehepaar im finsteren Brüten und Verfolgen ihrer Pläne allein.

„Was sagst Du, liebe Doris, zu dieser plötzlichen Umwandlung des ganzen inneren und äußeren Wesens Mary's?" fragte Dr. Mudd, seine Gattin forschend anblickend. „Ich halte diesen Zustand nicht für natürlich genug, obgleich die Furcht vor der Feuerkammer sie unsern Wünschen geneigter gemacht haben mag."

„Ich bin ganz Deiner Meinung," erwiderte das entartete Weib sinnend, „Mary besitzt nicht Verstellungskunst genug, um uns täuschen zu können. Sie verbirgt im Hinterhalte ihres Herzens einen bösen Gedanken — wir müssen auf unserer Hut sein."

„Um zu erforschen, ob ihre, uns gegenüber wahrscheinlich doch nur ge-

heuchelten Gefühle, in der That auf Wahrheit beruhen, und um derselben mehr Festigkeit zu geben, dürfte es wohl zweckmäßig sein, wenn Du dem Alten einen Vorgeschmack der Feuerkammer zu kosten gäbest. Das Schmerzensgeschrei des Alten wird die Furcht in ihrem Herzen vermehren und ihre Vorsätze — ob böser oder guter Natur — mehr erkennbar hervortreten lassen. Ich werde sie vorsichtig beobachten und finde ich, daß sie unsern Blick durch Täuschung verblenden will, dann mag sie selbst die Freuden der Feuerkammer im höchsten Grade kosten. Zuvor soll der Prinz aber — wenn er anständig zahlt, — bei Mary seinen sehnlichsten Wunsch erreichen. Ein gutes Schlafpülverchen in den Thee gebracht, wird sie auf mehrere Stunden in den festen Banden des dem Tode ähnlichen Schlafes halten."

„Dein Rath ist nicht zu verwerfen, lieber Mudd," versetzte die Doktorin noch immer nachdenkend, „obgleich wir ein gewagtes Spiel mit dem Herzen dieser tugendhaften Närrin spielen, denn wenn wir glauben mit der Tortur des alten Glimborg die Närrin unserm Willen fügsamer gemacht zu haben, kann es leicht kommen, daß wir bei ihr das Gegentheil erreichen. Natürlich verbleiben uns dann noch Hülfsmittel genug, um auf ihr Gemüth drohend einzuwirken, nur glaube ich, daß ihre in der That seltsame Schönheit darunter leiden dürfte."

„Mag sie zu Grunde gehen mit dem Antlitz eines Engels!" rief der Doktor ärgerlich, „wenn wir damit unser Ziel nicht erreichen können. — Ertheile der Surrat den Auftrag den Ofen schwach zu heizen und lasse von ihr den Alten in der Dämmerstunde, während Mary mit ihrer Abendtoilette beschäftigt ist, auf zehn Minuten in das Gemach führen, ich werde die Wirkung beobachten."

„Gut," entgegnete die Ehehälfte des würdigen Doktors, „ich werde, wenn Mary mich zur Rede stellen sollte, die Schuld auf die Surrat werfen, welche meinen Gegenbefehl überhört haben muß."

In diesem Augenblicke wurde der Besuch des Prinzen Alemna angemeldet, welcher gleich darauf den Salon betrat, während die Doktorin mit höflicher Begrüßung denselben verließ.

Die Räume der im Hinterhause befindlichen Irrenanstalt, welche durch eine dicke Hofmauer vom Hauptgebäude durchaus getrennt waren, und wohin nur ein schmaler verdeckter Gang vom Arbeitszimmer des Doktors in die von starken Mauern gebildeten Gänge der, viele dunkle, niedrige Zellen enthaltenden Anstalt führte, war ein Ort des Grauens und Entsetzens. Niemals betrat ein menschlicher Fuß außer dem des Doktors, seiner Frau und der des Negers mit der Wärterin diese Gemächer des Jammers und Elendes. Abgeschieden von der Außenwelt

der Willkühr eines entmenschten Mannes, eines entarteten Weibes und der viehischen Lust des Halbmenschen, verbunden mit der raffinirtesten Grausamkeit der Surrat, preisgegeben, verlebten die unglücklichen Opfer des Wahnsinnes oder der menschlichen Bosheit ihre Tage unter Aechzen und Stöhnen, aber kein Ton, kein Laut drang durch die dicken Mauern zu dem Ohr der fühlenden, aber rastlos nach Gewinn jagenden Menschen auf dem Broadway, jener Pulsader New-Yorks. Und sollte auch ja einmal ein Laut des Jammers auf die mächtig breite, endlose Straße dringen, so verrauschte derselbe in dem entsetzlichen Lärm, welcher zu allen Zeiten das Ohr des Fußgängers erfüllt, denn hier ist täglich Messe. Kaufhalle an Kaufhalle, Bude an Bude, jedes Haus ein Markt, jedes Wort ein Geschäft, kennzeichnet dem Fremden den Handelsgeist der Amerikaner. Auf dem Damme der Fahrstraße hat die gestaute Fluth der Fuhrwerke aller Formen und Größen kaum Zeit und Raum sich auseinander zu wirren und langsam abzufließen. Mit jeder Seitenstraße, die einmündet, schwillt noch die Fluth, denn Alles drängt dem Broadway zu, wenig fließt ab von ihm. In diesem Zeus aller Straßen können zwei mächtige Kriegsdampfer ihre Wendungen zu gleicher Zeit machen — dies ist die Breite. Ebenso können an beiden Enden sich diese Fahrzeuge bombardiren, und ihre Kugeln würden sich nicht erreichen.

Die amerikanische Waare liebt das Dunkel des Ladens nicht, unter dem römischen Sommerhimmel New-Yorks lagert sie vor der Kaufhalle im Freien. Neben der Waare des Spitzenhändlers und der Früchte Südamerika's stellt der Sarghändler sein Produkt aus und hindert den Buchhändler nicht unter dem Schatten von Kartoffelbergen und unzähligen Eßwaaren die Früchte des Geistes und der Wissenschaft zu entfalten. Ein Blick gen Himmel bleibt oft der einzige Ruhepunkt aus diesem Chaos für den mitfortgerissenen Fremden, welcher die Lokalkunst des Flanirens nicht versteht, und doch ist auch hier kein Ruhepunkt für das Auge zu finden, denn im dritten Stockwerk glüht das Feuer der Schmiede und hämmert der Schlosser das Eisen, während die Funken aus den Fenstern sprühen. Der Fabrikherr liefert das Haus und Menschenhände verbrauchen es als ein vorübergehendes Werkzeug. Plötzlich ertönt der Ruf in diesem entsetzlichen Gedränge: „Platz da, rette sich wer kann!“ Die Straße verdunkelt sich — ein langer keuchender Pferdetrain schleppt ihn herauf, den Alles überragenden Transportwagen. Ein fertiges Haus von Backsteinen transportirt der starke von Eisentheilen erbaute Wagen, nur das Dach und der Schornstein fehlt, welche nachgeführt werden, während

die vornehmen Damen im Putzwaarenlager sich den Werth von Fürstenthümern vor die Füße rollen lassen und zuletzt doch nichts kaufen. . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Schatten der untergehenden Sonne wurden immer länger. Der Tag neigte sich dem Ende zu und verscheuchte den Lärm von der Broadway. Das strahlende Firmament trat mit seiner Klarheit an die Stelle der Sonne und ein milder Luftzug vom Meere kühlte die von brennender Tageshitze erfüllten Gemächer im Hause des Dr. Mudd.

Mary saß in ihrem kleinen Zimmer, dessen Fenster nach dem Hofe ging, vor einem Spiegel mit ihrer Toilette beschäftigt. Ein dunkles Gewand, welches die Arme und Schultern bloß ließ, umschloß ihre schlanke Gestalt und erhöhte die Wirkung des blendenden Teints. Ihr langes, blondes Haar umrahmte in kleidsamer Frisur ihr Madonnengesicht, aus welchem ein finsterer, entschlossener Ernst sprach. Der Ausdruck ihres Auges hatte einen drohenden Charakter angenommen, während die halbentblößte volle Brust sich mächtig hob und senkte. Das schöne Haupt von der Hand gestützt, schien von der Wucht eines bedrückenden Gefühls zu Zeiten vorn über zu sinken, aber der eiserne Wille, welcher aus der starken Seele des jungen Mädchens in die schwache Körperhülle drang, hob es eben wieder so oft und zeugte von dem entsetzlichen Kampfe, welcher im Innern Mary's verheerend tobte.

Der alte Neger Tom, welcher durch das freundliche Wesen des jungen Mädchens eine besondere Vorliebe für ihre Person gefaßt zu haben schien, welche er unverhohlen seinem Brodherrn und dessen Gattin gegenüber zur Schau trug, öffnete plötzlich die Thür des Zimmers von Mary und betrat mit scheuem Wesen und verstörtem Gesicht das Gemach.

Das junge Mädchen verbarg in ihrem Taschentuche schnell die Spuren der Thränen, welche die blassen Wangen genäßt hatten, und bot freundlich lächelnd dem Neger die weiße Hand, während ihr Auge forschend auf den von Angst und Schmerz entstellten Zügen des alten Negers ruhte.

„Was willst Du mir, Tom?“ fragte Mary liebreich, „Du bist ja seltsam erregt. Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

„Nicht Tom begegnet Böses, aber Massa — Vater Glimborg brennen Feuerkammer heftig!“ rief der alte Neger mit rollenden Augen. „Schreien wie Bestie Afrika. Heulen wie Sturmwind auf See!“

„Mein Vater — mein armer, lieber Vater in der Feuerkammer?“ schrie Mary vor Schmerz und Wehmuth zusammenbrechend.

„Ja, Misses Mary, armer Vater zu Tode brennen!“ antwortete Tom mitleidig.

„O, diese elenden, entmenschten Creaturen!“ rief das arme zitternde Mädchen, „das Maaß ist voll, mag der Würfel fallen, der Tod fordert seine Beute!“ fügte sie im wilden Tone hinzu. — „Kannst Du mich in die Nähe dieses entsetzlichen Gemaches führen, Tom?“

„Kann ich Misses schon gut führen, wenn Misses Muth hat, über Dach zu klettern,“ entgegnete der alte Neger mit dem Kopfe nickend und die mit Schwielen bedeckten Hände reibend.

„Nun dann vorwärts, Tom!“ sagte Mary entschlossen, „ich werde den Weg beschreiten, den Du mich führen wirst, und sollte ich über die Dächer der Häuser von New-York mit blutenden Händen und zerstoßenen Gliedern wie eine wilde Katze klettern müssen. — Komm, Tom!“

Beide verließen das Gemach, stiegen vorsichtig und leise eine nach dem Boden führende schmale Treppe hinauf, öffneten die unverschlossene Thür und betraten den Bodenraum.

Lassen wir die unglückliche Tochter von Kindesliebe begeistert den gefahrvollen Weg über das Dach des Vorderhauses nach dem des Hintergebäudes mit dem voraneilenden Neger verfolgen und betreten wir den finstern Gang der Irrenanstalt des Dr. Mudd, welcher in einer leeren und nur von einer trüben Lampe matt erleuchteten Zelle stand. In dieser befand sich ein kleines vergittertes Fenster, welches in einen finstern Raum führte, woraus ein glühender Strom in die Zelle drang und fast den Athem beengte. Dieses finstere Gemach war nur klein, niedrig und ganz aus Eisentheilen abgesondert von dem Hintergebäude erbaut, worin ein Mensch nicht völlig aufrecht stehen, aber seine Glieder nach jeder Richtung hin ungehindert gebrauchen konnte. Unter dieser entsetzlichen Marteranstalt befand sich ein Ofen, welcher im glühenden Zustande durch fortwährende Kohlenfeuerung von der Surrat erhalten wurde. Bis auf die Haut entkleidet wurde das schwachsinnige Opfer dieser Mörder in diesen finstern Raum des Schreckens geführt. Augenblicklich verspürte der unglückliche Greis keine Beschwerden, denn ein starker künstlich hervorgebrachter Luftzug erleichterte das Athmen. Gleichgültig kauerte er sich auf den Boden der Feuerkammer nieder und starrte mit geistlosen Augen in die ewige Nacht, die seinen Verstand umhüllte. Er erkennt nur selten den Unterschied zwischen Tag und Nacht, der Ewige hat durch die Bosheit der Teufel in Menschengestalt seinen Geist in die furchtbaren Banden der Finsterniß ge-

schlagen, sein siecher Körper verspürt nicht, daß die Luft dicker, schwerer, drückender wird. Das Blut steigt gewaltsam zum Kopfe, die Augen treten aus den Höhlen, der Unglückliche erkennt die Gefahr des Erstickens, er ringt nach Luft — unartikulirte Laute — gleichsam wie ein Hilferuf — entströmen seinen Lippen. Da dringt ein kühler, erfrischender Luftstrom durch das Gemach des Todes, er athmet wieder auf — es muß ein Traum, eine Täuschung gewesen sein, das Leben kehrt neu erstehend zurück. Doch wenige Minuten nur währt diese Täuschung, die Wirklichkeit in ihrer entsetzlichen Gestalt tritt vor das blöde Auge eines Wesens, welches die Gottheit, in ihrer nimmer ruhenden Güte verlassen zu haben scheint. Die Gluth steigt in mächtigen Schwingen herauf aus der Tiefe des Ofen — die Hitze ist erstickend, kaum vermag der Arme es auf dem Fußboden länger auszuhalten, er stellt sich auf Zehen und Fingerspitzen, er tobt, kreischt, heult und wimmert um Erbarmen, wo ist das Ohr das einen Schmerzensschrei in der Noth hört und keine Hülfe sendet? — Schon bedecken sich die versengten Glieder mit Blasen, und ein herzdurchbohrendes Geheul verkündet dem Schöpfer die gräßliche Marter die sein Ebenbild — der Mensch zur Vernichtung seines Bruders erfunden hat. — Zittere elender Erdenwurm! — Gott läßt sich nicht ungestraft spotten, die Stunde der Vergeltung, sie naht, und sucht die Sünden der Väter heim, bis in das tausendste Glied. Noch wenige Minuten und der Tod muß Allem ein Ende machen, was die Bosheit des menschlichen Geistes erfand. Doch nein, das Scheusal der Hölle hat den Meister der Finsterniß übertroffen, der glühende, eiserne Fußboden unter dem gemarterten alten Manne verschwindet wie durch Zaubermacht, und der kühlende, belebende Marmorboden ersetzt die Stelle, während Ströme eisigen Wassers von oben herab auf seinen siedenden Körper stürzen. Der Wechsel ist wonnevoll, so wohlthuend, daß ihn kaum ein Sterblicher zu ertragen vermag. In medizinischer Hinsicht soll diese Tortur bei schwachsinnigen Köpfen Wunderdinge verrichtet und den von Finsterniß beschatteten Geist des Menschen zum wirklichen Licht des Tages geführt haben; doch dasjenige unglückliche Opfer, welches durch den Willen unbarmherziger Menschen spurlos aus der Welt verschwinden soll, liegt in halber, wollüstiger Erstarrung eine kurze Zeit. Da dringt die Kälte des Wassers empfindlich durch die Poren, der Frost schleicht mit seiner Alles lähmenden Gewalt heran, und der anfängliche Genuß wird jetzt eine zweite Qual. Die mit teuflischen Gefühlen geborene Kreatur setzt jetzt ihrem Werke der Hölle die Krone auf, denn der scharfsinnige Arzt, welcher nur zu gut die Qual erkennt, wenn eine Art tödtlichen

Schmerzes auf die entgegengesetzte folgt, läßt das marmorne Bett auf sein Geheiß plötzlich verschwinden, und der Ueberflüssige in der menschlichen Gesellschaft, welcher gegen den natürlichen Tod unempfindlich scheint, windet sich wieder auf einer rothglühenden Flur. Ein wüthendes Geheul des unaussprechlichen Schmerzes erschüttert die Mauern. Der Körper zieht sich und schnellt mit gräßlicher Geschwindigkeit in alle erdenklichen Krümmungen und Windungen. Die bezahlte Bosheit hat nun das Aeußerste gethan, noch einige Bewegungen, — noch ein schwaches Stöhnen; und ein geschwärzter, fürchterlich entstellter Leichnam wird aus der feurigen Höhle gezogen, um gleich darauf in glühende Asche zu zerfallen. — Der Bandit hat sein Werk vollbracht, das Opfer menschlicher Rache, Habsucht und menschlichen Ehrgeizes steht Niemand mehr im Wege.

Das Jammergeschrei des alten Glimborg drang in die Zelle, worin der Doktor lauschend stand. Er horchte genau auf die Athemzüge des Bedauernswerthen, und bemerkte nicht, wie ein dunkler Schatten geräuschlos in das finstere Gemach huschte.

„Es ist genug, Frau Suratt!" rief er endlich durch das kleine Fenster. „Bringen Sie den Alten in seine Zelle zurück und geben Sie ihm Essig mit Wasser zu trinken."

„Soll geschehen, Herr Doktor!" ertönte die Stimme der Wärterin von unten herauf.

Die Lampe der Zelle war dem Erlöschen nahe. Eben wandte sich der Doktor um diese zu verlassen, da legten sich plötzlich zwei Hände wie Eisenklammern um seinen magern Hals und drückten die Luftröhre mit Riesenkraft zusammen. Schon war er dem Ersticken nahe, die mit Blut unterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen, ein weißer Gischt bedeckte seinen Mund, während dumpfe Laute aus der nach Luft strebenden Brust das Schweigen der unheimlichen Zelle von Zeit zu Zeit unterbrachen. Mächtig schlug er um sich und rang mit einem Wesen, welches gleichsam aus der Geisterwelt durch das Machtwort des Ewigen als rächender Engel so urplötzlich in das Gemach des Entsetzens versetzt worden war. Doch sein Ringen war vergebens, die übermenschliche Kraft des unheimlichen Wesens hielt ihr Opfer in ihren Eisenspangen fest umschlossen. Plötzlich erlosch das unsichere Licht der Lampe und hüllte die Zelle in Nacht. Ein furchtbares Röcheln drang durch die Finsterniß — das Röcheln wurde schwächer und schwächer, bis es endlich ganz verstummte, und das Zusammenstürzen eines Körpers bekundete, daß eines der auf Tod und Leben kämpfenden Wesen — vollendet habe.

Ein grausiges, heiseres Lachen, gleichsam dem eines Wahnsinnigen unterbrach plötzlich die in der Zelle herrschende Grabesstille. Der unheimliche Schatten verschwand und schwarze Nacht bedeckte den Ort des entsetzlichen Kampfes. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Ein in seiner Sommerpracht schimmernder Morgen glänzte über die Fluren der neuen Welt. Spät erwachend, wunderte sich August Graf, daß der Lärm des Hafenlebens, welches nicht zu weit entfernt unter seinen Fenstern um diese Stunde gewöhnlich in allen Gestalten tobte, nicht längst ihn erweckt. Er trat an eines der Fenster des Gasthauses, worin der Marquis mit ihm Quartier genommen hatte, und staunte nicht wenig, den ganzen Hafen — Schiff an Schiff, alle Flaggen aufgehißt, im Hudson mit Grabesruhe bedeckt zu sehen. Die Strömung des rastlosen Flusses war die einzige Bewegung in diesem Bilde der unheimlichen Ruhe. Es herrschte heute jenes Gespenst, welches man in puritanischen Ländern Sonntag oder auch Sabbathfeier nennt. Diese, das Herz bedrückende Ruhe, bringt in dem Gemüthe eines Europäers eine entsetzliche Leere hervor. Eine Angst umfaßt seine Seele, er weiß nicht woher sie kommt, — er fühlt sich gleichsam geborgen im Zimmer und verloren in der grabesähnlichen Ruhe dieser sonst so belebten Stadt. In der Woche umfaßt das Geschäft die Tages- und der Clubb die Abendstunden, aber am Sonntage hört man in sämmtlichen Staaten der Union keinen musikalischen Ton. Dieses gottesfürchtige Land hält Musik und Lustgelage für eine Sünde am Tage des Herrn, nur die Kirche ist der einzige Ort, wo sich Menschen versammeln, und das Läuten der Glocken der einzige harmonische Ton, welcher das musikalische Ohr des Europäers erfüllt. Kein Fuhrwerk durchrasselt die leeren Straßen und kein Spaziergänger erfreut sich der schönen Morgenstunde am Gestade des Hudson. Alles ist öde und todt, zwecklos brennt die Sonne am blauen Himmel und nicht eine einzige Rauchsäule zeugt von dem Dasein der Bewohner New-Yorks. Der heilige Sabbath verbietet jedes Vergnügen, jede Beschäftigung, es ist ein Tag des Herrn, welcher nur im Gebet vollbracht wird.

In solch einer bedrückenden Stimmung schweifte das Auge des jungen Arztes über Land und Meer, und durch die tiefblaue Klarheit des prächtigen Morgenhimmels. Seine Gedanken weilten bei der Krone seines Herzens, er gedachte der Anna Heyduck in zärtlichster Liebe. Da öffnete

sich plötzlich die Thüre seines Zimmers und der Marquis betrat mit dem Fremden aus dem „schlummernden Löwen" das Gemach.

„Kommen Sie, Freund!" rief der Marquis lachend, als er die trübe Stimmung in dem jugendlich ernsten Antlitz des Arztes sah. „Die beste Flucht vor dem Sonntage ist, daß wir uns gerade in seine Arme werfen. Kommen Sie, wir wollen als Sittenbeschauer der Menschen die Kirche besuchen, und die Sabbathruhe durch einen Spaziergang entweihen."

„Gott sei Dank," entgegnete der junge Mann aufathmend, „daß Sie mich aus den Fesseln dieser entsetzlichen Langeweile befreien. Ein solcher amerikanischer Sonntag bringt einen beinahe um den Verstand."

„Nun so schlimm ist es wohl nicht, mein junger Freund," sagte der Begleiter des Marquis, welcher ihm unter den Namen Stanton vorgestellt worden war. „Es kommt alles auf die Gewohnheit des Menschen an. Die Vernünftigeren in New-York werden übrigens nicht lange mehr einen Spaziergang für eine Entweihung der Sonntagsfeier halten. Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen unsere Zeit damit tödten, daß wir eine der beliebtesten Damenkirchen besuchen."

Der junge Mann ergriff freudig seinen Hut und verließ mit seinem Besuch das Zimmer.

Man wählte den Weg am Gestade des Hafens entlang. Der erfrischende Hauch des Meeres, der blaue Himmel, der weite, unendliche Horizont, flammend und spiegelnd im Lichte der kräftigsten Sommersonne, belebte wieder das kranke Gemüth des jungen Mannes und mit größter Andacht betrat er in Begleitung des Marquis und seines Freundes das Gotteshaus. Der Prediger stand zwischen Blumen und Topfgewächsen auf der vergoldeten Kanzel. Es war ein scheinheilig, coquett lächelnder junger Mann mit frisirtem, nach Parfüm duftendem Haar. Er sprach von den weiblichen Tugenden, von dem Reize des Brautstandes, von der Würde der Ehe. Seiner Auslegung nach war ein praller Körper der schönste Tempel Gottes und ein mit Runzeln bedecktes weibliches Gesicht, der verehrungswürdigste Anblick für ein Männerauge. Das zahlreiche weibliche Auditorium dehnte sich auf seinen bequemen Polsterstühlen, während die Sonne des warmen Sommertages ihre vollen oder welken Busen beschien; sie hatten die Augen geschlossen, scheinbar der Strahlen der Sonne wegen, in der That aber um das Behagen zu verbergen, das sich darin malte. Durch die ganze Kirche ging ein wollüstiges Gähnen und ein verlangendes Seufzen.

Nicht sonderlich erbaut von dem Enthusiasmus des schönen Geschlechts für ihren sonntäglichen Kirchengang, verließen die uns be-

kannten Personen das Gotteshaus und nahmen ihren Weg nach der Battery.

Unterwegs machte Master Stanton den Marquis auf ein großes Gebäude aufmerksam, welches dem Aeußern nach die Börse der Kaufmannschaft von New-York zu sein schien.

„Dieses Haus ist das General-Landamt," sagte derselbe, „wo Congreßland von Beamten, Agenten und Makler aus allen Staaten der Union verkauft wird. Käufer und Rathgeber der Käufer umschwärmen dies Gebäude zu allen Stunden des Tages; nie wird sein Inneres von Menschen leer, nie fehlt es den Karten, Plänen und Prospecten, womit die Wände der Hallen von oben bis unten bedeckt sind, an Beschauern. Jede Säule, jede Wand ist mit Fahrplänen, Reiserouten und Situationskarten in allen Farben und von allen Gegenden der Union bedeckt. Tische und Stühle stehen zur Bequemlichkeit der Käufer umher und die auf den Tischen befindlichen Schreibzeuge bekunden den ständigen Verkehr eines größeren geschäftlichen Publikums. Man sieht hier die verschiedensten Trachten, Physiognomien und Nationalitäten, während ein Durcheinander aller Sprachen und Mundarten babelähnlich das Ohr betäuben."

„Ah," sagte der Marquis lächelnd, „das ist also das Gebäude, wo die habsüchtigen Agenten den armen Auswanderern Land verkaufen, welches nach den Plänen in der Nähe von civilisirten und cultivirten Städten liegen soll, welche aber nur auf dem Papier in Wirklichkeit existiren."

„Ja, Herr Marquis," versetzte Master Stanton, „hier treiben die Seelenverkäufer und Landverschenker ihr schändliches Handwerk. Die letzteren sind die Schlimmsten, denn Land hat in europäischen Augen immer Werth, und wird es so lange haben, bis sie amerikanische Augen bekommen. Die Landverschenker legen ihrem Opfer Karten und Pläne vor, worauf Städte, Wälder, Flüsse, fahrbare Straßen in einer Weise genau verzeichnet sind, daß das Herz im Leibe lacht. Ausführliche Beschreibungen sprechen von dem Reichthum der Länderstrecken, von den schiffbaren Wasserstraßen und den großen Städten. Mit freudigen Herzen nehmen die Betrogenen Arkansas-Land als Geschenk an, wählen ihren Farm in der Nähe einer Stadt mit schiffbarem Strome, mit geordneten Flurwegen und passirbaren Straßen. Mit der Besitzurkunde übernehmen sie die einzige Verpflichtung, den Besitz auch wirklich anzutreten. Guten Muthes reisen sie mit allem Nöthigen versehen ab, und finden in einer entsetzlichen Einöde nichts weiter wie Sumpf und Moorboden. Die Bethörten

bauen sich endlich mit aller Mühe an, verwenden das Mitgebrachte und ihre Kräfte zur Verbesserung des Bodens und erzielen zuletzt eine mittelmäßige Erndte. Aber fünfzig Meilen in der Runde ist Niemand der ihre Bodenerzeugnisse kauft und durch die Lüfte können sie zu Markte mit ihnen nicht fliegen, da die Erde in diesen Gegenden so wenig Straßen als schiffbare Flüsse hat. Alles ist noch im Urzustande vorhanden. Sie fliehen zuletzt von der Stätte, wo sie ihr Weniges verloren und wo sie dem größten Elende preisgegeben sind. Der Nachfolger geht ebenfalls zu Grunde und hat sein Capital durch Urbarmachung des Bodens verloren. So geht es weiter mit einer Reihe betrogener und ruinirter Auswanderer und mit ihrem Gelde haben die Landverschenker ihr werthloses Land in Werth gebracht, und verkaufen den Acre mit 3—4 Dollars."

„Entsetzlich!" rief August Graf," so macht man also in der neuen Welt Cultur. Ja, Master Stanton, ich glaube, das Böse gewinnt auch hier, auf dieser jungfräulichen Erde die Oberhand."

„Diese Meinung wird in Ihrem Herzen noch mehr Wurzel fassen, wenn Sie mich heute Abend an einen Ort begleiten wollen, welcher viele Aehnlichkeit mit den Spielhöllen von Homburg, Baden-Baden und Wiesbaden hat. Denn ungeachtet der äußerlichen strengen Sonntagfeier, wissen aufgeklärtere Geister dieser erleuchteten Weltstadt sich in geschlossenen Zirkeln vortrefflich zu amüsiren und sich gegenseitig das durch List, Raub und Betrug erworbene Geld abzunehmen."

„Ganz vortrefflich," erwiderte der Marquis, „wir können nicht genug Lokalkenntnisse sammeln. Kommen Sie, meine Herren, ein amerikanisches Frühstück beim „Deutschen Kaiser" dürfte nicht zu verachten sein. Verlassen wir jetzt unsere Bekannten und betreten im Geiste den Salon des Dr. Mudd, um zu erfahren, was seit drei Tagen dort vorgefallen."

Dieser lag in Decken gehüllt auf den weichen Kissen eines eleganten Sophas. Seine Augen waren geschlossen, die Gesichtsfarbe graublau, und die Doktorin beschäftigt, seinen Hals mit kühlenden Umschlägen zu versehen und von Zeit zu Zeit stärkende Tropfen mit Wasser vermischt in seinen festgeschlossenen Mund zu träufeln, den sie nur mit vieler Mühe zu öffnen vermochte. Verschiedene Utensilien im Zimmer verriethen, daß dem Körper des Doktors eine Blutentleerung verordnet gewesen war, welche eine merkliche Veränderung in dem gefährlichen Zustande des Kranken hervorgebracht hatte. — Die Wärterin fand ihren Brodherrn auf dem Boden der Zelle im leblosen Zustande liegen, ihr Geschrei rief die Doktorin zur Stelle, man schaffte den

Leblosen in sein Zimmer und rief eiligst einen befreundeten Arzt herbei.

Mit größtem Erstaunen hörte die Doktorin die Mittheilungen des Arztes, daß eine seltsame Strangulation, ein hartnäckiger Kampf zwischen Mudd und einem Fremden stattgefunden haben müsse, mit an. Vermuthungen aller Art durchkreuzten ihr Gehirn, doch fand sie nirgends einen Anhalt, welcher sie auf die richtige Spur führen konnte. Die Wärterin hatte wohl ein unheimliches Getöse, welches aus der Zelle an ihr Ohr drang, gehört, hatte aber darauf kein Gewicht gelegt, weil sie glaubte, daß die Ursache aus der Feuerkammer herrühre.

Der Kranke lag völlig erschöpft und sprachlos auf seinem Lager, ein dumpfes Röcheln unterbrach zeitweise das Schweigen, welches im Krankenzimmer herrschte.

Auch Mary war leidend und hütete das Zimmer. Sie lag in ihrem Bett mit offenen, starren Augen, kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, und doch brannte sie fieberheiß, ihre Schläfen pochten und bewegten die Locken, welche in wilder Unordnung ihre bleichen Züge beschatteten. Thränen rannen unaufhaltsam aus ihren verschleierten Augen, ihr war, als müßte das Herz ihr brechen. Krampfhaft drückte sie einen einfachen Ring — ein Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter — an ihre Lippen, während der Mund ein Gebet sprach, woran das Herz nicht theilnehmen wollte, denn es zuckte von einem ungeheueren Wehe. Die Hände fielen kraftlos herab, die bebende Lippe verstummte, kein tröstendes, erhebendes Gebet kam aus dem in finsterer Verzweiflung brütenden Gemüth — sie konnte nicht beten. Was war denn so Entsetzliches geschehen, daß Mary sich dieser, der Gesundheit nachtheiligen Verzweiflung hingab? — Niemand wußte es. — Die Doktorin hatte ein förmliches Kreuzfeuer von Fragen an sie gerichtet, aber nur Worte der wildesten Verzweiflung entströmten ohne Zusammenhang ihren Lippen. Ein Funke des Zweifels schien in ihre Seele geworfen, welcher gleich einem mächtigen Feuer in ihrem Innern brannte, daß sie oftmals laut aufschrie, und mit der Hand gewaltsam nach Kopf und Herz faßte, als wollte sie das verzehrende Feuer dämpfen.

Drei Tage hatte sie ohne klares Bewußtsein in einem heftigen Fieber gelegen, da drang am Sonntagmorgen der feierliche Ton der Glocken, welcher die Gläubigen in die Kirche rief, an ihr Ohr und lenkte das Gemüth unwillkürlich zum Gebet. Mechanisch falteten sich die Hände, das gespannte Ohr lauschte im seligen Entzücken der bekannten Töne, die Lippen bewegten sich im frommen Gebet und die

beengte Brust hob sich freier. Sie wurde ruhiger, kam zum klaren Bewußtsein und verließ in stürmischer Hast das Lager.

Die erste Frage an Tom galt dem Doktor. Dieser warf forschende Blicke um sich und sagte mit leiser Stimme:

„Bestie, nicht gesturben, lebt Teufel noch!"

„Nicht möglich!" rief Mary hastig, „Du bist falsch unterrichtet, ich sah den Körper des Doktors leblos zu meinen Füßen stürzen, und empfand gleichzeitig die Kälte des Todes unter meinen Händen."

„Ja, Misses gegriffen, wie Tigerkatze, Doktor fest wie Ahorn — nicht todt — lebt auf Zimmer, seiniges."

„Also keine Mörderin!" sagte das arme Mädchen froh aufathmend, während das Blut in ihre blassen Wangen trat. „Doch was macht mein armer, alter Vater, guter Tom?" fügte sie sich verbessernd hinzu," hast Du Gelegenheit gefunden, seine Brandwunden zu kühlen?"

„Massa Vater Schlangenfett über Körper, seinigen gestrichen, — keinen Schmerz mehr hat," antwortete der alte Neger in seinem Kauderwelsch, indem ein Lächeln der Zufriedenheit über seine harten Züge glitt.

„Ich danke Dir, guter Tom," sagte Mary mit liebreicher Stimme, indem sie ihm die Hand reichte, welche er unterwürfig küßte. „Hast Du alle Spuren auf unserm gefährlichen Weg beseitigt?"

„Kein Indianer kann Spur finden!" rief Tom vergnügt die Hände reibend.

„Ruht kein Verdacht auf uns oder hat die Doktorin Muthmaßungen über den seltsamen Vorfall?" fragte Mary zögernd.

„Nicks Verdacht, nicks Muthmaßungen, Doktor glaubt, Kerl aus Nummer fünf gewesen."

„Ah, Du meinst, Dr. Mudd vermuthet, daß die Zelle Nummer fünf nicht sorgfältig geschlossen und daß der tobsüchtige Capitain der Urheber seiner beinahe tödtlichen Krankheit gewesen?

„Ja, glaubt Doktor, Capitain in Zwangsstuhl gekommen."

„O, mein Gott! Diese Elenden danken nicht dem Ewigen für die Rettung aus Todesnöthen!" rief Mary erbebend.

„Kennen nicht Vater im Himmel, Teufel besser in der Hölle," entgegnete Tom schaudernd.

„Kennst Du denn den Teufel weniger? schwarze Bestie!" sagte

plötzlich eine Stimme hinter ihm, indem eine Hand sich fest auf seine Schultern legte.

„Herr des Himmels!“ schrie Mary fast ohnmächtig zusammenbrechend, „der Doktor!“

„Ja, der Doktor,“ wiederholte Mudd höhnend, „Du also, glatte Schlange, hast Deine Krallen an meinen Hals gelegt und mich dem Tode nahe gebracht? — O, warte nur, in der Feuerkammer sollt Ihr Alle braten, wie die Verdammten in der Hölle. Die schwarze, giftige Natter hier, Du, elende Mörderin, Dein schwachköpfiger Vater! — Fort! elende Kreaturen! Meine Rache bleibt Euch gewiß!“

Wie ein geschlagener Hund schlich Tom von dannen, während Mary den Weg nach ihrem Zimmer einschlug und der Doktor durch eine geheime Thür verschwand, welche vom Korridor in sein Schlafzimmer führte. — Man lobt die Treue der Hunde, aber Niemand weiß, was ein Hund ist, wenn er nicht von den Menschen in seinen heiligsten, reinsten Gefühlen betrogen worden und empfunden hat, wie der Mensch oft dem eigenen Bruder nicht den Raum gestatten möchte, in welchem er athmet, — dann erst versteht er dieses treue, ehrliche Gesicht, diese aufrichtige Liebkosung, jenes schmeichelnde Winseln — welches niemals lügt! Ein Hund lebt lange, wenn er zehn Jahre alt wird, wahrlich, eine kurze Zeit für Wahrheit und Freundschaft. In seiner liebenden Treue gegen Mary war Tom einem Hunde zu ähnlich, um zu dem Geschlechte gezählt zu werden, welches mit dem vorsündfluthlichen nur die Aehnlichkeit hat, daß es noch viel schlechter geworden ist, als das erstere.

Keine Thränen standen in den Augen Mary's, als sie ihr Zimmer betrat, verschwunden war die Verzweiflung, die vor wenigen Stunden aus ihrem ganzen Wesen sprach und die Reue war gewichen, welche ihr Herz blutend zerfleischte. Sie glaubte eine Mörderin zu sein und sah jetzt wieder den grimmigen Peiniger ihres armen Vaters ungeschwächt, erfüllt von neuen Rache- und Martergedanken, gleichsam ungebessert aus der Nacht des Todes erstehen. Ihr ganzes Wesen erfuhr eine gewaltige Reaction, das Blut drang in mächtigen Schlägen zu den Schläfen ihres Hauptes, erhitzte die regbare Phantasie des armen, geknechteten Mädchens und vergiftete die reinen Gedanken. Finstere, unheimliche Pläne durchjagten rastlos das brennende Gehirn und förderten Pläne der Rache — des Mordes und der finsteren Vergeltung

in ihre keusche Seele. Der jungfräuliche Engel des guten Wesens verhüllte weinend sein Gesicht und der Geist der Finsterniß trat frohlockend an seine Stelle. Ihr ganzes Sein kehrte sich gleichsam um, das Tau riß vom Anker, und die Dämonen des Sturmes sammelten sich um das Schiff, welches den grausigen Ocean des Fürsten der Hölle in nächtlicher Stunde durcheilen sollte. Haß und Rache sprachen aus den verzerrten Zügen und die Lippen murmelten den Schwur der blutigen Vergeltung.

Da drangen plötzlich dumpfe Töne des Schmerzes — von den Schwingen des Windes von weit her an ihr Ohr getragen — in unbestimmten Lauten, bald schwach, bald stärker — durch das kleine Gemach und erfüllten das mit Rachegedanken beschäftigte Gehirn und das langsam noch widerstrebende Herz mit Entsetzen. Sie glaubte die Stimme ihres Vaters zu hören, welcher vielleicht unter der Geißel des nichtswürdigen Doktors und des entmenschten Weibes schmerzvoll sein Leben verblutete.

Was sollte die Arme thun, um den Unglücklichen aus den Händen seiner Peiniger zu befreien und seine Schmerzen zu lindern? — Sie besaß keine Mittel! — dumpfe Verzweiflung malte sich in erneuerter Gestalt in ihren bleichen Zügen. Das Herz drohte vor Wehmuth zu zerreißen, ein mächtiger Thränenstrom entstürzte ihren Augen und linderte die Qualen, unter welchen sie so unaussprechlich litt. Mit beiden Händen bedeckte sie das in Fieberhitze glühende und doch trockene Gesicht, und betete zu der so früh daheimgegangenen Mutter. — Für die Arme gab es keinen Mutterkuß, der ihre Mühen belohnte, oder die Spiele der Kindheit erheiterte — kein mahnendes Wort eines Vaters ebnete die steile Anhöhe, welche das Weib in ihrer Bestimmung zu erklimmen hat, sie schien gleichsam von geselligen Banden des Blutes abgeschnitten und unaufhaltsam auf die finstere Bahn des Lasters und des Verbrechens von dem unerbittlichen Schicksale getrieben zu werden. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die großen Salons des Dr. Mudd strahlten am Abend des von uns erwähnten Sonntags in einem blendenden Lichtmeer, welches den Glanz und die Pracht dieser fürstlich und mit Geschmack ausgestatteten Räume

erheblich hob. Eine ansehnliche Herrengesellschaft tummelte entweder auf dem glatten Parquetboden der Säle umher oder saß, im heitern Gespräch begriffen, auf kostbaren Ottomanen beim Glase des perlenden Champagners, während wieder Andere um einen ovalen, mit grünem Tuche bedeckten Tisch im Spielsalon saßen, wo ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, in keinesweges gewählter Toilette, Bank hielt. Das Gold rollte auf dem Spieltische hin und her, die Launen Fortuna's brachten es bald in die Hände des Bankhalters, bald in die der Spieler.

In diesem Augenblicke betrat der Marquis in Begleitung des jungen Arztes und des Master Stanton den Corridor, welcher an die Salons des Dr. Mudd grenzte. Der alte Neger, in glänzender Livrée, öffnete die Flügelthüren und von dem Doktor höflich begrüßt, überschritten die von Master Stanton dem Hausherrn vorgestellten Personen die Schwelle des nach dem Spielsalon führenden Vorgemaches.

Dieser Salon war ein Füllhorn von Pracht und Kunst. Der Fuß versank in den Blumen und Blättern eines kostbaren Brüsseler Teppichs. Das forschende Auge des Marquis taumelte an den Wänden von Goldrahmen zu Goldrahmen durch einen Himmel italienischer Schönheitswunder. In köstlichen Ottomanen, Fauteuils, Bergèren und Tabourets strahlten die Meisterwerke französischer Künstler umher, von der mit Spiegelglas bedeckten Decke hingen zwei elegante, vergoldete Kronleuchter herab, und über dem aus weißen Marmor erbauten Kamin warf ein prachtvoller Spiegel das Bild des heitern Lebens zurück, während auf dem Gesimse eine Gruppe in Alabaster den Mittelpunkt des behaglichen Salons schmückte. Gelbseidene Gardinen, welche in reichen Falten von kreuzförmigen Haltern getragen, auf den spiegelblanken Boden herabflossen, verbargen die Strahlen des in Tageshelle prangenden Saales. In den Fensternischen blühten die seltensten Blumen und tropischen Pflanzen, während in vergoldeten Käfigen die kostbarsten Vögel ihr schmetterndes Lied erschallen ließen, welches als ein großer Luxus in diesem Vogelgesang armen Lande betrachtet werden muß. Im Wandpfeiler zwischen den zwei mittlern Fenstern stand die entschleierte Statue einer Venus unter einem Laubwerk von Epheu. Der Farbengrundton des ganzen Salons klang unter dem Reichthum dieser Ausstattung ebén nicht übermächtig durch, die

Tapeten schienen broncefarbige Seide mit Golddruck. Dieses war das rasche Totalbild des Salons, welchen der Marquis im ersten Augenblicke nur flüchtig mustern konnte, denn die Person der Frau vom Hause lud die Fremden mit einem bezaubernden Lächeln zur Theilnahme des Spiels ein, während die Wärterin Suratt mit Erfrischungen herantrat. Der Marquis nahm ein Glas Eis, verbeugte sich artig gegen die Doktorin und schritt auf die Gruppe der in wilder Raserei tobenden Spieler heran.

Die Karte des Bankhalters hatte eben zum neunten Male hintereinander zu seinen Gunsten geschlagen, das Glück hatte sich für ihn auffallend erklärt. Der persische Prinz setzte in diesem Augenblicke fünftausend Dollars auf die Dame, während die übrigen Spieler mit nicht unbedeutenden Summen den Talon bedeckten. Voll Erwartung sah Jeder auf die schlagende oder treffende Karte, während der kalte Schweiß von ihrer Stirn rann und ein tiefes Schweigen herrschte, welches nur zeitweise von dem Banquier durch Ausrufungen unterbrochen wurde. Mit glühenden Blicken starrten sie auf den vor dem glücklichen Bankhalter aufgethürmten Goldhaufen, welcher sich in jeder Minute vergrößerte.

Der Bankhalter schlug die Karten und „die Dame hat verloren!“ ertönte es nach wenigen Sekunden von seinen Lippen, während ein Ruf des Staunens durch die Gesellschaft ging.

„Seltsam!“ sagte der Marquis zu Master Stanton, welcher mit August Graf die Kunstschätze des Salons gemustert hatte und eben an den Spieltisch herantrat. „Dieser junge Mann hat ein auffallendes Glück. — Kennen Sie den Bankhalter?“

„O ja,“ erwiderte derselbe, „es ist der Schauspieler John Wilkes Booth, welcher am Astley-Theater engagirt ist.“

„Ein intelligentes Gesicht hat dieser junge Mann, seine Züge zeugen von großen geistigen Fähigkeiten,“ versetzte der Marquis, das Gesicht des Bankhalters forschend betrachtend. „Seine Hände scheinen auch nicht zu den ungeschicktesten gezählt zu werden, denn er rupft die Arglosen mit seltener Fingerfertigkeit. Ich glaube bemerkt zu haben, daß er die Karten, gerade wie er sie braucht, zeitweise von unten, aus der Mitte und von seinem Schooße hervorholt.“

„Daß hier kein ehrliches Spiel getrieben wird, glaube ich Ihnen

wohl schon gesagt zu haben, Herr Marquis," entgegnete Master Stanton lächelnd.

„Meine Herren!" rief der Bankhalter plötzlich, indem er ein Glas Champagner hastig herunterstürzte. „Hier liegen wenigstens zwanzigtausend Dollars. Setzen Sie — verdoppeln Sie Ihren Point."

„Das Glück hat schon zu lange gewährt, es muß doch einmal umschlagen," sagte der Prinz, „ich setze dreitausend Dollar auf mein Ehrenwort!"

„Ein Blick des Doktors, welchen Booth unbemerkt auffing, belehrte ihn, das Ehrenwort des Persers anzunehmen und den Einsatz gelten zu lassen.

„Gut, Hoheit, es gilt, wohin setzen Sie die Summe?" fragte Booth, sein Auge fragend auf den Perser richtend, welcher mit gleichgültiger Miene enorme Beträge verloren hatte.

„Auf das Aß!" erwiderte der Prinz, mit dem Finger die Karte bezeichnend.

Die Hand des Bankhalters zitterte, ein leises, unhörbares Rauschen der Karten erfolgte und Booth schlug ein Aß und eine Sieben um. Der Perser hatte verloren.

„Ich fürchte mich wahrlich noch eine Karte zu besetzen," sagte ein reicher Länderspekulant, „denn dieses Glück ist förmlich unverschämt."

„Dieses Mal muß der Banquier verlieren!" rief der Capitain eines mächtigen englischen Dampfers, wobei er tausend Pfund auf den König setzte.

„Ich spiele quitte ou double auf das Aß," sagte der Perser.

„Entschuldigen Sie, meine Herren," entgegnete Booth, „wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich die Karten abgeben, denn dieses Glück setzt mich selbst in Verlegenheit."

„Das heißt, Sie wollen Ihren Gewinn einstreichen und sich zurückziehen," sagte der Länderspekulant, „ich setze zweitausend Dollars auf die Sieben, ziehen Sie ab!"

„Gut!" rief der Schauspieler, „ich nehme alle Points an, setzen Sie so hoch Sie wollen, meine Herren, hier liegt die Deckung. Aber es ist die letzte Taille, ich bin ermüdet, ich mag nicht mehr spielen. Vielleicht übernimmt einer von den Herren die Bank?"

Das glühende Auge des Marquis ruhte forschend auf der Hand des Banquiers. Er beobachtete jede Bewegung und seine Gedanken

schienen die Karten zu zählen, welche für den Bankhalter pro und contra schlugen.

Der Spekulant sowie der Capitan verloren ihren Einsatz, nur der Perser hatte noch zu hoffen, da ertönte plötzlich die Stimme des Banquiers:

„Ass perdu!“

Der Prinz war dem Schauspieler sechstausend Dollar schuldig.

Eben wollte der Banquier die Karten zusammenwerfen, da drang der Ruf:

„Va banque!“ von den Lippen des Marquis und ein elegantes Portefeuille flog auf die Sieben.

„Sollte Ihnen dieser Einsatz nicht zu hoch sein?“ sagte Booth, indem ein leises Zittern seinen Körper bewegte und das Auge forschend auf den Marquis ruhte. „Vielleicht ziehen Sie es vor, weniger zu setzen, da mein Glück heute unwandelbar zu sein scheint?“

„Nein,“ versetzte der Marquis kalt, „es verbleibt bei meinem Ausspruche. — Das Portefeuille enthält hunderttausend Dollars, zählen Sie nach, Sie finden reichliche Deckung.“

Die imponirende Würde des Marquis, seine edle Gestalt und das männliche Aeußere desselben machten einen seltsamen Eindruck auf die Spieler. Mit gespannter Erwartung blickten sie auf die bleichen Züge des Schauspielers, welcher von dem glühenden Auge des Marquis gleichsam im Schach gehalten, es nicht wagte, den Inhalt des Portefeuilles zu untersuchen, oder die Karten für seinen Vortheil vorzubereiten. Leichenblässe bedeckte seine geistreichen Züge, während das schwarze lockige Haar wild um seine hohe Stirn fiel, worauf der kalte Schweiß perlte. Seine grauen, stechenden Augen funkelten im wilden Feuer und schienen gleichsam den Marquis zu Boden schmettern zu wollen, wobei sein höchst reizbares Temperament den Moment zu erwarten schien, um die Veranlassung eines Streites — sei es auch bei den Haaren — herbeizuführen. Doch kalt und fest wie Marmor stand der Gigant des neunzehnten Jahrhundert dem nachmaligen Mörder Abraham Lincolns gegenüber und nöthigte ihn durch die Zaubermacht seines ganzen Wesens, das Auge scheu zu senken.

Der Doktor, noch immer leidend genug, um sich vom Spieltisch fern halten zu müssen, war von der herrschenden Aufregung in den Spielsalon gelockt worden, sein dunkles Auge ruhte fragend auf dem

bleichen Gesicht seines Helfershelfers, aber dasselbe trug zu deutlich den Stempel des Unsicheren und Ungewissen, so daß der Doktor erschreckt zusammenfuhr. Er sah im Geiste den Raub des heutigen, seit langer Zeit einmal wieder ergiebigen Abends mit einem Schlage von der Hand eines Fremden vernichtet.

Doch was half es? Der Bankhalter mußte gehorchen, denn die ganze Existenz des Doktors stand auf dem Spiele, schon flogen drohende Blicke von Seiten der Gesellschaft bald auf das Antlitz Dr. Mudds, bald auf das des Schauspielers, welcher noch immer zauderte, die verhängnißvolle Karte abzuziehen.

Wie gelähmt schienen die sonst so gefügigen Finger, bleischwer hingen die Arme am Leibe herab und keine Muskel schien bewegbar.

„Ziehen Sie endlich ab, mein Herr!“ donnerte plötzlich die Stimme des Marquis und brachte endlich wieder Leben in die von einer seltsamen Erstarrung ergriffenen Gesellschaft.

„Ja, ziehen Sie ab, Master Booth!“ riefen verschiedene drohende Stimmen, welche durch den Reiz der herrschenden Situation auf die Seite des Marquis geführt waren. Denn es liegt in der Natur des Menschen, daß, wenn er im Spiele verloren hat, jede Gelegenheit zu ergreifen sucht, um dem Bankhalter seinen Gewinn streitig zu machen.

Der Schauspieler schlug endlich langsam eine nach der andern der Karten um, wodurch das ängstliche und peinigende Gefühl der Zuschauer noch mehr erhöht wurde.

„Aber etwas schneller, Master Booth!“ rief der persische Prinz, wobei sein fahles Affengesicht im unheimlichen Feuer erglühte. „Einen ordentlichen Galopp . . . die Sache wird langweilig und verloren haben Sie doch.“

„Noch nicht, Hoheit,“ entgegnete der Schauspieler mit einer Stimme, welche das Beben seines Herzens verrieth.

Da plötzlich schlug der Banquier zur linken Hand eine Dame und zu seiner Rechten eine Sieben.

„Gewonnen!“ ertönte es von allen Lippen, wobei sich die bewundernden Blicke der Spieler auf das kalte, gemessene Wesen des Marquis richteten, welcher mit gleichgültiger Miene den ansehnlichen Gewinn — mindestens vierzigtausend Dollars — einstrich.

Die Sensation war ungeheuer, der jugendliche Bankhalter lehnte verzweifelnd und halb ohnmächtig im Sessel hintenüber, während der

Doktor krampfhaft die Lehne eines Sessels erfaßt hatte, um nicht zu Boden zu sinken. Gleich dem Blicke der giftigen Brillenschlange senkten sich die Augen der Doktorin durchbohrend auf die edlen Züge des Marquis, krampfhaft schlossen und öffneten sich ihre vor innerer Wuth bebenden Lippen, dann ließ sie mit dem Ausdrucke der tiefsten Muthlosigkeit den Kopf auf die Brust sinken.

„Was hilft's?" flüsterte sie leise vor sich hin. „Das Loos ist einmal geworfen, die Einlage der Bank — zehntausend Dollars — sind mit dem Gewinne verloren. Welcher böse Geist führte diesen sonderbaren Mann, welcher hunderttausend Dollar mit der Gleichgültigkeit eines Nabobs auf eine Karte setzte in unsere Mitte?"

Von allen Seiten beglückwünschte man den Marquis, welcher diese Huldigungen mit der Miene eines souverainen Fürsten gleichgültig hinnahm, während der unglückliche Bankhalter noch immer rathlos in seinem Sessel saß und starr vor sich hinblickte.

Seine Gage war nur gering und das Spiel seine Hauptbeschäftigung. Es verbesserte zeitweilig seine mißliche Lage, brachte sie aber oft genug wieder in trostlose Zustände, weil seine anderweit gehaltlosen Spekulationen in Oel und Ländereien, dasjenige wieder verschlangen, was er durch Betrug am grünen Tisch gewann. Bei dem Mangel an Ausdauer und Beharrlichkeit, gingen für ihn die schönsten Geisteskräfte und viele der herrlichsten Naturgaben verloren.

Seit einigen Monaten waren gleich dem Doktor Mudd seine letzten Hülfsquellen in den bodenlosen Abgrund der Spekulation gestürzt und er hatte in Gemeinschaft des Doktors an die Stelle der gegenwärtigen Gefahr durch Wechsel und Schuldverschreibungen eine bevorstehende unvermeidliche Katastrophe gesetzt. „Das Wort „morgen" war aus seinem Wörterbuche gestrichen, denn beide lebten beinahe unbekümmert von einem Tage zum andern, und erhielten sich gleichsam nur durch eine Art Centrifugalkraft über dem Abgrunde schwebend; der geringste Stoß mußte sie hinabstürzen. Der heutige Abend brachte ihnen einen Verlust von zehntausend Dollars, wodurch sie immer mehr an den Abgrund des Verderbens gedrängt wurden.

Booth sah keinen Ausweg mehr, er fühlte gleichsam des Schicksals eherne Füße auf seiner Brust. Das Verhängniß trieb ihn unaufhaltsam auf der Bahn des Lasters und Verbrechens weiter, und führte ihn zu der finstern That, wodurch der Fluch der ganzen ge-

sitteten Welt an seinem Namen haftet. Sein Vater war der ehemalige englische Schauspieler Junius Brutus Booth, mußte seiner Zeit, wegen eines Mordversuches gegen den Schauspieler Wallack aus London, nach Amerika flüchten. Von ihm erbte John Wilkes Booth ein reizbares, von überspannten Ideen geschwängertes Temperament und die Anlagen des Verbrechers.

Zu derselben von uns beschriebenen Stunde saß Mary, geschmückt wie der Engel der Finsterniß, in ihrem Zimmer und lauerte auf den Befehl der Doktorin, welche als kluge und in den Künsten der Liebe erfahrene Frau nur im entscheidenden Augenblicke das schöne Mädchen in's Gefecht gegen die Männerherzen führte — die Salons zu betreten. Ein unheimliches Feuer loderte in der Tiefe ihrer Augen, das knappe, schwarze Gewand hob den Teint ihrer blassen reizenden Züge.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre ihres Gemaches und herein trat der Prinz Alemna in Begleitung der Doktorin. Ein jäher Schreck durchzuckte die bebenden Glieder des jungen reizenden Mädchens, doch der giftige, eiskalte Blick aus dem Auge des entsetzlichen Weibes, gab ihr die Gewalt wieder, ihre empörten, nach Rache dürstenden Gefühle zu verbergen und einen Schein des Entgegenkommens der Wünsche des Prinzen an den Tag zu legen.

Dieser schien von der engelgleichen Schönheit des Mädchens wie bezaubert, sprachlos starrten seine von Spiel, Wein und verlangender Liebe verglasten Augen auf die vollendeten Formen und halb entblößten Reize Mary's. Ihr ermunterndes, köstliches Lächeln, der kokette Blick ihrer Augen berückte die Sinne des seiner heißen Gefühle kaum mehr mächtigen Prinzen. Seine abschreckend häßlichen Züge, die fahle Farbe seiner welken Haut und das schwarze, wollige Haar, verbunden mit dem Feuer der schwarzen Augen, ließen ihn wie ein Dämon der Unterwelt erscheinen.

Mary bekämpfte mit eisernem Willen ihre Abneigung und lud die persische Hoheit zum Sitzen an ihrer Seite auf dem weichen Polster der Ottomane durch ein bezauberndes Lächeln ein. Der Prinz nahm freudig Platz, ergriff die zartgeformte Hand des schönen Mädchens, bedeckte sie mit glühenden Küssen und zog sie vor Wonne und Entzücken vergehend, an sein liebedürstendes Herz.

Die Doktorin warf bedeutsame Blicke auf das bleiche Antlitz der schönen Sünderin, welche diese unbemerkt erwiderte, und verließ dann

triumphirend das matterleuchtete Gemach, denn sie glaubte sich am Ziele ihrer Wünsche.

Mit größter Schlauheit hatte sie den Prinzen durch feurigen Wein und vielversprechende Worte zu einem fürstlichen Versprechen auf Ehrenwort — eine bedeutende Summe an sie, für die Unschuld des reinen Mädchens, am andern Tage zu zahlen — verlockt, und frohlockend theilte sie ihrem Manne das Resultat ihres unweiblichen Handels mit, wodurch der Verlust des heutigen Abends weniger fühlbar wurde.

„Gieb nur der Suratt den Auftrag, gehörig Wache zu halten, liebe Doris," sagte Dr. Mudd, „denn mir ahnt ein großes Unglück, eine seltsame Unruhe bemächtigt sich wider Willen meiner Seele. Ich traue dieser glatten Schlange mit dem Lächeln eines Kindes nicht mehr. Haben wir unser Ziel mit ihr erreicht, dann mag sie mit dem Alten in der Feuerkammer den Lohn ihrer räuberischen Absicht — mich tödten zu wollen — ernten. Ihr Schmerzensschrei, vermischt mit dem Geheule des Alten, soll meinem Herzen die Qual vergelten, welche ich durch ihre Hand erduldet habe."

„Ueberlasse mir nur die Rache, lieber Mudd," erwiderte die Doktorin satanisch lächelnd, „ich werde diesen schönen Körper erst zu einem Scheusal stempeln, daß mit Entsetzen die wahnsinnigen Bewohner unserer Zellen zurückweichen sollen."

„Was horchst Du auf unser Gespräch, schwarzer Teufel," donnerte die unterdrückte Stimme des Doktors dem alten Neger entgegen, welcher sich in der Nähe eines Büffets, wo der Doktor mit seiner Frau stand, anscheinend zu schaffen machte. „Mit Dir, elender Schuft, rechne ich noch ab!"

Ein Grinsen, gleich einem unheimlichen Wesen der Finsterniß, glitt unbemerkt über die verwitterten Züge des Negers, während der Blick seines leuchtenden Auges den Grad des Hasses und der Rache verrieth, welcher in seinem Innern tobte.

Mit gebeugtem Rücken verschwand er geräuschlos in den Nebensaal, gleichsam wie der auf Beute schleichende Panther, während seine zuckende Lippe eine fürchterliche Verwünschung, nach der Weise seines Heimathslandes, murmelte, welche das Ohr eines Europäers mit Entsetzen erfüllen würde.

Werfen wir noch einen Blick in das Gemach Mary's, um die unheimliche Scene zu beobachten, welche sich dort ereignet.

„Tadeln Sie nicht meine heiße Ungeduld, theuerste Miß!" rief der Prinz im gebrochenen Englisch, indem er wiederholt die eisige Hand des armen Mädchens an seine Lippen drückte, „tadeln Sie mich nicht, daß ich mich Ihnen nähere, um von Ihren Lippen die Bestätigung meines Glückes — daß Sie mich lieben — zu hören. Die Frau Doktorin Mudd sagte mir, daß Sie unter gewissen Umständen geneigt wären, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen und kaum konnte ich meine Ungeduld bis zu dieser Stunde zügeln."

„Auch ich bin von jenem entarteten Weibe benachrichtigt worden," versetzte Mary plötzlich mit einem ganz veränderten Wesen, ihm ihre Hand entziehend, „daß sie mit Ihnen, mein Prinz, überein gekommen ist, meine Unschuld für einen möglichst hohen Preis in unweiblicher Weise — gleich einer gemeinen Kupplerin, zu verschachern. — Sie sehen mich verwundert an, Hoheit," fügte sie höhnend hinzu, „denn Sie glaubten in mir ein willfähriges Wesen zu finden, welches auf die Stufe derjenigen Sünde angelangt ist, welche nur in der Brust eines verkommenen Weibes wohnen kann. Absichtlich bin ich in die Wünsche der Doktorin Mudd eingegangen und habe darin gewilligt, Sie, mein Prinz, auf meinem Zimmer zu empfangen, doch keineswegs in der Absicht, mich zu einer gemeinen Buhlerin herabzuwürdigen, sondern um Ihnen zu sagen, daß mich Ihre Huldigungen, die jeder ehrbaren Absicht entbehren, tief beleidigen, und daß ich meine jungfräuliche Würde bis zum letzten Athemzuge meines Lebens zu bewahren wissen werde."

Das von Wein und den Leidenschaften des Spiels und der Liebe aschgrauschimmernde Gesicht des Prinzen verlängerte sich in komischer Weise bei dieser unerwarteten Eröffnung. Einige Sekunden vergingen im wortlosen Staunen, denn er war auf diesen plötzlichen Umschwung der Dinge durchaus nicht vorbereitet. Das frühere entgegenkommende Wesen des jungen Mädchens, sowie die vielversprechenden Worte des überlisteten Weibes hatten ihn an das Ziel seiner Wünsche glauben lassen.

„Es ist wahr, Miß Mary — ich räume es ein — es ist ein grober Fehler begangen worden," stotterte er endlich, „man hat Unrecht gethan, Ihnen von Absichten Mittheilungen zu machen, die mir ganz fremd sind, wenngleich ich behaupten darf, daß mir von gewisser Seite Zusicherungen gemacht worden sind, welche mein ungestüm pochendes Herz in einen Taumel von Entzücken versetzt haben. — Ich liebe Sie,

Mary!" fügte er leidenschaftlich hinzu und versuchte die Hand des jungen Mädchens zu ergreifen, was ihm aber mißlang. „Und bin gern bereit, jedes Opfer zu bringen, um Ihre Gegenliebe zu gewinnen. Verzeihen Sie, wenn meine Leidenschaft den langsamen Weg gewöhnlicher Bewerbung verschmäht und nehmen Sie an, daß mein einziger Gedanke der ist, Sie so bald als möglich die Meine nennen zu dürfen, doch nur in ehrbarer und mit Ihrer Denkart übereinstimmender Weise. Ich bin bereit, Ihnen meine Hand vor dem Altar zu reichen."

Lauernd blickte der erfahrene Wollüstling auf das Opfer seiner unlauteren Absichten, um die Wirkung zu erspähen, welche seine Worte auf das Gemüth Mary's hervorbrachten. Doch diese schien die nackte Wahrheit seiner eigentlichen Absichten wohl zu erkennen.

„Zu einer Verbindung, wie Sie, mein Prinz, mit mir einzugehen wünschen," sagte Mary gemessen, „ist gegenseitige Zuneigung und gleicher Rang das erste Erforderniß. Von dieser Zuneigung fühle ich aber nicht die geringste Anwandlung in meinem Innern gegen Sie, hingegen erfüllt mich die Vorstellung, in Ihnen, Hoheit, meinen künftigen Gemahl zu erblicken, mit Abscheu und Schaudern, folglich fühlen Sie selbst, mein Prinz, daß weder Sie noch ich jemals in diesem Falle eine Spur von Glückseligkeit oder auch nur Behaglichkeit empfinden würden, selbst wenn kein Standesunterschied zwischen uns vorläge."

„Sie wählen Ihre Worte in keiner liebreichen Weise, theure Mary," erwiderte der Prinz empfindlich, ohne sich jedoch aus seiner Fassung herausbringen zu lassen, „doch steht es Ihrer weiblichen Zurückhaltung wohl an, eine Abneigung vor einer Ehe, selbst mit einem Manne, der Ihnen Rang und Reichthum bietet, und dessen höchstes Bestreben darauf beruhen wird, Ihr Dasein mit allen Freuden auszuschmücken, welche Ihre kühnsten Wünsche sich aus dem Schooße der Zukunft hervorzaubern mögen, zu äußern."

„Ich spreche nicht von einer Abneigung vor den Fesseln der Ehe," versetzte Mary, deren bleiche Wangen eine augenblickliche Röthe überflog, „sondern von der Abneigung gegen Ihre Person, Hoheit, denn Sie sind gerade der Mann, vor dem ich am weitesten fliehen möchte auf dieser Erde, und würde ich selbst Kerker und Tod vorziehen, ehe ich Ihnen zum Altar folgte."

„Ihre Worte kommen nicht vom Herzen, reizende Mary," sagte der Prinz lachend, wobei er seinen Arm um die schlanke Taille des

leidenschaftslos dastehenden Mädchens legen wollte. „Ich lasse mich davon nicht einschüchtern.“

„Zurück, Verwegener!“ rief Mary empört. „Ich spreche in so klaren und bestimmten Worten von meinem offenbaren Widerwillen gegen Ihre Person, daß ein Mann von Ehre sich bei dieser Abfertigung bestimmt zurückziehen würde, doch Ihr abgestumpftes Herz vermag Worte eines ehrbaren, entrüsteten Herzens nicht gebührend zu würdigen. Halten Sie mich wirklich für so thöricht, an die Worte Ihres Antrages zu glauben? — Ihre früheren, mein weibliches Gefühl verletzenden Worte, welche die niedrige Absicht Ihrer Brust genugsam erkennen ließen, haben mir den natürlichen Abscheu gegen Sie eingeflößt, welchen ich Ihnen in dieser Stunde so offenkundig zur Schau stelle. — Blicken Sie in mein Antlitz,“ fügte sie drohend hinzu, „betrachten Sie die Erschlaffung meiner Züge, das Zittern meiner Glieder und die Spuren vieler Thränen, welche sich verderbend in mein Gesicht eingegraben und mein Herz zur wildesten Verzweiflung getrieben haben. Dies Alles sind Folgen der entsetzlichen Handlungen, welche dieses fluchwürdige Ehepaar und Sie, mein Prinz, mit Ihren niedrigen Verfolgungen über mich gebracht haben. — Ich glaube Ihnen genugsam erkennen gegeben zu haben, wie sehr mich Ihre Absichten beleidigen und wie sehr ich in meiner gekränkten weiblichen Würde an Ihre Ehrenhaftigkeit als Mann und Cavalier appellire. Vielleicht schlummert in Ihrer Brust noch ein Funken der reinsten Nächstenliebe, welcher, geweckt zur That, bereit ist, ein zertretenes Menschenherz aus den Fesseln einer finsteren Barbarei zu befreien.“

Mary hielt ein, sie blickte gespannt auf die häßlichen Züge des vom Schicksal so hochgestellten Mannes, um zu erspähen, ob die Natur in ihrem unerforschlich göttlichen Walten eine schöne Seele in die häßliche Hülle dieses Mannes gepflanzt hatte, doch Körper und Seele waren von dem Schöpfer der Welten gleich geformt.

„Diese interessante Blässe, diese rührende Schwäche, dieses von Thränen umflorte Auge,“ entgegnete der Prinz leidenschaftlich, indem sein dunkles Auge in verzehrender Gluth unheimlich loderte, „kleiden Sie, theure Mary, ebenso reizend, als die vollste Blüthe der Gesundheit und des Frohsinns. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß Sie mir in jedem Zustande und in jeder Umgebung gleich liebenswürdig erscheinen, und daß ich sehr gern bereit bin, mit

jedem Opfer zu helfen, wenn Sie sich entschließen können, mir den Lohn meiner Hülfe, wenn auch in entfernten Umrissen zu zeigen."

„Es ist genug, Unverschämter!" rief Mary aufspringend und seinen Arm heftig von sich schleudernd, unfähig, ihren Zorn bei der grenzenlosen Beharrlichkeit des Ehrlosen länger zu verbergen, „zu lange habe ich Ihre schamlose Dreistigkeit erduldet. Hören Sie mein letztes Wort, welches alles Uebrige in sich faßt. Ich verabscheue Sie und dieses kupplerische Ehepaar, und werde eher den Tod als die Schande vorziehen. Gehen Sie jetzt, Hoheit, und erzählen Sie dem Weibe von dem hier Vorgefallenen — ich hoffe Sie nie wiederzusehen," fügte sie halblaut hinzu, indem das Auge einen schmerzlichen Ausdruck annahm.

„Ich hoffe nach wenigen Tagen das Gegentheil aus Ihrem rosigen Munde zu vernehmen, reizende Spröde," erwiderte der Prinz, seinen Aerger unter einem sarkastischen Lächeln verbergend, „da Mrs. Mudd versichert hat, daß sie Mittel genug besitzt, Ihr eigensinniges Herz meinen Wünschen geneigter zu machen und daß ich kein Mittel heute unversucht lassen soll, Ihren Starrsinn zu brechen. Ich lege Ihnen deshalb, theure Mary, ungeachtet Ihrer harten Worte, meine Huldigungen wiederholt zu Füßen, und werde dieses Gemach nicht eher verlassen, als bis Sie mir die Versicherung gegeben haben werden, daß ich auf Erhörung meiner Wünsche rechnen darf, wofür ich jede Summe zu zahlen bereit bin. Sie werden bestimmt die kleine Scheu überwinden, welche Sie abhält, mich als Ihren Geliebten öffentlich zu bezeichnen."

„Ich kann Ihnen, Hoheit, den Aufenthalt in meinem Zimmer leider nicht verwehren," sagte Mary mit tonloser Stimme, „ich kann aber Mittel und Wege ergreifen," fügte sie drohend hinzu, „mich vor Ihrer Bosheit und Zudringlichkeit zu schützen, denn . . ."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Gemaches und die Doktorin mit der Suratt, welche Wein und feine Backwaaren auf einem silbernen Präsentirbrette trug, betraten das Zimmer.

„Kommen Sie, Mrs. Mudd!" rief der Prinz erfreut, die würdige Bundesgenossin seiner schändlichen Absichten zu sehen, „kommen Sie und helfen Sie mir das Herz dieser eigensinnigen Spröden zu besiegen, welche meine heißen Gefühle statt mit hingebender Liebe mit harten, beleidigenden Worten belohnt."

Das entartete Weib glaubte kaum ihren Ohren trauen zu dürfen, denn sie glaubte den Prinz schon längst am Ziel seiner Wünsche angelangt.

„Was — was," stotterte sie vor Wuth bebend und vernichtende Blicke auf das arme Mädchen werfend. „Die Elende hat es gewagt uns Alle mit Zusicherungen der vollsten Erfüllung unserer Wünsche in böswilliger Absicht zu täuschen? — O, warte nur, erbärmliche Tugendheldin! die Feuerkammer soll die Eisrinde Deines verstockten Herzens schon zerschmelzen und das verrückte Gehirn des Alten zu einer Mumie austrocknen. — Fürchte meine Rache!"


„Ich fürchte die Rache und Bosheit der Teufel in Menschengestalt nicht mehr," erwiderte Mary im eisigen Tone, „denn ich habe mit dem Leben abgeschlossen und das Schicksal meines armen Vaters dem ewigen Vergelter anheim gestellt. Sein Wille geschehe."

„Was fragt der Teufel nach dem Leben eines solchen elenden Geschöpfes, welches die Wohlthaten mildthätiger Herzen frech mit Füßen tritt!" rief die Doktorin mit erhobenem Arme, gleichsam als wollte sie dem Mädchen einen Schlag versetzen, doch Mary trat einen Schritt zurück und wurde purpurroth. Eine Königin hätte sie um die Geberde beneiden können, mit welcher sie auf den rohen Angriff des frechen Weibes antwortete. Es lag in dieser Bewegung ein so würdevoller Stolz einer vernichtenden Hoheit, daß die Doktorin mit offenem Munde stehen blieb und vor Erstaunen nicht ein Wort weiter hervorzubringen vermochte.

Selbst der Prinz war von dem entschlossenen Wesen des jungen Mädchens wie verwandelt, sein liebedurstendes Herz erstarrte unter der Gluth seiner heißen Gefühle, denn es erkannte vielleicht die Annäherung des Todes, welcher in dieser entsetzlichen Stunde geisterhaft durch das kleine Gemach huschte und mit seinem grinsenden Schädel die Opfer betrachtete, welche als seine Beute ihm in nicht zu ferner Zeit angehören sollten.

„Bleiben Sie hier, Frau Suratt," sagte endlich die Doktorin, „und bringen Sie diese Bettlerin zu ihrer Pflicht zurück. Morgen werden wir Abrechnung halten."

Mit diesen Worten verließ die vor Wuth und Rache tobende Megäre das Gemach, während die Wärterin einige Gläser mit feurigem Champagner füllte.



In der steifgestärkten Haube, dem dunkelfarbigen Kleide — in dem zierlichen, ruhigen Wesen und einer gewissen frommen Schüchternheit, lag beim ersten Anblicke dieser Frau etwas, was dem oberflächlichen Beobachter einen guten Begriff von ihr beibrachte und ihm Vertrauen zu diesen beharrlichen, guten Eigenschaften einflößte, die wir bei einer zuverlässigen Krankenpflegerin suchen. Bei genauerer Prüfung würde ein erfahrener Menschenkenner jedoch viel gefunden haben, was seine ersten Wahrnehmungen durchaus gestört hätte. Die außerordentliche Niedrigkeit der Stirn, über welche ein dünnes, blondes Haar gescheitelt lag, die harte Strenge ihrer blassen, schmalen, fest zusammengekniffenen Lippen — selbst eine gewisse stumpfe Grausamkeit in den starren, kalten blauen Augen würden ein unbehagliches Gefühl, fast mit einem Anflug von Furcht erregt haben.

„Trinken Sie, Miß Mary," sagte die Wärterin, mit einem sardonischen Lächeln dem jungen Mädchen ein Glas Wein darreichend. „Der Champagner ist der Wein der Liebe, er verscheucht allen Kummer und erfreut des Menschen Herz."

„Ich danke Ihnen, Frau Suratt," entgegnete Mary, einen forschenden Blick auf das Glas werfend, „augenblicklich mag ich nicht trinken, ein Glas frisches Wasser wäre mir erwünschter."

„Das will ich Ihnen gern beschaffen," versetzte das Weib hastig, indem sie das Zimmer verließ.

Kaum war dies geschehen, als Mary das für sie bestimmte Glas mit Wein ergriff, daran anscheinend nippte und es dann dem Prinzen Alemna mit den Worten reichte:

„Hegen Sie keinen Groll gegen mich, Hoheit, und verzeihen Sie meinem ungestümen Wesen, welches Ihre Gefühle in so harter Weise verletzt hat."

Der Prinz ergriff freudig das Glas, leerte es bis zur Hälfte und sagte:

„Wie kann ich einem so reizenden Wesen zürnen. Meine heiße, innige Liebe wird Ihr kaltes Herz doch zuletzt erwärmen und wenigstens ein Gefühl der Zuneigung wachrufen. Gestatten Sie mir, theure Mary, Ihnen in aller ehrerbietigen Weise meine Huldigungen fernerhin darbringen zu dürfen und nehmen Sie diesen Ring von mir zum Zeichen an, daß auch Sie keinen Groll in Ihrer Brust gegen mich hegen."

„Gern will ich Ihnen vergeben, was Sie Bitteres mir bereitet haben," erwiderte Mary, schmerzlich vor sich hinstarrend, „doch verzeihen Sie, Hoheit, wenn ich Ihr Geschenk zurückweise."

In diesem Augenblicke trat die Wärterin mit einem großen Glase voll Wasser in das Gemach und unterbrach das Gespräch.

„Hier haben Sie klares, frisches Wasser, Miß Mary," sagte die Suratt, indem sie das Glas auf den Tisch stellte. „Trinken Sie, Wasser bleibt doch das edelste Getränk."

„Ich habe meinen Durst bereits durch ein Glas Wein gestillt," entgegnete Mary ausweichend. „Vielleicht haben Hoheit Bedürfniß nach Wasser?"

„Wenn Misses mir gestatten, trinke ich sehr gern ein Glas kühlendes Wasser," erwiderte der Prinz seltsam erregt. „Das Blut jagt stürmisch durch die Adern und drängt mit ungestümer Macht nach dem Kopfe."

Die Wärterin ergriff schnell das Glas, um es anscheinend dem Prinzen zu überreichen. Doch geschah es nun absichtlich oder durch Unachtsamkeit, genug, sie ließ das Glas zu Boden fallen, daß es zerbrach und die Dielen mit Wasser befeuchtete.

„Verzeihen Sie, Hoheit, meine Ungeschicklichkeit," sagte das Weib anscheinend erschreckt. „Ich werde ein anderes Glas mit Wasser herbeiholen."

„Bleiben Sie nur," entgegnete der Prinz mit matter Stimme, „und reichen Sie mir ein Glas Wein."

Die Wärterin wollte den Befehl des Prinzen befolgen, doch Mary kam ihr zuvor. Sie füllte zwei Gläser, reichte eines davon dem Prinzen und gab der Suratt das andere, indem sie die Letztere nöthigte aus dem Glase zu trinken, welches der Prinz zuvor nicht ganz geleert hatte.

Zaudernd ergriff diese das Glas, doch ein forschender Blick des Mädchens, in welchem sich ein Anflug von Mißtrauen spiegelte, zwang sie dasselbe zu leeren.

Der Prinz war inzwischen vergebens bemüht, gegen eine stumpfe Schlafsucht, die sich seiner seltsamer Weise bemächtigte, anzukämpfen. In wenigen Minuten lag er in den Banden eines unnatürlichen Schlafes.

Aber auch der Wärterin schien es nicht besser zu ergehen, auch ihre Sinne wurden von dem Genusse des unzweifelhaft verfälschten Weines in die ehernen Banden des Schlafes geschlagen. Taumelnd erreichte sie das Lager Mary's und leise, gleichmäßige Athemzüge bekundeten bald darauf, daß sie in den Armen Morpheus' lag.

Die Salons des Dr. Mudd waren dunkel und einsam. Die Gesellschaft war fort und die Lichter alle ausgelöscht, bis auf die des

nächtlichen Himmels, welche still und hell durch die geöffneten Fenster drangen.

Das würdige Ehepaar hatte sich zur Ruhe begeben, wohl wissend, das ihre Interessen durch die bewährte Wärterin Suratt nach Kräften gewahrt wurden. Sie konnten nicht annehmen noch fürchten, daß Mary mit ihrem kindlich frommen Sinn ihre Pläne durchschaut und durch ein geschicktes Manöver die Gefahr beseitigt hatte, welche ihrer Tugend drohte.

Die Strahlen des bleichen Mondes fielen matt und gespensterhaft in das kleine Gemach des armen Mädchens, gleichsam als ob sie durch das grellere Licht auf dem Tische verscheucht würden. Mary saß an diesem Tische; ihre Stirn auf die eine Hand gestützt, in der andern hielt sie eine Rose. — Ein Liebeszeichen des Prinzen Alemna. — Bebt nicht zurück, ihr Strahlen, in euch liegt etwas, das mit der Liebe verwandt ist. Aber seht, die Hand faßt die Blume krampfhaft, — sie birgt sie nicht im Busen — sie drückt sie nicht an die rosige Lippe — sie wirft sie mit Abscheu und Ekel heftig bei Seite.

„Die Stunde der Vergeltung ist da und ich wage sie nicht zu benutzen," murmelte Mary leise vor sich hin. „Wo ist der feste Muth meiner Seele, wo die Entschlossenheit meines Charakters geblieben? Weshalb zaudere ich das Werk der Rache zu vollbringen und den Erdball zu reinigen von einem Menschenpaar, welches das Eden Gottes zur Werkstatt des Verbrechens erniedrigt und meine reinen Gefühle mit teuflischen Plänen vergiftet hat?"

Plötzlich nahmen ihre reizenden Züge die finstere Entschlossenheit wieder an, welche wir vor weniger Zeit an ihr genugsam erkannt haben.

Sie erhob sich von ihrem Platze und ging im Zimmer auf und ab, jedes Mal, wenn sie an eine gewisse Nische kam, welche sich in der einen Ecke des Gemaches von einem grünen Vorhange verborgen befand, blieb sie stehen und kehrte dann unschlüssig wieder um. Was giebt es Heimliches in dieser Nische, wovor das kindliche Herz dieses Mädchens in der stillen Stunde der Nacht schaudert? — Nur Bücher standen wohlgeordnet auf schmalen Brettern dahinter. Was können Bücher bei Deinem von Rache erfüllten Gemüth in dieser unheimlichen Situation Dich lehren, bleiches Mädchen? — Doch der Schritt wird fester, sie wendet sich um, bleibt entschlossen vor der Nische stehen. Die zarte Hand, welche die Blume der Liebe mit Entsetzen von sich warf, zieht den Vorhang zurück, ergreift nach hastigem Suchen ein

Buch und setzt sich mit diesem wieder an den Tisch, worauf das Licht düster brannte.

Seht, ihr Strahlen, was für ein Buch es ist? — Mond und Sternenlicht, ihr liebt, was junge Mädchen in der Einsamkeit der Nacht beim Schimmer der traulichen Lampe lesen.

Es war kein Liebesroman, keine Worte, welche das Herz mit Wonne und Entzücken erfüllen und das Blut verlangend, heftiger durch die erregten Pulse treiben.

Was hast Du, junges Mädchen, bei Deiner kräftigen Gesundheit und der Frische Deiner Jahre mit der Wissenschaft des Arztes, mit Anzeichen und Symptomen und Krankheiten zu schaffen. Weshalb forschst Du so emsig nach den Wirkungen der verschiedenen Gifte, von welchen das unheimliche Buch spricht.

Endlich schien sie gefunden zu haben, was ihr brennendes Auge emsig suchte. Lange blieb der Blick auf der Ueberschrift des Kapitels haften. Lesen wir diese:

„Philosophische und chemische Untersuchung der Beschaffenheit und Bestandtheile der zwischen dem 15. und 16. Jahrhunderte in Gebrauch gewesenen Gifte."

lautete die Aufschrift. Dieses Buch gehörte dem Dr. Mudd.

Verschiedene Gifte waren speciell mit Nummern versehen, gleichsam um sie schneller aus dem Arsenal des Todes aufzufinden.

Krampfhaft drückte Mary die Hand auf das ungestüm pochende Herz, erhob sich und warf das Buch hastig in die finstere Ecke der Nische zurück. Wilde Entschlossenheit leuchtete aus ihren blitzenden Augen und jeder Zug in ihrem bleichen Antlitz verrieth starre Willenskraft.

Verbirg dich in die Wolken, o Mond! — Bebt zurück ihr leuchtenden Sterne! Strömt nicht euer heiliges, reines, Angst und Schmerzen stillendes, Licht auf das Gesicht dieses Mädchens herab, welches bleiche Mordgedanken durchzucken.

Vorsichtig lauschend, bog sich Mary über den Körper der schlafenden Wärterin, mit ruhiger Hand löste sie von ihrem Gürtel ein Schlüsselbund und verließ festen Schrittes das Gemach.

Mit stockendem Athem huschte sie den finstern Gang entlang und blieb vor der geheimen Thür, welche in das Arbeitszimmer des Doktors führte, lauschend stehen. Alles war still und öde, kein Laut unterbrach das Schweigen der Nacht. Leise probirte Mary im Schlosse die verschiedenen Schlüssel, welche an einem Stahlringe lose hingen; anfangs wollte keiner von ihnen passen, endlich gab aber der Riegel nach,

die Thür öffnete sich geräuschlos und das junge Mädchen betrat mit unhörbaren Schritten das finstere Gemach. Lauschend blieb sie einen Augenblick stehen und athmete laut, gleichsam als wollte sie ihrer beängstigten Brust Luft und Muth zuführen. Dann aber schritt sie auf ein in der Ecke stehendes Büreau zu, öffnete dasselbe mit einem kleinen seltsam geformten Schlüssel, welchen sie aus ihrem Busen zog und langte ein Kästchen von Metall hervor, welches sie mittelst eines Druckes auf eine verborgene Feder öffnete.

In diesem Kasten bewahrte der Tod seine verborgenen Schätze. Als sie nach den Ingredienzen suchte, die ihr finsterer Sinn aus dem Buche des Entsetzens im Voraus gewählt, fiel etwas Schwereres als die kleinen Packete, die sie hastig durcheinander warf, mit leisem, hohlem Geräusch auf den Boden des metallenen Kästchens. Sie fuhr bei dem Geräusch mächtig zusammen, lächelte aber dann verächtlich über ihre augenblickliche Furcht und nahm den Gegenstand hervor, welcher das unheimliche Geräusch veranlaßt. Es war ein einfacher Ring, gleich denen, deren man sich im Mittelalter zum Siegeln bediente, mit einem großen Opal in der Mitte. Welches Geheimniß konnte dieser Ring mit seinen entsetzlichen Gefährten im Zeughause des Todes gemein haben? — Mary schien dieses Geheimniß aus dem Buche der Gifte erkannt zu haben, denn sie nahm triumphirend den Ring und ließ durch den Druck ihrer Hand eine verborgene Feder springen, wodurch eine mit Widerhaken versehene Spitze hervortrat, welche in ein tödtlicheres Gift getaucht war, als die Indianer aus der Drüse der Cobra Capella destilliren — ein Gift, für welches kein Gegenmittel bekannt ist, welches keine Wissenschaft entdecken kann. Es verdirbt die ganze Masse des Blutes — es steigt in Wahnsinn und Feuer bis in's Gehirn hinauf — es reißt die Seele in Krämpfen und furchtbaren Zuckungen vom Körper. Aber wollte man auch den von diesem Gifte getödteten Menschen noch so genau von Fachmännern und Autoritäten der medizinischen Wissenschaft untersuchen lassen, vergeblich würden sie Wirkungen und Ursachen seines Todes der Wahrheit gemäß entdecken.

Als Mary diesen Ring genauer betrachtete und das Geheimniß seines Gebrauchs enthüllte, da verbreitete sich ein wohlgefälliger Ausdruck über ihr bleiches Gesicht. Sie fühlte sich durch den Besitz desselben gleichsam ihren Peinigern überlegen. Die Schlüssel der Suratt, sowie dieser unheimliche Ring in ihrer Hand waren allerdings Waffen genug, um an die Henker ihres gemarterten alten Vaters und ihrer

eigenen Person fürchterliche Rache zu nehmen und den Urheber ihrer Tage aus dem entsetzlichen Kerker zu befreien.

Fast mit kundiger Hand wählte sie aus den vielen kleinen numerirten Packeten eines heraus, steckte den Ring an den Zeigefinger ihrer rechten Hand und schloß das Kästchen wieder, welches bald darauf ruhig seinen Platz in dem Schreibbüreau des Doktors einnahm. Keine Spur verrieth, daß die zarte, weiche Hand des Weibes das fürchterliche Arsenal des Todes durchwühlt hatte.

Wenige Minuten später und das düstere Licht, welches sich vom Himmel, an welchem der von Wolken verdeckte Mond stand, herab durch das Fenster in das Schlafzimmer des verbrecherischen Ehepaares fiel, ruhete auf einer formlosen, vom Kopfe bis zum Fuße schwarz verhüllten Gestalt — einer Gestalt, die so dunkel und in ihrem Umrisse nach unerkennbar, die so der Farbe nach mit der Dunkelheit eins und dasselbe, und in ihren Bewegungen so schnell und geräuschlos war, daß wenn Du, lieber Leser, plötzlich aus dem Schlafe aufgefahren wärest und sie in Deinem Zimmer gesehen hättest, geglaubt haben würdest, Deine Phantasie habe Dich bethört.

Die Hand dieses unheimlichen Wesens berührte vorsichtig den Pfropfen der Wasserkaraffe, schüttete den Inhalt eines Papiers in das Wasser und verschwand gleichsam wie eine Wolke, wie ein Gedanke, wie ein böses Omen.

Plötzlich ließ sich in der tiefen mitternächtlichen Stille ein seltsames, entsetzliches Getöse vernehmen, es glich dem Heulen der wilden Bestien des Urwaldes — dem Rollen der tobenden See — dem Pfeifen der entfesselten Orkane — dem heiseren Lachen der vom Wahnsinn umfangenen Menschen. Unheimliche, halbbekleidete und zu Skeletten abgemagerte Gestalten huschten in hastigen Sätzen durch die Finsterniß, gleichsam getrieben von der Geißel eines Dämons der Unterwelt.

Der Doktor fuhr aus dem Schlafe entsetzt empor. Was war geschehen? Die finsteren und fest verschlossenen Zellen der Irren und Wahnsinnigen schienen ihre Bewohner entlassen zu haben. Das Geheul dieser Wesen — gleichsam einer andern Welt angehörend, ging in ein erschrecktes, zorniges, laut gellendes Geschrei über, während ein Wesen, unheimlicher wie die anderen, eine Peitsche mit kräftiger Hand schwang und sie mit donnernder Stimme, gleichsam wie Satanas die Furien der Hölle, antrieb.

Fast halbnackt sprang die Docktor aus dem Bett, während seine Ehehälfte sich furchtsam unter die warme Decke verkroch, ergriff einen auf seinem Nachttisch liegenden sechsläufigen Revolver, feuerte die Ladung mitten unter die tobenden Gestalten und spannte hastig den

Hahn zu einem neuen Schuß. Ein fürchterliches Geheul erfüllte das Ohr der Doktorin mit Entsetzen.

Durch das Blitzen des Pulvers wurde das Gemach auf wenige Sekunden erhellt, jedoch war es hinreichend, um den armen — von dem Neger Tom befreiten und zur Rache mit der Peitsche angetriebenen wahnsinnigen Kreaturen, ihren Peiniger — den Dr. Mudd erkennen zu lassen. Gleich den hungrigen Raubthieren des Waldes warfen sich die von ihren Fesseln befreiten unglücklichen Wesen — welche nur dem Worte nach auf den Namen Mensch Anspruch machen konnten, auf den Doktor, doch ein zweiter — dritter und fernerer Schuß — welcher jedesmal ein Menschenleben kostete, scheuchte die entfesselten Furien — welche von ihrer unverhofften Freiheit den richtigen Gebrauch nicht zu machen wußten — energisch zurück.

Aber der Augenblick war nicht mehr fern, wo die Läufe des Revolvers ihre Thätigkeit versagen mußten, weil dem Doktor nicht die Zeit gegönnt war, sie mit neuer Ladung zu versehen. Mit wüthendem Geschrei und heftigen Peitschenhieben hetzte der Rache schnaubende Neger die von den Banden des Wahnsinns umfangenen, unglücklichen Wesen auf den Dr. Mudd, da plötzlich krachte der letzte Schuß durch das von Pulverdampf erfüllte Gemach und in seinem Blute schwimmend lag Tom, der alte Neger, am Boden neben den seiner Rachsucht geopferten armen wahnsinnigen Wesen.

Entsetzlich war das Getöse, welches durch das ganze Gebäude ertönte und vergeblich die hartnäckige Vertheidigung des Doktors gegen die immer kühner herandringenden unheimlichen Gestalten. Gefaßt, gestoßen, gezerrt von einem zum andern, flog der Unglückliche, aus vielen Biß- und anderen Wunden blutend, wie ein Spielball durch das Gemach, bis er mit seinen Peinigern, einer Horde wilder Thiere gleich, leblos zu Boden sank.

Vor Angst und Schmerz fast vergehend und wie im Schweiß gebadet, wagte die Doktorin nicht in dem Augenblicke der Gefahr ihrem Gatten zu Hülfe zu eilen, da sie mit Recht fürchtete, daß auch ihr Leben in den Händen der bis zur höchsten Wuth gereizten Furien verloren sei. Feigheit und die Liebe zum Leben hielten sie still im Bett unter der schützenden Decke, nur dann und wann einen verstohlenen Blick auf die wirre, formlose Masse der am Boden wie hungrige Hyänen um ihre Beute kämpfenden Gestalten, welche sich untereinander mit Händen und Zähnen zu zerfleischen schienen, werfend.

Gerade in diesem Augenblicke schaute sie vorsichtig unter der Decke hervor, da glitt aus der Fensternische ein unheimlicher, dunkler Schat-

ten hervor und schwebte dicht an den Kämpfenden vorbei, gleichsam geisterhaft der Thür zu. Doch die unheimliche Gestalt schien nicht den geheimnißvollen Bewohnern einer andern Welt anzugehören, denn noch hatte sie nicht die Schwelle der nach dem Arbeitszimmer des Doktor Mudd führenden Thür erreicht, als ihr Fuß plötzlich stockte. Die Hand eines der Wahnsinnigen hatte den Saum ihres dunklen Gewandes ergriffen und drohte mit seltsamer Kraft sie zu Boden zu ziehen. Mit einem einzigen Blicke überschaute Mary — denn sie war es — die schreckliche Gefahr, welche sie erwartete. Ihr ganzer Muth — ihre ganze Besinnung, von der schrecklichen Scene erschüttert, kehrte zurück. Mit der Heftigkeit, doch mehr der Furcht als des Muthes, schlug sie auf den Körper des Unglücklichen und erhob ihren Fuß zu einem kräftigen Stoße. Doch die hemmende Hand ließ nicht los. Sie bemühte sich aus allen Kräften ihn von sich zu schütteln und als dies nicht gelingen wollte, die Gefahr aber von Minute zu Minute stieg, indem die Hand des Wahnsinnigen schon das zartgeformte Bein des geängstigten Mädchens ergriffen hatte, da nahmen ihre sonst so frommen Augen den Ausdruck unaussprechlicher Grausamkeit und Wildheit an. Vorsichtig beugte sie sich zu dem zu ihren Füßen windenden unheimlichen Menschen nieder, schwach drückte sie ihre rechte Hand auf das Handgelenk des Armes, welcher sie am Fortschreiten hinderte. Ein stechender Schmerz, als ob sich ihre Nägel in sein Fleisch gruben, nöthigte den Unglücklichen, seine Beute entfliehen zu lassen. Seine erschlafende Hand sank kraftlos nieder, während ein höhnisches, triumphirendes Lächeln über ihre Lippen hinwegzuckte; dann stieß sie den Körper des unglücklichen Wesens mit dem Fuße von der Schwelle hinweg, vor der er lag, öffnete die Thür und wollte eben das entsetzliche Gemach verlassen, da warf der Mond einen Strahl seines bleichen Lichtes durch die halbgeöffnete Thür und beleuchtete grell die Gesichtszüge des in heftigen Krämpfen sich windenden wahnsinnigen Menschen.

Ein Schrei der entsetzlichsten Verzweiflung unterbrach plötzlich das dumpfe Schweigen, welches nach den erschütternden Scenen nach und nach im Schlafzimmer eingetreten war.

Mary erkannte den alten — von ihrer Hand getödteten Vater.

Gleichsam wie von den Furien der Hölle gepeitscht, stürzte die Bedauernswerthe, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, von der Schwelle des mit Menschenblut gedüngten Bodens.

Die Nacht war ruhig und schön. Der Mond warf seine langen Strahlen gespensterhaft über die öden Straßen der Riesenstadt. Nie-

mand von den Bewohnern hatte von dem wüsten Lärm im Hause des Doktors, dessen Schlafzimmer nach hinten heraus belegen war, etwas vernommen. Da plötzlich öffnete sich geräuschlos das Thor des entsetzlichen Hauses, eine weibliche Gestalt huschte hervor und flog mit unheimlicher Eile an den Häusern entlang. Gleich darauf öffnete sich zum zweiten Male die Thüre des Hauses, eine andere Gestalt trat aus dem Dunkel hervor, blickte forschend um sich und eilte dann dem weiblichen Wesen mit ungestümen Schritten nach. Diese nahm ihren Weg nach der südlichen Mündung des Hudson, wo sie angelangt, eine steile Anhöhe mühsam erstieg, ihr Knie beugte, die Hände erhob und in hastigen Worten ihr anscheinend von Kummer und Verzweiflung gedrücktes Herz durch ein seltsames Gebet Luft zu machen versuchte:

„Vater im Himmel!“ rief Mary, welche der Leser wohl erkannt haben wird, mit krampfhaft bebender Stimme. „Du hast mich verlassen, Du hast mich zur Mörderin des eigenen Vaters werden lassen, vergieb, daß ich den letzten Weg einschlage, den mir die Menschen — Deine Kinder — gelassen haben. Demüthig wende ich meinen Blick zu Dir, der Du die Sünden der Reumüthigen mit allerbarmender Güte vergiebst, sei auch mir gnädig, ich kann die Höllenpein meines Daseins nicht länger ertragen. Nimm meine arme Seele in Gnaden auf!“

Sie ließ die Arme herabsinken, erhob sich und holte aus zum entsetzlichen Sprunge in die Tiefe.

Unbemerkt hatte die andere Gestalt die Anhöhe erstiegen. Die Worte der Unglücklichen hatten sie belehrt, welche grauenhafte That hier begangen werden sollte. Mit den unheimlichen Schritten des Tigers schlich sich die dunkle Gestalt an das Mädchen, umschlang ihren Körper und rief:

„Unglückliche, was willst Du thun? Danke der Gnade des Himmels, welche mich aus Deinem Zimmer den Korridor entlang kommen ließ, um Dein verstörtes Aussehen und Deine Flucht zu bemerken, und welche mich ausersehen hat, Dich vor dem Selbstmorde zu bewahren.“

„Laß mich, elender Wüstling!“ rief Mary mit rollenden Augen, sich hin- und herwindend in dem Bemühen, sich seinen Armen zu entreißen. „Halte mich nicht ab, den Ort zu suchen, welcher mir allein Ruhe vor Dir und den Menschen verbürgen kann.“

Als sie aber gewahrte, daß es nicht gelingen würde, ihre schwachen Anstrengungen gegen die kräftige Gestalt des Prinzen Alemna geltend zu machen, umklammerte sie ihn fest und zog ihn mit einem heftigen Ruck an den Rand des Felsens, indem sie mit wilder Stimme rief:

„Nun denn, Du trägst einen Theil der Schuld an meinem Schicksal, so theile auch mein schwarzes Verhängniß!"

Kaum war die letzte Silbe verhallt, da flogen die festumschlungenen Wesen von dem Rande des steilen Felsens hinab in das kühle Grab, und im nächsten Augenblicke schlugen die hochaufspritzenden Wellen über sie zusammen.

Gott in seiner ewigen Güte möge mit ihnen am Tage der Auferstehung und Vergeltung nicht zu streng in's Gericht gehen. . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Etwa eine halbe Stunde von New-York, dicht am Meere, liegt ein kleines, unfruchtbares Eiland, worauf nur wenige Hütten stehen. Die Bewohner desselben nähren sich hauptsächlich von Fischerei und Lootsengeschäft, da hier die Brandung gegen mächtige Felsenriffe und seltsam geformte Klippen in nie ruhender Rast entsetzlich tobt und oft die Wellen des Hudson bis über die steilen Ufer des steinigen Eilandes hinweg treibt. Dieser Punkt ist für die aus den Südstaaten kommenden Schiffe am gefährlichsten; denn hat einmal das unerbittliche Meer mit einem Schiffbrüchigen Erbarmen und wirft ihn in die Hände dieser Leute, dann kann er getrost sein Testament machen, was ihm das Meer gelassen, rauben die Menschen ihm unter allerlei Vorwand und mit Anwendung von List und Schlauheit ganz gewiß. Schon die Natur hat hier alle Schranken durchbrochen. In furchtbarer Majestät bricht sich die Welle an der Felsenwand, und der weiße Schaum spritzt Häuser hoch sein unreines Element. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als die kämpfenden Wellen des Meeres und das Brausen des fürchterlichen Wassers, welches gähnend aus der Tiefe mächtig emporgeschleudert wird, deutet den unterirdischen Kampf an. Meer und Land kämpfen hier um ihre Existenz, das Meer will täglich das winzige Eiland verschlingen und wer weiß, ob nicht in hundert Jahren das Meer gesiegt hat.

Hart am Ufer ruhen zwei kräftige Gestalten. Die ältere gehört einem Manne an, dessen Aeußeres keinen Zweifel für sein Gewerbe läßt. Die nervigen Arme haben gewiß schon so Manchem das Lebenslicht ausgeblasen und der fette braune Hals hätte nach Recht und Gesetz schon längst Bekanntschaft mit dem Stricke machen müssen, wenn die Regierung der Union ein wachsameres Auge für die innere Sicherheit ihrer Unterthanen gehabt hätte. Sein Gesicht war aufge-

dunsen, das rechte Auge von einer Narbe, welche im ehrlichen Kampfe gewiß nicht erworben war, verunziert, und trug den brutalen Stempel des für elenden Mammon mordenden Banditen. Sechs Fuß hoch verrieth sein Körper Riesenkraft. Dieser Mann war Loof Payne, der nachmalige Mörder des Unterstaats-Secretairs Seward. Der Jüngere hatte nicht das Abstoßende des Aelteren. Seine Züge hätten sogar sanft genannt werden können, wenn aus den kleinen grauen Augen nicht Tücke und Hinterlist gesprochen hätte.

„Was starrst Du denn bald den Himmel, bald das Meer an, Loof?“ begann der Jüngere, welcher den Namen Wilms Harrold trug und später als Helfershelfer bei dem Morde des Präsidenten Abraham Lincoln in Haft genommen wurde.

„Ich rieche ein Geschäft!“ erwiderte Loof brummend. „Petrus wird oben im Himmel böse über die schlechten Menschen, welche uns keinen Gewinn gönnen. Sieh' da hinten den weißen Punkt und da oben die graue Wolke, was meinst Du, Wilms, zu der guten Aussicht? Strengt Euch nicht so heftig an, ihr Leute da hinten auf dem Dampfer; in zehn Minuten müssen wir Euch doch zu Hülfe kommen. Es ist übrigens auch hohe Zeit, daß wir wieder einmal was Rechtes verdienen, denn ich bin arm, wie eine Kirchenmaus. Der verdammte englische Matrose hat mir gestern Abend den letzten Dollar im Spiel abgenommen. Ich hätte ihn gern zu Boden geschlagen, denn der Kerl hatte viel Geld im Beutel, aber das Wirthshaus auf der Battery war von seinen Landsleuten überfüllt. — Hole der Teufel dies armselige Geschäft!“

„Ja, Loof!“ versetzte Wilms Harrold, „unser Geschäft geht zu Ende, wir müssen was Besseres zu ergreifen suchen. Vielleicht blüht unser Weizen im Süden. Der Norden wird von Tag zu Tag erbärmlicher und unsere Lebensweise erfordert Geld.“

Beide schwiegen plötzlich, denn die Natur begann Furcht erregend zu sprechen. Der ganze Horizont war inzwischen erdgrau geworden und der Tag schien sich seinem Ende zu neigen. Die Vorboten des Sturmes stellten sich ein. Die Seemöven flogen ängstlich schreiend ihren Nestern zu und die Bewohner der Tiefen des Meeres zeigten sich auf der Oberfläche. — Die beiden Männer lagen regungslos am Boden. — Ein heftiger Donnerschlag erschütterte plötzlich die Felsen, zischend durchfuhr ein Blitz die schwüle Luft, dann trat eine unheimliche Ruhe ein.

Der weiße Punkt im Hintergrunde hatte eine bestimmtere Gestalt angenommen, es war ein Schiff, welches den Hafen von New-York

zu erreichen suchte. Die Matrosen arbeiteten emsig, um den mächtigen Dampfer vor den drohenden Klippen und der brausenden Brandung zu retten. Ein zweiter Donnerschlag rollte über das Meer, in majestätischer Furchtbarkeit sprangen die tobenden Wellen empor; die Natur schien ihre verhängnißvollen Kräfte zu sammeln, dann, wie mit einem Zauberschlag, begann sie plötzlich ihr Zerstörungswerk. Der Orkan brüllte fürchterlich über die gewaltigen Wassermassen dahin, welche das kleine Eiland zu verschlingen drohten. Mit ungeheurer Kraft schleuderte das Meer die kochenden Fluthen gegen das Ufer und eroberte sich manchen Fuß von dem steinigen Terrain. Der Blitz fuhr zuckend durch die Felsenspalten und erleuchtete dann und wann die grausige Scene.

Das riesige Schiff wurde von den gigantischen Wellen wie eine Feder bald bis auf die Spitze gehoben, bald in die äußerste Tiefe geschleudert und drohte gegen die scharf hervorstehenden Felsenriffe zu zerschellen.

„Wilms! Nun ist es Zeit!“ rief der Athlet vergnügt. „Laß uns die Nothglocke in Bewegung setzen, damit wir wenigstens anscheinend unsere Menschenpflicht erfüllen.“

Mit diesen Worten erhob sich Loof Payne in eiliger Hast, während in seinem unheimlichen Gesicht die Freude eines Teufels über den in Aussicht stehenden Gewinn unverkennbar war. Wenn man berücksichtigt, daß es noch vor wenigen Minuten ein Leichtes war, das Schiff von den drohenden Untiefen fern zu halten und gefahrlos in den schützenden Hafen mit kundiger Hand zu lootsen, wodurch viele Menschenleben mit geringer Mühe zu retten gewesen waren, so mußte man die absichtliche Unthätigkeit dieses Teufels in Menschengestalt als eine That des Fürsten der Hölle betrachten.

Nachlässig schlenderten sie der nahen Lootsenstation zu, welche mehr zum Verderben als zur Rettung der Unglücklichen führte, denn die ausgesteckten Zeichen führten den gewissen Untergang der Schiffe in der nächtlichen Stunde meist herbei.

Der Dampfer wehrte sich mit aller Macht gegen die empörten Elemente. Zehn Mal verschwand er von der Oberfläche und zehn Mal erschien er wieder. Aber die Maschine versagte endlich ihre Thätigkeit, große Wassermassen drangen in den Schiffsraum. Die Kraft der Menschen hatte aufgehört zu wirken; hier konnte nur eine höhere Macht helfen.

Der Sturm brachte den Hülferuf der Unglücklichen an das Ufer; es hätte dazu keines Nothsignals vom Schiffe aus bedurft. Um aber

das Grauen dieser entsetzlichen Scene noch mehr zu erhöhen, ertönte die Nothglocke vom Thurme des Stationshauses. Alt und Jung eilten an das Ufer, um das fürchterliche Schauspiel mit raubgierigen Blicken zu betrachten, denn die Rettung der unglücklichen Menschen war Nebensache; hier galt es der nahen Beute.

„Nun, Freunde! Ein stattlicher Dampfer!“ rief Loof heiter. „Er trägt die Flagge der Südstaaten. Beim heiligen Erzengel Gabriel, dieses Mal macht Petrus seine Sache gut! — Aber schnell in die Boote, Leute, sonst zerschellt das Schiff dort an der spitzen Ecke des Kahlfelsens und wir kommen um unsere gute Beute.“

Die Boote waren schnell zur Hand und sechs kräftige Männer bereit, dem Meere ein sicheres Opfer abzuringen.

Doch die Natur war stärker, als die Raubgier dieser Strandräuber. Mit Riesenkräften strengten die furchtlosen Männer ihre ganze Thätigkeit an; die See ließ sich nicht ein Fuß Terrain abgewinnen.

„Zum Teufel, noch sechs Mann in jedes Boot!“ brüllte Loof mit donnernder Stimme. „Noch fünf Minuten, und das Schiff liegt mit seiner Ladung auf dem Meeresgrunde!“

Augenblicklich wurde dieser Befehl ausgeführt, denn Loof Payne schien bei wichtigen Angelegenheiten das Kommando über die Lootsen und Fischer zu führen, wozu ihn seine riesige Größe und gigantische Kraft auch berechtigte.

Doch umsonst war das Streben der kräftigen, an Wind und Wetter gewöhnten Männer. Die Boote wurden, trotz Anwendung aller Kraft, wie eine Feder zurückgeschleudert und oftmals von den Wellen begraben. Fluchend entschlossen sich endlich die Männer umzukehren, denn man mußte zuletzt froh sein, die Boote und das eigene Leben selbst gerettet zu haben, da das Unwetter fortwährend zunahm, gleichsam als drohe der jüngste Tag mit seinen Schrecken hereinzubrechen.

Da man die Ladung nicht gewinnen konnte, so wollte man wenigstens nicht die Trümmer des augenscheinlich in wenigen Minuten zerschellten Schiffes verlieren und mit gleicher Hartherzigkeit, wie vor dem Sturme, standen Loof und Wilms am Ufer, während die Anderen die Boote wieder in Sicherheit zu bringen suchten.

„Noch zwei Minuten!“ rief Loof höhnisch lachend, „dann feiern die Ungethüme der See ihren Festtag. Sie haben übrigens lange genug Fasttag gehabt. — Es ist doch eine wahre Freude einem solchen Sturm in Sicherheit zuzuschauen. Wie das kocht und zischt, donnert und blitzt! Sieh' nur, Wilms, die Thoren, wie sie sich auf dem Schiffe

mühen, die Boote flott zu machen und den lieben Gott um Rettung anflehen, als ob der von ihnen was wissen will. Der denkt nicht daran seine Kinder zu retten, seine Familie wird ihm im Gegentheil viel zu groß."

„Ja, Loof, Du hast vollkommen Recht," erwiderte Wilms nickend. „Wenn sie sich an den Teufel wendeten, wäre es eher möglich, daß ihnen Rettung geboten würde, so aber bleiben alle Gebete nur fromme Wünsche, und mit diesen ist das tobende Meer nicht zu beschwichtigen. Der Satanas in höchsteigener Gestalt ist der einzige Mann, der das Schiff mit Mann und Maus vom Untergange retten kann."

„Also doch noch Hoffnung?" unterbrach ihn plötzlich eine fremde Stimme, „dann muß Alles zur Rettung der Unglücklichen versucht werden."

Verwundert sahen sich die Lootsen um. Niemand hatte das Nahen eines Fremden zu dieser Stunde bemerkt.

„So schafft doch die Boote herbei, Leute! Hört Ihr denn nicht die Klagen und Seufzer der Unglücklichen, die um Hülfe flehen? Versucht es nur noch ein einziges Mal, ob es Euch nicht gelingt, das Schiff zu erreichen."

Ein junger Mann, in eleganter und moderner Kleidung, welcher in einem weiten Mantel gehüllt war, der ihm vor dem entsetzlichen Unwetter schützte, sprach diese eindringlichen Worte.

Die Aufmerksamkeit der Bewohner dieses Eilandes wurde fast von dem grausenerregenden Schauspiele des untergehenden Schiffes gänzlich abgelenkt; die seltsame Erscheinung eines Menschen, der gleichsam unter Donner und Blitz wie aus der Erde gewachsen schien, war den abergläubischen Leuten ein undurchdringliches Räthsel.

„Fünfzig Dollars dem, der das erste Boot besteigt!" rief der Fremde mit herzgewinnender Stimme.

Fünfzig Dollars! Das wirkte wenigstens so viel, daß Loof Payne die Mütze rückte, aber ein Blick auf das tobende Meer lehrte ihn die Unmöglichkeit, das Schiff mit den Booten erreichen zu können.

„Die Boote helfen nichts mehr," sagte Loof verdrießlich, „wenn nicht Jemand bis zum Schiffe schwimmen und das Rettungsseil herüberbringen kann, dann ist der stolze Dampfer rettungslos verloren."

„Nun so schwimmt hin und schafft das Seil hierher, fünfzig Dollars sind Euer, wenn Ihr das Wagestück vollbringt."

„Wenn Ihr der Teufel in Menschengestalt seid, dann versucht es nur selber," erwiderte Loof höhnend, „menschliche Hülfe kommt hier zu spät. Nur dem bösen Geist kann die Rettung des Schiffes gelingen."

Und ehe noch dies Wort verhallt war, hatte der Fremde seine Kleidung abgeworfen und mit dem Rufe: „Gott! Lasse mein Werk gelingen!" sprang er in die schäumende See. Die nächste Welle war sein Grab.

Die Lootsen standen erstarrt da und wußten nicht, was sie zu diesem tollkühnen Unternehmen sagen sollten.

„Wohl bekomme das schlammige Bett da unten!" rief Wilms lachend. „Dem mag am Leben auch nicht viel gelegen gewesen sein."

Einige Sekunden mochten inzwischen vergangen sein, da tauchte plötzlich der Körper eines Menschen im Meere auf. Mit kräftigen Schlägen theilt er die andringenden Wellen, doch die nächste Welle will auch ihr Opfer haben. Der Fremde war aufgetaucht, um von Neuem zu verschwinden, die schäumenden Wellen hatten ihn schon fünfzig Fuß fortgerissen, sein Tod schien unvermeidlich.

„Hole mich der Teufel!" rief ein alter Fischer, „ich will ewiglich verdammt sein, wenn ihm das Einer von uns nachmacht! — Der Fremde muß mehr als ein Mensch sein, — aber seine übermenschlichen Anstrengungen sind vergebens — er muß zuletzt doch der Wuth der Elemente unterliegen. Kommt, Kinder, wir wollen uns immer rüsten, damit wir wenigstens von den Trümmern des Schiffes unsern Antheil bekommen."

Schon ist man nahe daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten, da theilt sich plötzlich das kochende Meer, eine ungeheure Welle wälzt sich dem Gestade zu und schleudert mit donnernder Gewalt alles mit sich auf das Land, was sie erfassen konnte.

Das Wasser tritt endlich zurück und am Ufer liegt anscheinend eine Leiche, in der rechten Hand das Rettungsseil — es ist der Fremde, es ist August Graf!

„Ein Wunder! Ein Wunder!" tönt es aus allen Kehlen und noch ehe das Erstaunen Platz greifen kann, faßt Alles nach dem Seile, um mit letzter Anstrengung das Schiff vor dem drohenden Untergange zu retten.

Die Weiber hoben den erstarrten Körper des muthigen jungen Mannes auf und trugen ihn in die nächste Hütte, während Alles, was arbeiten kann, vom Greise bis zum Jüngling, das Seil am Ufer zu befestigen sucht. Kaum ist dies geschehen, da wird von Neuem ein Boot in's Wasser gelassen. Zwölf kräftige Männer besteigen es, und mit Hülfe des Seiles gelingt es, bis zum strandenden Schiffe zu gelangen.

Es war die höchste Zeit, denn kaum hatte das Boot die letzten noch lebenden vier Personen aufgenommen, als der Dampfer mit gi-

gantischer Kraft gegen den zackigen Felsen geschleudert wurde, mitten durch zerschellte und in die Tiefe sank.

Noch einmal ergriff man das Seil und mühsam brachte man die Geretteten an das Ufer. Der Sturm heulte noch wüthender als zuvor, es schien, als wollte er sein Mißfallen darüber ausdrücken, daß dem Meere diese wenigen Personen entgangen seien.

Man schaffte die Geretteten in eine nahe gelegene Fischerhütte und besorgte trockene Kleidung, da die bis auf die Haut durchnäßten Unglücklichen nichts weiter als das nackte Leben gerettet hatten. Es waren drei Matrosen von dem Dampfer und ein bildschönes junges Mädchen.

August Graf, welcher allein am Gestade des Hudson einen Spaziergang gemacht und sich, in Träumereien versunken, verirrt hatte, war durch die Feuerzeichen des Lootsenthurmes auf das kleine Eiland, welches mit dem festen Lande durch eine Brücke in Verbindung stand, gelockt worden.

Die Vorsehung hatte ihn gleichsam zum Retter der Unglücklichen aus Todesnöthen mit weiser Vorsicht bestimmt, und so die lasterhaften Worte der rohen Bewohner dieser räuberischen Stätte, welche nur darauf ausgingen, ihr Strandrecht geltend zu machen, zu nichte gemacht.

Der todesmuthige junge Mann lag in der armseligen Hütte auf einem elenden Strohlager. Eine Stunde war bereits seit der edlen That verflossen und noch hatte derselbe nicht das geringste Lebenszeichen kundgegeben. Vergeblich waren alle Bemühungen der Weiber, das Leben wollte nicht in den erstarrten Körper zurückkehren.

„Hier, nehmt meine Rumflasche und gebt ihn einen herzhaften Schluck!“ sagte der eintretende Loof, lüsternd auf die goldene Uhr des jungen Mannes blickend, welche auf einem Tische lag. „Reibt ihn die Glieder kräftig mit Rum ein, das wird den Tollkühnen schon wieder auf die Beine bringen. Es wäre wahrlich um ein so junges, muthiges Blut ewig schade, wenn es zum Lohne seines Edelmuthes sollte in's Gras beißen müssen,“ fügte er, bewundernd auf den Leblosen blickend, hinzu.

Hastig nahm man die dargebotene Lederflasche aus der Hand des nur höchst selten liebreich helfenden Lootsen und träufelte einige Tropfen in den nur mit Mühe geöffneten Mund des jungen Arztes, rieb den ganzen Körper mit heißem Rum ein, und legte erhitzte Steine an die Füße und den Magen. Diese Mittel wirkten wie mit Zaubermacht und nach einer guten Stunde konnte August Graf schon die weiteren

Begebenheiten der Rettung der vier Personen, welche Loof ihm mittheilte, mit anhören.

Genau ließ er sich die besonderen Eigenthümlichkeiten der Geretteten beschreiben. Ein seltsames, freudiges Gefühl beschlich in geheimnißvollen Ahnungen sein gedrücktes Gemüth. Neues Leben kehrte in den ermatteten Körper zurück. Das Blut wallte wieder heftig durch heißen Grog geweckt, in den Adern.

„Führt mich zu den Unglücklichen, guter Freund," sagte August Graf mit matter Stimme „ich möchte die von Todesfurcht so Schwergeprüften, welche wahrscheinlich ihr geringes Vermögen verloren haben, wohl sehen und sprechen. Vielleicht ist meine persönliche Hülfe noch nöthig. Hier nehmt einstweilen diese Kleinigkeit für Eure menschenfreundliche Unterstützung."

Bei diesen Worten reichte der junge Mann den Weibern eine Zehnpfundnote mit freundlichen Blicken dar und bemerkte nicht, wie die gierigen Blicke des unheimlichen Lootsen auf das wohlgefüllte Portefeuille ruhten, welches August Graf nachlässig in seiner Hand hielt.

„Nun denn, so kommt," erwiderte Loof mürrisch, „ein so feiner, reicher und freigebiger Herr, wie Ihr, Sir, ist bei dem schönen Geschlecht stets willkommen. Je öfter Ihr den Beutel öffnet, je weiter wird das weibliche Herz. Fragt nur die alten Megären hier, die möchten Euch vor Entzücken — wegen der Zehnpfundnote — selber herzhaft küssen."

Unter heiserem Lachen über seinen rohen Scherz verließ Loof mit mit dem jungen Manne das unreinliche Gemach. Der Weg war kurz. Sie betraten gerade in dem Augenblicke das spärlich erleuchtete Gemach der Hütte, worin sich die Geretteten befanden, als Wilms Harrold eben mit dem Messer in der Hand auf einen jungen Matrosen eindringen wollte, welcher sich unter den Schiffbrüchigen befand, und furchtlos dem Strandräuber gegenüber stand.

„Verfluchte Banditen!" donnerte die Stimme des jungen Matrosen, welche August Graf augenblicklich als ihm genau bekannt, erkannte. „Euren hinterlistigen Zeichen und der Saumseligkeit Eures Wesens verdanken wir lediglich, daß wir uns in dieser unglücklichen Lage befinden. Doch triumphirt nicht zu früh, Ihr macht sonst die Rechnung ohne den Wirth. Das Schiff war ein Regierungsdampfer und führte Kriegsmaterial am Bord. Ich sage Euch, Präsident Jefferson Davis läßt diese Geschichte nicht so ruhig stecken."

„Halte Dein ungewaschenes Maul im Zaume!" rief Wilms in diesem Augenblicke mit finstern Blicken, „sonst jage ich Dir mein gutes

Stahl zwischen die Rippen, daß Du sehr bald vergessen sollst, wo Du und der Dampfer gescheitert bist."

„O, ich glaube wohl, daß ich Euch als Ankläger gefährlich werden kann," erwiderte der Matrose höhnend, „und daß Euch daran gelegen ist, uns aus dem Wege zu schaffen. Schon oft hörte ich von dem räuberischen Eiland bei New-York, wo schon so manches wackere Schiff, verlockt durch die hinterlistigen Feuer- und Fahrwasserzeichen, zu Grunde gegangen ist; dieses Mal habt Ihr Euch in der eigenen Schlinge gefangen. Euer Kopf ist sicher reif für den Galgen."

„Stoße den vorlauten Burschen zu Boden, Wilms!" rief Loof mit funkelnden Augen, „damit die plauderhafte Junge den Fischen im Meere erzählen kann, auf welche Weise der Dampfer zu Grunde gegangen ist. Solche Schwätzer gehören mit ihren Geschichten auf den Meeresgrund."

Schon wollte Wilms auf den unbewaffneten jungen Matrosen eindringen, als August Graf aus der Dunkelheit des Zimmers hastig hervorsprang, dem wüthenden Lootsen mit einem Griffe das scharfe Messer entriß und durch einen kräftigen Stoß heftig zu Boden schleuderte.

„Conrad — August!" erscholl zu gleicher Zeit der freudige Ruf von den Lippen der beiden jungen Männer. Doch die Situation war zu gefährlich, um an eine herzliche Umarmung zu denken, denn zehn bewaffnete Hände erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die beiden Freunde, um ihnen den Garaus zu machen.

„Oho!" rief Loof Payne mit vor Wuth entstellten Zügen. „Das ist ja eine prächtige Geschichte! Kaum dem Tode entronnen, mischt sich dieses Milchgesicht in unsere Händel und schlägt Denjenigen zu Boden, der ein gutes Recht hat, nichtswürdige Verleumdungen gebührend zu bestrafen. Da Ihr es nun einmal so wollt, so könnt Ihr zusammen das Fest Eures Wiedersehens auf dem Meeresgrunde in Gemeinschaft der Ungethüme der See feiern! Drauf Ihr Leute! Gebt Ihnen das Messer von Loof-Eiland zu kosten, es lohnt sich der Mühe, unsere Freunde im Meere mit frischem Fraße zu versehen!"

Von allen Seiten drangen die Strandräuber auf die anscheinend Wehrlosen ein, doch bald belehrte sie das trübe Licht der Lampe, daß einige von ihnen den Sieg zuvor mit ihrem Leben bezahlen müßten, wenn sie Herren der gefährlichen Situation werden und über das Leben ihrer vermeinten Feinde triumphiren wollten. Ein achtläufiger Revolver in der Hand des jungen Arztes starrte ihnen entgegen und drohte den Kühnen niederzustrecken, welcher es etwa wagen wollte den

schweren Tisch zu berühren, welcher zwischen den Lootsen und ihren Opfern stand.

„Zurück, Ihr elenden Meuchelmörder!“ donnerte die Stimme August Graf's, „oder ich gebe Euch eine Ladung zum Besten, an welcher Ihr Zeit Eures Lebens genug haben sollt. Haben die Unglücklichen nicht genugsam Schrecken und Todesnöthen ausgestanden, und haben sie mehr als das nackte Leben gerettet? In dieser armseligen Lage legt man nicht jedes Wort der Bedauernswerthen auf die Goldwage, sondern hilft ihnen die erlebten verhängnißvollen Stunden zu vergessen. Mögt Ihr nun Schuld sein an dem Elende oder nicht, ungeschehen vermag es Niemand zu machen, deshalb vergeßt die harten Worte meines Freundes, wie er ebenso vergessen wird, was Ihr ihm Uebles angethan habt.“

„Gut denn,“ erwiderte Loof, seinen Gefährten einen vielsagenden Blick zuwerfend, „mag die Geschichte vergessen sein. Legt Euch zur Ruhe und stärkt die müden Glieder durch einen guten Schlaf. Es wird Euch Niemand hier stören. Eure Leidensgefährten schlafen schon wie die Ratten hier in der Nebenkammer und die Lady mit dem Engelsantlitz scheint in ihrem kleinen Gemache auch vor Ermüdigkeit eingeschlafen zu sein. — Morgen können wir weiter reden und uns zu verständigen suchen. Kommt, Leute, der Fremde hat Recht,“ wandte sich Loof an die übrigen Lootsen und Fischer, „weshalb wollen wir gegenseitig unnützes Blut vergießen. Das Unglück ist einmal geschehen, und mag Derjenige es büßen, der es herbeigeführt hat, wir haben unsere Schuldigkeit gethan und können ruhig Jedermann Rede stehen. — Kommt, Leute! Du, Peter Mqok, kannst mit Deinem Weibe für diese Nacht in meinem Hause Quartier nehmen und den Fremden Deine Hütte überlassen. Für Speise und Trank werde ich Sorge tragen.“

Mit diesen Worten verließen die raubgierigen Strandbewohner das Gemach, wohl wissend, das Loof in seinem teuflischen Herzen einen finstern Plan verbarg, denn bisher hatte er noch niemals eine Beleidigung verziehen, weshalb die Zeugen ihrer räuberischen Absichten wohl nicht so leer ausgehen konnten, um eines Tages als gefährliche Ankläger gegen sie auftreten zu können. Alle fühlten die Nothwendigkeit in ihren Herzen, daß die Geretteten, welche zu viel gesehen und gehört hatten, mit ihrem Leben eine Kenntniß bezahlen müßten, die nur zu ihrem Verderben führen konnte.

Kaum sahen sich die beiden Freunde allein, als sie an die Thür eilten, um diese zu verriegeln, doch weder Schloß noch Riegel war

vorhanden, um sie verschließen und einen plötzlichen Ueberfall vereiteln zu können.

„Wir wollen die Thür mit Stricken befestigen," sagte Conrad, „denn wir müssen uns vor einen heimlichen Besuch dieser Strandräuber sichern."

„Du hast ganz Recht, lieber Conrad," entgegnete August Graf, seinen bewährten Freund mit liebevollen Blicken betrachtend. „Den gleißnerischen Worten dieses Elenden dürfen wir durchaus keinen Glauben schenken, denn unter der freundlichen Maske verbirgt er das blutgierige Herz eines Tigers. Wecke Deine Gefährten, Conrad, wir wollen den Eingang dieser Hütte verbarrikadiren, so gut es nur immer geht, obgleich uns keine Gefahr von dieser Seite drohen wird. Glaube mir, man hat uns ein Grab im Flammenmeer zugedacht und ehe der Morgen anbricht, leuchtet der rothe Hahn auf dem Dache dieser Hütte. Das Feuer ist weniger schwatzhaft als das Meer."

„Beim heiligen Michael! Du hast vollkommen Recht, alter Freund!" rief Conrad Heiduck erschreckt. „Die Schurken haben von uns Alles zu fürchten und vom Feuer Alles zu hoffen. — Ich klage nicht um mein Leben," fügte er erbleichend hinzu, „denn ich habe dem Tod oft genug ohne Furcht in's Auge geschaut, aber das junge, schwergeprüfte Leben meiner armen Schwester Anna liegt mir am Herzen und läßt bei dem Gedanken, daß sie hier ihren Tod in den Flammen finden soll, das Blut zu Eis in meinen Adern erstarren."

„Anna den Tod in den Flammen finden!" wiederholte August im Tone des Schreckens und der grenzenlosesten Verzweiflung. „Wie soll ich Deine Worte verstehen, lieber Conrad? — Ist denn Anna in diesem Hause?"

„Natürlich!" versetzte Conrad, den kalten Schweiß von seiner Stirn wischend. „Sie befand sich auf dem gescheiterten Dampfer unter meinem Schutze. Die Aermste hat viel gelitten — doch jetzt ist keine Zeit unsere gegenseitigen Abenteuer zu erzählen. Der Tod pocht an unsere Thür, wir müssen auf unsere Rettung bedacht sein."

„Herr des Himmels!" rief der junge Arzt, die Hände zusammenlegend und seinen schmerzvollen Blick nach der Decke des niedrigen Gemaches richtend. „So ließest Du mich in Deiner nie ruhenden Gnade die Geliebte meines Herzens aus Todesnöthen retten? Du wirst und kannst nicht wollen, daß sie hier in den Flammen ihren Tod von Mördershand finden soll. Kaum auf seltsame Weise in einem fremden Welttheile gefunden, kann ich sie nicht gleich wieder verlieren. So hart kann Deine Vaterhand die Sünden unseres Le-

bens nicht strafen. Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," fügte er demüthig hinzu, dann richtete sich seine edle Gestalt plötzlich empor, Muth blitzte aus seinen Augen und mit fester Stimme rief er: „Auf, Conrad! wecke die Schläfer, wir müssen Alles thun, um der Theuren — und unser Leben zu retten!"

Hastig eilte Conrad zu den Todesmüden und weckte sie aus dem todesähnlichen Schlafe mit rauher Hand.

„Auf, Kameraden!" rief er die Erschreckten mit donnernder Stimme zu. „Der Tod steht in seiner schrecklichen Gestalt an diesem Lager, Ihr geht dem ewigen Schlaf entgegen, wenn Ihr Eure Kräfte nicht sammelt und den Schlaf mit kräftigem Willen verscheucht! — Auf, auf, Gefährten!"

Erschöpft, ja bis zum Tode ermattet, hatten die Unglücklichen vor kaum einer Stunde das Lager gesucht. Die schärfste Prüfung für die Nerven, von welchen der thierische Muth allein abhängt, besteht darin, plötzlich in der Stille der Nacht durch eine rauhe Hand gewaltsam erweckt zu werden. Das erste Gefühl, was die Erschöpften, als sie aus ihrer Ruhe so aufgeschreckt wurden, empfanden, war weder Furcht noch Ueberraschung. — Der amerikanische Matrose ist an Todesgefahr gewöhnt. — Es war das Gefühl eines Indianers, welcher Zeit seines Lebens der Gefahr nicht fremd ist. Mit einem schwachen Schrei und einem tigerartigen Sprunge packten die Erwachten den Störer ihrer so sehr bedürftigen Ruhe an die Kehle. Conrad schleuderte sie mit einem kräftigen Rucke von sich, und ein beifälliges, halb ironisches Lächeln spielte im Dunkel des Gemaches über seine Lippen.

„Laßt ab, Verwegene," rief Conrad lachend, „Galgenblut verleugnet sich nicht!"

„Ah! — Du bist es, Bloom," sagte einer der Matrosen, „ich glaubte zu träumen. — Was giebt's denn, unruhiger Geist? — Ist der Alhambra aus den Tiefen des Meeres erstanden oder will der Teufel diesen verfluchten, felsigen Küstenpunkt verschlingen?"

„Keines von diesen," erwiderte Conrad ernsthaft, „Diese Strandräuber wollen uns an's Leben, wenn wir nicht schleunigst unsere Rettung versuchen, so finden wir ein elendes Grab in den Flammen, denn die Banditen werden uns bald mit dem rothen Hahne heimsuchen, um die Zeugen ihrer nichtswürdigen Schandthat von der Erde zu verwischen."

„Donnerwetter!" rief ein Anderer. „Ein ehrliches Grab in den Wellen lasse ich mir allenfalls gefallen, aber elend im Feuer zu braten, das ist kein passender Tod für einen braven Matrosen. — Was ist

denn aber zu thun, Bloom? — Du bist ein gelehrter Kerl und mußt daher besser Rath in dieser verdammten Sache zu ertheilen wissen, als wir. — Können wir uns mit unserm guten Messer nicht einen Weg nach New-York bahnen? Die Boote dieser Schurken liegen in der Nähe dieser Hütte."

„Kommt nur in das andere Gemach, dort finden wir noch einen Freund, welcher vielleicht besser zu rathen weiß, als ich," entgegnete Conrad drängend, „die Zeit flieht dahin und wenn wir nicht eilen, so sitzen wir in diesem Neste fest und sind unrettbar verloren."

Ungestüm stürzten die Matrosen in das matt erleuchtete Gemach, wo August Graf bereits die Thür mit alten Möbeln fest verrammelt hatte.

Mißtrauisch betrachteten sie den jungen Mann, aus dessen vornehmem Wesen die Ueberlegenheit seines Geistes über den ihrigen unverkennbar sprach. Doch die edlen Züge seines männlich schönen Gesichtes, welche Muth und Entschlossenheit verriethen, sowie das Freundschaftsverhältniß, welches zwischen Conrad und ihm obzuwalten schien, verscheuchte das Mißtrauen bald und vertrauende Zuversicht trat an seine Stelle.

„Meine Freunde," redete der junge Arzt die Gefährten Conrad's mit herzgewinnender Stimme an, „wir sind entschlossene Männer und fürchten den Tod in keiner Gestalt, aber wir haben das Leben eines jungen Mädchens — der Schwester Eures Kameraden — zu beschützen und möglichst zu retten. Nicht umsonst kann der Lenker unseres Schicksals mein Werk — Eure Rettung — haben gelingen lassen, indem ich durch Meerestoben und finsteres Wellengrab das Rettungsseil in die Hände dieser elenden Strandräuber brachte. Seine rettende Vaterhand wird uns gewiß auch auch aus dieser Todesnoth erlösen, wenn wir gemeinschaftlich unsern ganzen Mannesmuth einsetzen."

„Du — Ihr waret also unser Retter?" ertönte es von den Lippen Conrad's und seiner Unglücksgefährten zu gleicher Zeit in erstaunender und bewundernder Freudigkeit, indem sie seine Hand in herzlicher Weise ergriffen.

„Ja, meine Freunde," erwiderte August Graf leicht vor Verwirrung über die Herzlichkeit der rohen Männer erröthend. „Gott in seiner unendlichen Güte ließ dieses schwere und gefährliche Vorhaben wohlgelingen. Und nun hört auf mit Euren Lobeserhebungen," fügte er ernsthaft hinzu, als er bemerkte, daß man seine allerdings heroische That mit glühenden Worten ohne Aufhörens pries. „Ich that nichts mehr als eines ehrlichen Mannes Pflicht. Doch jetzt zu unserer Rettung, lassen wir das von Todesfurcht ermattete arme Mädchen noch eine Weile

ruhig schlafen, bis wir einen ausführbaren Plan gefaßt haben. Lange wird es nicht mehr währen, dann haben wir die Mordbrenner hier, deshalb müssen wir uns beeilen. — Einer von Euch, meine Freunde, mag durch den Kamin dort auf das Dach steigen, um uns das Herannahen der Gefahr rechtzeitig zu melden, während wir das Rettungswerk überlegen."

Mit der, dem Matrosen eigenthümlichen Gewandtheit — gleich einer Katze, kletterte einer der Matrosen eiligst durch den Kamin den steilen, jedoch nicht hohen Schornstein hinan und ließ das wohlgeübte Auge forschend durch die Dunkelheit dringen. Bald bemerkte er das vorsichtige Heranschleichen zweier dunklen Gestalten, welche Bündel von trockenen Reisigen, Stroh und Seegras trugen. Diese warfen sie in die Nähe des Hauses nieder und verschwanden geräuschlos im Dunkel der stillen Nacht, welche auf den entsetzlichen Sturm gefolgt war.

Seine Gefährten von dieser Wahrnehmung Kenntniß gebend und seinen Wachtposten wieder einnehmend, war das Werk einiger Minuten.

„So laßt uns eilen, meine Freunde," sagte August Graf mit freudigem belebenden Muthe, „Du Conrad, oder Bloom — wie Dich Deine Gefährten nennen — besteige mit diesen, Deinen Kameraden das Dach und versuche von der Hinterseite dieses Hauses den Erdboden und die Boote zu erreichen. Vielleicht gelingt es Euren vereinten Kräften ein solches flott zu machen. Der frische Morgenwind und Eure Erfahrungen werden uns bald in den schützenden Hafen von New York treiben, wo wir Hülfe und Sicherheit vor diesen elenden Meuchelmördern finden werden, deren Stunde der Vergeltung nicht mehr fern sein mag. Ich werde Anna inzwischen erwecken und sie gegen jeden Angriff muthig vertheidigen. Durch die Thür dieser Hütte können wir nicht entkommen, denn diese wird unzweifelhaft von den Banditen beobachtet und bewacht, nur durch den Kamin führt der Weg zur möglichen Rettung. — Nun vorwärts Kameraden! Gott sei mit Euch! Meine bewährte Feurwaffe soll Euch — wenn es Noth thut — den Rückzug decken."

Furchtlos verschwanden die von Wind und Wetter gestählten und abgehärteten Söhne des Meeres. Jede Müdigkeit war verschwunden, die herrschende Gefahr und der drohende Tod hatten ihr Nervensystem bis zur höchsten Potenz angespannt. Muth und Entschlossenheit leuchteten aus ihren funkelnden Augen. Das Messer zwischen den Zähnen kletterten sie den steilen Weg hinan und verschwanden vom Dache des Hauses in die nächtliche Dunkelheit, indem sie vorsichtig die niedrige Wand hinabrutschten und auf dem Erdboden wie die lauernde Schlange

dem Opfer ihrer Gefräßigkeit — der Gegend des Meeres geräuschlos zueilten.

Plötzlich hielt einer der vordersten Matrosen in seinem Laufe ein, seine Gestalt zog sich zusammen, wie der Körper des Panthers, wenn er zum Sprunge ausholt. Lautlos lagen die Uebrigen auf dem feuchten Erdboden.

Eine undeutliche Gestalt tauchte vor ihnen — nicht zu weit entfernt — auf. Diese schien die Boote zu bewachen, denn sie ging langsamen Schrittes am Ufer hin und her. — Ehe die Gestalt sich noch umwenden konnte, fühlte sie die Eisenfaust des Matrosen an ihrem Halse und seine Stimme flüsterte in das Ohr des heftig Zusammenfahrenden:

„Keinen Schritt von der Stelle — keinen Laut — oder Du bist . . .“

In diesem Augenblicke tauchte eine zweite Gestalt aus dem Dunkel hervor und begegnete dem düsteren Auge des Matrosen, welches unheimlich durch die Nacht blitzte. Schon erhob die Hand dieser Gestalt das Messer, um dem Matrosen den Todesstoß zu versetzen, da wurde plötzlich die Gegend durch einen hellen Feuerschein erleuchtet. Das Haus, worin sich Anna Heiduck und August Graf befanden, stand in Flammen, und beleuchtete die Blutscene, welche am Gestade des Meeres stattfand. Die beiden Gestalten, welche die Matrosen an ihrem Vorhaben hindern wollten, lagen leblos — von dem Messer durchbohrt — in ihrem Blute schwimmend, am Boden, währeud flüchtigen Fußes die Geretteten davon eilten, nicht wissend, welchen Weg sie zu ihrer Rettung wählen sollten, denn ein fürchterliches Geheul und das Heranstürzen einer Anzahl Bewohner des entsetzlichen Eilandes belehrte sie, daß ihre That — und sie selbst entdeckt seien.

Conrad, von Wuth und Verzweiflung über das fürchterliche Schicksal seiner vom Schicksal so schwer geprüften Schwester und ihres Geliebten getrieben, sprang über die Körper der Getödteten hinweg, erreichte eine weniger vom Feuer erleuchtete Stelle, sprang in die Fluthen des Hudson und schwamm, in Schatten gehüllt, einem nicht zu fern liegendem Felsenriffe zu, wo seine Füße Boden fanden und wo er, völlig erschöpft von den Anstrengungen der Arbeit während des Sturmes auf dem Dampfer und den Aufregungen der stattgefundenen Scenen, leblos niedersank.

Mit welchen Gefühlen August Graf leisen Schrittes in das kleine Gemach schlich, wo Anna Heiduck auf dem Lager des Weibes des Be-

sitzers der Hütte ruhig schlief, vermag wohl keine Feder genügend zu schildern.

Nie hatte er tiefere Dankbarkeit gegen den Höchsten in seinem Innern gefühlt, als in diesem Augenblicke, wo er am Lager der Heißgeliebten stand, welche, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, nach den Satzungen der Kirche das ehelich verbundene Weib eines Andern und dennoch die reine, tugendhafte Jungfrau war. Sein stürmisch pochendes Herz vergaß augenblicklich die Nähe der drohenden Gefahr, voll Entzücken hing sein feuchtes Auge an den Engelszügen des schlafenden Mädchens. Leise bog er sich über den Körper derselben nieder und hauchte einen glühenden Kuß auf die rosigen Lippen, doch sie erwachte nicht, denn Körper und Seele waren von den ausgestandenen Todesgefahren gleich angegriffen, die Natur forderte jetzt gebieterisch ihr Recht.

Nicht lange stand der junge Mann in seliges Entzücken versunken, da verspürte sein Geruchsnerv das unsichtbare Herandringen eines brandigen Geruches und bald darauf zeigten sich kleine Rauchwolken im Zimmer, welche mit rasender Schnelligkeit zunahmen. Mit klarem Geiste überschaute der in seinen glücklichen Träumen so empfindlich gestörte junge Arzt die Gefahr des Augenblicks. Ein wildes Geschrei und Getöse drang von Außen an sein Ohr und erfüllte die Brust mit Entsetzen. Die rauhe Wirklichkeit trat an Stelle der herrlichen Träume.

Sanft rief er den Namen der Geliebten, indem er ihre zartgeformte Hand ergriff, welche er mit glühenden Küssen bedeckte. Schlaftrunken öffnete Anna die Augen, sie glaubte zu träumen, ihre Sinne waren von den ausgestandenen Leiden angegriffen und mit den Bildern des Entsetzens auf dem gescheiterten Schiffe noch erfüllt.

„Conrad," rief sie mit herzzereißender Stimme. „Conrad, zur Hülfe — ich ertrinke!"

„Beruhige Dich, theure Anna," sagte August Graf, schmerzlich von den Worten der Geliebten berührt. „Du bist nicht mehr auf dem Schiffe. — Ermuntere Dich, und höre auf die Stimme Desjenigen, welcher mit Dir leben und sterben will."

Der bekannte Ton seiner Stimme vermochte es mehr als seine Worte, daß Anna pötzlich zum vollen Bewußtsein erwachte. Doch völlig vor Erstaunen erstarrt, blickte sie sprachlos auf den Heißgeliebten, während ein brennendes Roth mit der Leichenblässe ihrer Wangen wechselte und ein Thränenstrom ihren matten Augen entströmte.

„August!" hauchte die Schwergeprüfte in einem Tone, welcher das Herz des jungen Mannes in wildem Schmerze zerriß. „August, träume

oder wache ich — bin ich auf Erden oder im Himmel? — Sendet die Vorsehung mir Deinen Geist zur Errettung von meinen unaussprechlichen Leiden, oder bist Du mir erschienen, um mich an mein Elend zu erinnern, daß ich es gewagt habe dem Willen meines Vaters zu trotzen und zu entfliehen? Sieh' wie schwer ich durch meinen Ungehorsam gestraft worden bin. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, doch der Mutter Fluch reißet sie nieder. Mein Haus ist der Sarg, wo ich Ruhe finden werde, wenn der himmlische Vater mir meinen Fehltritt in seiner ewigen Güte verzeiht."

„Erwache, Theuerste," versetzte August Graf, dem die Worte Anna's zum größten Theile unverständlich waren, „ich lebe und bin durch das unerforschliche Walten der Vorsehung bestimmt gewesen Dich vom Tode des Ertrinkens zu erretten. Die Schickungen des Ewigen führten unsere Wege, ungeachtet die Menschen uns unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen vermeinten, hier im fernen Welttheile doch zusammen. Erkenne hieraus Geliebte, daß Gott unsere reine Liebe billigt und heilig spricht."

„August, innigst geliebter Freund!" rief Anna, zärtlich seine Liebkosungen erwidernd, „wie konnte ich jemals Deine Treue und liebe-Aufopferung vergessen, mit welcher Du mir beistandest, als mein Auge noch von dunkler Nacht umhüllt war. — Doch erzähle mir, Geliebter, welcher glückliche Stern Dich an mein Lager führte. — Aber wo ist Conrad?" fügte sie ängstlich umherblickend hinzu. „Oeffne doch das Fenster, damit frische Luft eindringt, ein erstickender Rauch beängstigt meine Brust."

Theure Anna," sagte der junge Mann, vor Schmerz fast vergehend, während heiße Thränen seinen Augen entströmten und über die männlichen Züge rannen, „fasse Deinen ganzen Muth zusammen, um zu vernehmen, daß Deine Leidenstage noch nicht zu Ende sind. Es hat dem Höchsten gefallen, unser Leben in die Hände von Banditen und Mordbrennern zu geben und wenig Aussicht ist vorhanden, lebend dieses Haus zu verlassen, denn die Mörder versuchen es in Brand zu stecken, um uns, ohne jede Spur zu hinterlassen, aus der Welt zu schaffen, weil sie fürchten, Conrad und seine Gefährten könnten gefährliche Ankläger wegen ihrer nichtswürdigen That werden. Wir sind allein in dieser Hütte, Conrad und seine Kameraden befinden sich in Freiheit und sind gewiß auf unsere Rettung bedacht. Erhebe Dich, Geliebte und folge mir in's Nebengemach, sieh', dort leckt schon die helle Flamme durch die Decke des Zimmers."

„Erschreckt sprang Anna von ihrem Lager und folgte August Graf in das eigentliche Wohnzimmer des Besitzers dieser ärmlichen Hütte.

Völlig gefaßt und ergeben in ihr entsetzliches Schicksal, sank das arme Mädchen, noch immer tief ermattete, auf einen harten Bretterstuhl und blickte in sprachlosem Entzücken auf den Geliebten, welcher auf jedes Geräusch mit scharfem Ohr hörte, während sein Blick unruhig im Zimmer umherschweifte, gleichsam als suchte seine mit Angst und Schmerz erfüllte Seele in jedem Dinge und in jedem Gegenstande des Gemaches einen Ausweg zur Rettung der Geliebten vom entsetzlichen Feuertode. Lange blieb sein Blick haften auf die alten Kleidungsstücke des Lootsen, welche an einem hölzernen Riegel hingen, gleich einem Blitzstrahle durchzuckte sein Gehirn der Gedanke einer möglichen Rettung durch sie. Da plötzlich schlugen die hellen Flammen von oben und an den Seiten in das Gemach und erleuchteten dasselbe mit grausiger Helle.

Anna hatte unwillkürlich die Hände gefaltet, während einzelne Thränen über ihre bleichen Wangen herabrollten. Sie betete nicht für sich allein — auch des Geliebten — des Bruders und des hartherzigen Vaters wurde in der Todesstunde seines armen Kindes von diesem mit zerknirschtem Herzen gedacht.

Von allen Seiten brachen jetzt die brennenden Balken, das rauchende Mauerwerk und die morsche Decke des Zimmers zusammen und begruben die Unglücklichen in eine Staub- und Rauchwolke.

Der junge Mann, welcher inzwischen einen alten Anzug des Lootsen angelegt und Anna mit einem Rocke der Frau desselben bekleidet und eine Kappe über ihr Haupt geworfen hatte, nahm die ohnmächtige Gestalt der Geliebten in seine starken Arme und stürzte mit ihr in die lodernden Flammen, umhüllt von mächtigen Rauchwolken, welche durch das feuchte und qualmende Dach erzeugt wurden. — „Hoffet auf den Herrn, er wird Alles wohl machen!“

VII.

Amerika's Kinder der Hölle.

Im Hafen von Sudan liegt segelfertig der stolze Dreimaster La Plata. Ein frischer Wind bläst in die Segel, die Ankerwinde

knarrt, ein Kanonenschuß, ein letzter erschallt, und in beflügelter Eile sticht das Schiff mit seiner Ladung Menschenfleich in See. Dreihundert und neunzig Neger — ächte Kinder der Erde Westafrika's — befanden sich am Bord des von Kapitain Santiago geführten Sclavenschiffes.

Bald sind die tropischen Gestade mit ihren prachtvollen Gewächsen, ihren majestätischen Gebirgen, die das herrlichste Farbenspiel zeigen und deren Gipfel bis in die Wolken ragen erreicht, aber fast eben so schnell auch dem Auge entschwunden und in ungemessener Weite dehnt sich der grausige Ocean. Die unglücklichen Söhne des fernen Westens beschleicht im dunklen Schiffsraum ein unheimliches Grauen — ahnen sie, daß viele von ihnen den festen Boden einer fremden Erde nicht mehr betreten werden? Es wird ihnen so weh, so sterbensweh zu Muthe — fühlen sie den entsetzlichen Abgrund unter ihren Füßen sich öffnen? — Doch das Grauen schwindet nach nnd nach, sie gewöhnen sich an das beständige Schaukeln und Auf- und Niederwogen des Schiffes, aber das Wehe ihres Herzens bleibt unverändert. Fest aneiandergekettet liegen die unglücklichen Opfer christlicher Habsucht in starrer Verzweiflung auf dem harten Boden des Schiffes, sie denken an den heimathlichen Heerd — vielleicht an Weib und Kind, an Vater und Mutter. Mit rauher, habgieriger Hand von der Scholle ihrer Geburt gerissen, von den entmenschten Sclavenhändlern — gleich einer Horde wilder Thiere — des elenden Gewinnes wegen in ein fremdes Land getrieben, gemartert von der Hand des entsetzlichen Sclavenaufsehers und unaufhörlich gepeiniget von dem Wehe ihres Herzens, ist es wohl erklärlich, wenn das Gefühl der Rache gegen ihre weißen Peiniger den höchsten Punkt erreichte, und sie oftmals im tollen Wahnsinne die Hand gegen den eigenen Herrn meuchelmörderisch erhoben und blutige Vergeltung übten für die furchtbaren Martern, welche sie jahrelang bei schlechter — kaum sättigender Nahrung geduldig ertragen hatten. — Welcher civilisirte Mensch mag wohl den ersten Stein auf die erbarmungswürdigen — gleichsam von der Gottheit verlassenen Creaturen über ihre That werfen?

Die Sonne stieg soeben wie ein mächtiger Feuerball aus den Wogen und säumte die Wellenkämme der gigantischen Wasserwüste mit lichtem Gold, munteres Leben athmete auf dem Deck des, in seinen Unterräumen grausiges Elend verbergenden Schiffes. Heitere Lieder ertönten aus den rauhen Kehlen der Matrosen, während die armen Neger ein Todtenlied in der Weise ihrer Heimath mit klagender Stimme sangen. Bunte, wechselnde Bilder jagten an den Augen der lebenslusti-

gen Matrosen vorüber, welche mit Entzücken auf die blaue See schauten, die, ein großer Wasserspiegel, den Himmel in seiner Farbenpracht gleichsam im Glanze wunderbarer Verklärung abspiegelte, während im kühlen Naß Delphine schimmernde Kreise zogen.

Im dumpfen Schiffsraum, begraben in Dunkelheit und modernder Atmosphäre, sahen die Söhne Westafrika's nicht den luftigen Weg, welchen der stolze Dreimaster sich durch die blauen Fluthen mit riesiger Eile bahnte und sie an die Schwelle ihres Leidens führte. Gleich glühenden Kohlen hafteten die Augen der Neger auf ein junges, weibliches Wesen, welches — gleich den Uebrigen an eine Kette geschmiedet, — sich in heftigen schmerzvollen Geburtswehen unaufhörlich hin- und herwand. Es war Ageilka, die einzige Tochter ihres, von den weißen Männern erschlagenen Oberhauptes, welche gleich ihnen, beim Ueberfalle des Negerdorfes geraubt worden war. Nach der Sitte ihrer Heimath war der Raum geweiht, wo ein Abkömmling ihres Fürsten athmete. Doch vergeblich waren die Anstrengungen der wenigen schwarzen Weiber, welche sich unter den Sclaven befanden, die junge Mutter in ihren Nöthen mit hilfreicher Hand beizustehen, die schwere Kette hinderte fast jede Bewegung, und ein rohes, frivoles Lachen der Matrosen beantwortete ihren Hilferuf.

Der weiße Mann kennt nicht den Schmerz der, von der Vorsehung gefärbten Menschen, sein nach elendem Gewinn strebendes Herz kennt nur den verführerischen Klang des Goldes — jenes Metalles, welches die heiligsten, reinsten Gefühle in der Brust so vieler Tausende — ob hoch ob niedrig geboren — zu ersticken und gänzlich zu tilgen vermag.

Doch die Sonne sinkt und stürzt ins Wogenbett, aber herauf zieht der Mond mit dem ewigen Sternenchor, magisches Licht spielt auf der Fluth, Feuerfunken sprühen aus der Tiefe und gleichsam wie von dem Gebete der armen verlassenen Neger zu dem heidnischen Gotte ihres Landes geisterhaft getragen, zieht das Schiff der weißen Männer des Christengottes unaufhaltsam seine Bahn.

Die Fittige der Nacht legten sich auf das Meer und schlossen die brennenden Augen der schmerzvoll in dumpfer Verzweiflung vor sich hinstarrenden Neger. Todtenstille herrschte auf dem Schiffe und in dem Sclavenraum, nur dann und wann unterbrochen von dem Aechzen und Stöhnen der unter gräßlichen Schmerzen leidenden, jungen Fürstentochter.

Da plötzlich erhob sich geräuschlos die Gestalt eines Negers von athletischem Körperbau. Vorsichtig hob er das Haupt empor und ließ

einige Secunden sein glühendes Auge in unaussprechlicher Liebe auf dem jungen Weibe ruhen, gleichsam als wollte er durch diesen Blick Muth sammeln zu jener heroischen That, welche in seinem brennenden Gehirn reifte. Dann wandte er sich kurz ab, biß mit den scharfen, weißen Zähnen seines Mundes in den gefesselten linken Arm und riß in wüthender Hast große Stücke Fleisch aus den Muskeln, bis der Röhrknochen vom Fleische entblößt lag. Mit einem kräftigen Rucke brach er diesen am Ellenbogengelenk mitten durch und ließ den Arm mit der Fessel zu Boden gleiten, während das Blut in heftigen Strömen aus dem Stumpfe hervorstürzte. Ohne einen Laut des Schmerzes zu verrathen, drückte er den blutenden Stumpf in den Sand, welcher den Boden des Schiffsraumes in dichten Lagen — des Unrathes wegen — bedeckte, so daß der Blutstrom einigermaßen gehemmt wurde. Dann schlich er, von Fieberfrost und unsäglichen Schmerzen heftig geschüttelt, unhörbar zu dem harten Lager der jungen Frau, und flüsterte glühende Worte der Liebe und des Trostes in das entzückte Ohr der in Geburtswehen mit dem Tode ringenden Mutter.

Wo der Christengott dem armen Neger keine Hülfe in der Todesstunde seines Weibes sandte, da schuf der heidnische Gott in dem Kopfe seines schwarzen Kindes einen helfenden Gedanken, welcher der armen Mutter Linderung in ihrer Pein verschaffte. Sie gebar unter dem Beistande ihres verstümmelten Mannes — des geachtesten Kriegers ihrer Stammes — einen Knaben.

Das Schiff hatte in der prächtigen, windreichen Nacht eine gute Strecke zurückgelegt, schon war der Wendekreis des Krebses durchschritten und die Matrosen rechneten schon am Morgen die Tage aus, welche ihnen die Küste Süd-Amerikas nahe bringen sollten.

Feuriger als sonst stieg heute die Sonne in die Höhe, der erfrischende Morgenwind verhauchte und in stiller Feier lag das Meer, — es fühlte das Nahen des Allgewaltigen, der die Sturmwinde zu seinen Engeln und die Feuerflammen zu seinen Boten hat.

Capitain Santiago stand auf dem Vorderdeck und betrachtete mit bedenklicher Miene den Horizont, sein erfahrenes Auge erkannte die Vorboten einer gewaltigen Katastrophe, die das Herz mit Beben und die Seele mit Entsetzen erfüllt, mit steigernder Besorgniß schaute er auf jedes graue Wölkchen, das sich im Osten entwickelte. Endlich ertönte der Befehl des Kapitains die Segel zu reffen, in rastloser Eile wurde dieser von den Matrosen mit kundiger Hand ausgeführt. Der Sturmwind zögerte loszubrechen — gleichsam als wolle er das Schiff, befrachtet mit dem Elende menschlicher Verworfenheit, in seinem Grimme ver-

schonen und Zeit gönnen, aus seinem Bereiche zu entfliehen. Doch die Sonne verschwand und im unheimlichen Roth leuchtete der Abendhimmel. Mit der emporsteigenden Nacht wurde das leichte Wölkchen am östlichen Himmel zur dunklen Mauer, die von Sekunde zu Sekunde mit unbeschreiblicher Schnelligkeit wuchs; ein leises, schrilles Pfeifen ließ sich aus der Ferne hören, von woher ein weißer Schaumstreifen über den nachtdunklen Ocean heranzog, das Schaukeln des Schiffes auf den unregelmäßig sich erhebenden Wellen wurde heftiger.

Es währte auch nicht lange, so rollte der Donner mit furchtbarer Macht über die Häupter der von der Seekrankheit mächtig ergriffenen, armen Neger, welche in dem von dicker Luft verpesteten Schiffsraume nach frischer Luft vergebens riefen. Die Blitze zuckten ohne Aufhören durch den Dunstkreis und beleuchteten das mit den Wellen ringende Sclavenschiff. Regengüsse stürzten endlich wie Waldbäche nieder und haushoch schlugen die Wellen über Deck. Fürchterlich wurde das Heulen und Toben des Sturmes, vermischt mit den Klagen der armen Neger, dem Wimmern des neugeborenen Kindes und dem entsetzlichen Stöhnen der Wöchnerin. Da plötzlich ertönte ein lautes Krachen, ein Ausruf der Verzweiflung erscholl: der Hauptmast war gebrochen und stürzte über Bord, ein Wrack war jetzt der Schutz für die wimmernden Sclaven auf dem empörten Elemente. Oftmals glaubten sich die Unglücklichen verloren, wenn der zitternde Bau in den Abgrund der Wellen hinabstürzte, aber der Ewige wollte in seiner unerforschlichen Weisheit, daß die farbigen Kinder des fernen Westens dieser Gefahr entgehen sollten, um noch andere Schrecknisse kennen zu lernen und zu bestehen.

Die Wuth des Sturmes legte sich endlich, einige Stöße erfolgten noch, wurden aber zuletzt immer seltener, die Wellen ebneten sich und als nach der fürchterlichen Schreckensnacht die Sonne im Osten hinaufstieg, lag das Meer so ruhig und glatt im Morgenstrahle, als sei es immer so gewesen.

Mit Erstaunen und Bewunderung blickten die von der Seekrankheit und der schlechten Schiffskost angegriffenen und zu Skeletten abgemagerten Neger, auf den durch aufopfernde Gattenliebe verstümmelten tapferen Gefährten, welcher durch kühlendes Wasser den Brand von dem Stumpfe seines Armes fern zu halten bemüht war und in seinem unbeschreiblichen Schmerze doch noch sein leidendes junges Weib nach Möglichkeit unterstützte. Das unter so seltsamen Umständen geborene Kind lag an der trockenen und fast versiegten Brust einer Negerin,

welcher die Kinder bei dem räuberischen Ueberfalle ihres Dorfes erschlagen worden waren.

Die rüstigen Matrosen hatten einen Nothmast aufgerichtet und Alles hoffte mit günstigem Winde nicht nur die Fahrt fortsetzen zu können, sondern auch Land zu erreichen.

Das beklommene Herz der armen Neger schöpfte neuen Athem und in gierigen Zügen sog die beengte Brust die erquickende Luft ein, welche durch die geöffneten Schiffsluken in den dunklen Raum neu belebend auf kurze Zeit drang. Aber die Atmosphäre veränderte sich plötzlich, das Schiff segelte „keinerlei Lauf", der Matrose am Steuer schaute träumerisch in's Meer, denn der Himmel war hell und klar; kein Wölkchen, kein Luftzug, stark genug eine Feder zu bewegen, war bemerkbar. Düster ruhten die Blicke des Capitains auf Himmel und Meer, sein erfahrenes Auge erkannte das Herannahen einer anderen — vielleicht noch entsetzlicheren Gefahr, als der Sturm war. Denn die Ruhe des Meeres nach dem wilden Orkane — anfangs so köstlich und belebend, wurde zuletzt ängstlich und peinigend.

Einige Tage vergingen, nichts hatte sich geändert. Dieselbe Stille der Luft, dasselbe unheimliche Schweigen des Meeres herrschte. Der Sturm hatte das Sclavenschiff in die Region der Windstillen verschlagen, und war der erstere ein gefährlicher Feind, so war sein Gegentheil wo möglich noch furchtbarer.

Noch ahnten die Matrosen nicht die Größe der Gefahr, sie kannten nicht den Ort, an welchem sich das Schiff befand. Aber das Wort: „Donnersee" würde ihre Wangen mit Leichenblässe bedeckt haben. Dieser Theil des großen Oceans ist von einer fast ununterbrochenen Windstille so beherrscht, daß es für ein Schiff fast unmöglich ist, wieder heraus zu gelangen.

Den senkrechten Strahlen, der Tag für Tag in unverschleiertem Glanze auf- und untergehenden Sonne ausgesetzt, lag das Fahrzeug mit ausgetrockneten Masten und schlaff herabhängenden Segeln unbeweglich auf derselben Stelle; wimmelndes Ungeziefer entwickelte sich in den Mundvorräthen und in dem faulenden Trinkwasser; die Fugen und Klammern, welche dem Wüthen des Orkans mächtig getrotzt, begannen durch die schleichende unwiderstehliche Kraft der Hitze sich zu lösen — und dumpfe Verzweiflung erfaßte auch den Beherztesten.

Die armen gefesselten Neger litten in dem von Ungeziefer wimmelnden Schiffsraum entsetzlich. Täglich starben einige von ihnen, welche von den Matrosen sogleich ohne weitere Ceremonien über Bord geworfen wurden. Der Werth der Ladung schwand von Stunde zu

Stunde und mit unheimlichen Blicken schlich der sonst so aufgeräumte Capitain auf dem Deck umher.

Acht lange, entsetzliche Tage gingen vorüber. Alles war müßig und lässig am Bord. Nur wenn in frühester Morgenstunde die Matrosen bis zum obersten Korb emporkletterten und hinaussahen in die unendliche Ferne, herrschte einiges Leben. Aber die Einförmigkeit wurde immer fühlbarer, immer entsetzlicher. Nichts als endlose blaue, ruhige Fläche nach oben und unten, grelles Sonnenlicht und unerträgliche Hitze. Die Stimmung der Matrosen wurde immer unbehaglicher und düsterer, die Bande der Eintracht lockerten sich, man ging stumm aneinander vorüber oder wechselte rauhe Worte.

„Gott bewahre uns vor Aufruhr und Empörung," sagte der Obersteuermann zu dem Capitain, „die Kerls wollen mit den Booten von dannen eilen und sich zu retten suchen."

Keine Silbe erwiderte der Befehlshaber des Sclavenschiffes hierauf, mit seinem eisigkalten Blick beobachtete er die Aufruhrstifter und hielt mit eiserner Ruhe — ohne Furcht oder Zagen zu verrathen, — noch einigermaßen Zucht und Ordnung, wobei seine wohlgeladene Schußwaffe nicht unbedeutend dazu beitrug. Die besser gesinnten Matrosen blickten vertrauend auf ihn, denn er allein war die Seele des Ganzen, aber er blieb kalt, schweigsam und verschlossen wie das Grab. Sein ehernes Gesicht ließ weder Hoffnuug noch die mindeste Furcht entdecken.

Endlich, nach ewig langen Wochen, erhob sich mit einem aufsteigenden Gewölk neue Hoffnung. Dunkler wurde der heitere Himmel, Blitze leuchteten, der Donner rollte in der Ferne, dann näher und näher und plötzlich — erscholl ein Ruf der Freude und des Dankes aus dem Munde der rohen Matrosen auf dem Deck des bisher rettungslos scheinenden Schiffes. Endloser Regen strömte wie aus Gießbächen herab, lange standen die Männer vor Wonne schauernd, in dem erquickenden Bade, dann griff Alles nach Gefäßen aller Art, das mit stets verstärkter Gewalt herabströmende Wasser aufzufangen, bis alle leeren Fässer gefüllt waren.

An die armen Neger dachte Niemand, kaum erhielten sie ausreichende, fast ungenießbare Nahrung, um ihr armseliges Leben zu fristen, während ein entsetzlicher Durst sie unaufhörlich peinigte und das zahllose Ungeziefer ihren grausigen Aufenthalt zur Hölle machte. Aber auch sie empfanden einigermaßen den wonnevollen Wechsel der Temperatur, denn durch die Fugen drang die belebende Luft hinein und reinigte die verpestete Atmosphäre des Sclavenraums.

Der Wind erhob sich endlich mächtiger und fing sich in dem dicht gerefften Marssegel. Das Schiff schwankte, der Obersteuermann bewegte das Steuer von Bord zu Bord und rief plötzlich mit freudiger Stimme:

„Steuerkraft im Schiffe!"

„Hurrah! Hurrah!" jauchzten die Matrosen aus voller Brust und mit Blitzesschnelle wurde ein Segel nach dem andern beigesetzt.

Der erfahrene Obersteuermann führte das dahin eilende Fahrzeug sorgsam und mit kundiger Hand und bald schien die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit — wenigstens unter dem Schiffsvolke verschwunden, denn die Stätte des Todes lag hinter ihnen und freudig hob sich die Brust eines Jeden bei dem Gedanken, glücklich dem gewissen Tode entkommen zu sein.

Da betrat plötzlich der Capitain das Verdeck. Die Schiffsglocke läutete zum Gebet und anscheinend feierlich sammelten sich die Matrosen um den Schiffsgeistlichen, der ein frommes Dankgebet in lässiger Weise sprach und Schiff und Mannschaft mit heuchelnder Miene Dem befahl, der die Winde fesselt und losläßt nach seinem Wohlgefallen. Dann erhob er die Hand zum Segen und die wettergebräunten Seeleute beugten mechanisch in hergebrachter Ehrfurcht und Demuth das Haupt.

Es war durchaus kein ergreifender und erhebender Augenblick, obgleich weit umher heilige Stille herrschte, denn wer die Bemannung des Sclavenschiffes genauer kannte, wußte sehr wohl, daß der Lippe, welche jetzt noch ein frommes Gebet murmelte, in der nächsten Minute der gräßlichste Fluch entströmen würde, und daß die scheinbar in tiefster Zerknirschung gefaltene Hand sofort bereit war, einen Mord zu verüben. Nur die Gewohnheit lehrte sie beten — und morden.

Dagegen herrschte im Sclavenraum ein anderer, erhebender Geist. Sanfte Klagelaute drangen im frommen Gebet von den Lippen der bis auf hunderundfünfzig zusammengeschmolzenen Neger zu dem heidnischen Gotte ihres fernen Heimathslandes, welcher seine unglücklichen Kinder verlassen zu haben schien.

Der finstere Engel des Todes hatte die Reihen der Neger entsetzlich gelichtet, auch ihr Schutzgeist — die junge Fürstentochter, hatte ihr Leben unter entsetzlichen Qualen geendet und war in bessere, glücklichere Gefilde einer unbekannten Welt ihrem Kinde und Gatten vorausgeeilt.

Dumpfe Verzweiflung leuchtete unheimlich aus den hohläugigen Gesichtern der Neger, da ertönte plötzlich ein leiser, seltsamer Klage-

laut von den Lippen des verstümmelten Kriegers, und drang mächtig ergreifend in das Ohr der aufhorchenden Söhne seines Stammes, welche einstimmig einen Gesang anstimmten, der eine furchtbare Bedeutung zu haben schien. — Es war das Todtenlied der Negerstämme von Whida.

Leise flüsternd, glitt der bisher von den Matrosen unbemerkt gebliebene — durch seine heroische That einigermaßen in Freiheit lebende Krieger von einem Haufen der gefesselten Neger zum andern und schien entsetzliche Worte in das gespannte Ohr seiner Gefährten zu sprechen, denn bei jeder Silbe erhöhte sich der feindliche, drohende und todesmuthige Ausdruck ihrer Züge und zuletzt ertönte der Schlachtenruf ihres einst so mächtigen Stammes von den blutleeren Lippen. Es schien ein unheimlicher finsterer Geist in die Seelen dieser schwarzen Kinder — gleichsam einer anderen Gottheit angehörend — gefahren zu sein.

Das Gold der Abendsonne flammte auf den Kämmen der schäumenden Wogen und bekundete das Scheiden des Tageslichtes. Die Nacht mit ihren dunklen Fittigen brach herein und beendete das bewegte Leben auf dem Deck des Sclavenschiffes. Schlaftrunken lehnten die wachthabenden Matrosen in einer Ecke des Vorderkastels und träumten von den Freuden des ersehnten Landes.

Da öffnete sich plötzlich geräuschlos die sonst verschlossen gehaltene Thür des Sclavenraumes, eine dunkle Gestalt schlich vorsichtig die Treppe nach den Kajütenraum lautlos hinauf und verschwand im Dunkel der Nacht.

Heilige Ruhe lag auf dem schlummernden Meere, die mächtige Hand des Ewigen hielt die Elemente gebannt in ihren unheimlichen Kreisen.

Plötzlich fiel ein heller Lichtschein auf die dunkle See und eine züngelnde Flamme loderte aus den Luken des Kajütenraums und aus den Vorrathsbehältern, erst zeitweise — dann mächtiger empor. Erschreckt fuhren die Wachen aus ihrem Halbschlummer auf und der Angstruf:

„Feuer! Feuer!"

ertönte warnend von ihren Lippen.

Der entsetzlichste Ruf, den man auf hoher See hören kann, vermischte sich mit dem dumpfen Getöse der aus ihren Hängematten erschreckt heraufeilenden schlaftrunkenen Seemänner.

Der Capitain war der erste, welcher seine Geistesgegenwart gewann. Durch ein Sprachrohr gab er den Befehl die brennenden Luken zu schließen. Dieser Befehl wurde augenblicklich vollzogen.

Dann eilte er mit einigen der bewährtesten Matrosen in den Kielraum, um das dort befindliche Pulver herauf schaffen und über Bord werfen zu lassen. Alsdann verschwand er in demjenigen Theil des Schiffes, in welchem das Feuer so seltsamer Weise gefahrdrohend ausgebrochen war.

Die zwei oder drei Minuten seiner Abwesenheit dünkten den rathlosen Matrosen eine Ewigkeit, denn Jedermann sah ein, daß sein Schicksal ganz von der Energie Capitain Santiago's abhing, und es herrschte daher auf dem Deck lautlose Stille, bis er, schon vom Feuer geschwärzt und versengt, mit einem anscheinend leblosen Körper auf den Armen wieder erschien. Er warf seine Last mit vernichtendem Grimme auf das Verdeck nieder, eilte dann auf den Obersteuermann zu und raunte ihn hastig die Worte in's Ohr:

„Schnell in meine Kajüte! Bringen Sie mir meine Pistolen herauf, der Kasten steht auf dem Tische. — Eilen Sie, unser Wohl und Wehe hängt von einem Augenblicke ab!“

Dann sprach er mit fester Stimme zu seiner bestürzten aber aufmerksamen Mannschaft.

„Ihr wißt, Leute, daß ich Euch niemals aus irgend welchem Grunde getäuscht habe. Merkt also wohl auf, was ich Euch sage. Dieser, auf sonderbare Weise seinen Fesseln entkommene schwarzer Schuft hat wahrscheinlich das Feuer angezündet, dessen Löschung fast unmöglich ist . . .“

Ein Schrei der Wuth und des Entsetzens erscholl unter der Mannschaft und Alle sprangen unwillkürlich nach den Booten. Des Capitains gebieterische Stimme hielt sie aber zurück.

„Kopflose Hast und Verwirrung würden uns unfehlbar in's Verderben stürzen, mit Muth und Beharrlichkeit aber können wir alle — und vielleicht auch das Schiff gerettet werden. Laßt es Euch gesagt sein,“ fügte er, dem Obersteuermann die Pistolen abnehmend und den Hahn einer derselben spannend hinzu, „daß ich Jedem, der mir nicht unweigerlich gehorcht, eine Kugel durch den Kopf jage, und Ihr wißt, ich fehle niemals mein Ziel. Auf denn, an's Werk! seid muthig und willig!“

Diese energische und vertrauensvolle Sprache machte einen wunderbaren Eindruck auf die Gemüther dieser rauhen und entmenschten Seemänner. Der panische Schrecken, der sie im ersten Augenblicke ergriffen, wich einer muthigen Entschlossenheit und in unglaublich kurzer Zeit waren die Boote im Wasser.

„Brav, meine Burschen! — so ist's recht!“ rief Santiago ermunternd. „Ich wiederhole Euch, wir haben noch viel Zeit. Vier von

Euch — er nannte sie bei Namen — bleiben bei mir. Zehn Andere eilen in den brennenden Schiffsraum; und weitere zehn Andere schaffen die Wasserfässer zur Löschung des Feuers hinunter."

Augenblicklich verschwanden die Seeleute und jeder eilte auf den ihm angewiesenen Posten.

Diese ganze schauerliche Scene dauerte vom Augenblicke des Feuerrufes bis jetzt nicht volle acht Minuten.

In diesem Augenblicke erschienen die Boote an der Steuerbordseite des brennenden Dreimasters. Mit wilder Hast gossen die Matrosen Fluthen von Wasser in die Flammen, während im Innern die Wasserfässer entleert wurden. Nach Verlauf von einer Stunde war man endlich in soweit Herr des verheerenden Feuers geworden, daß Capitain Santiago erkennen konnte, das Schiff mit seiner Ladung sei gerettet; und als die ersten Strahlen des jungen Tages anbrachen, waren nur noch die Spuren des gefählich werden könnenden Feuers sichtbar. Mit rastloser Thätigkeit gingen die Matrosen an die Ausbesserung der verletzten Stellen, während das Schiff im schnellen Fluge die Wogen durchschnitt und sich immer mehr dem Hafen von New-Orleans näherte.

„Wir wollen mit Benutzung aller Hülfsmittel den Hafen von New-Orleans zu erreichen und dort unsere Waare zu verkaufen suchen," sagte am nächsten Tage der Capitain zu dem Obersteuermann, „denn ich fürchte unser Dreimaster hält bis zum eigentlichen Ziel unserer Reise, dem Hafen von San Domingo, nicht mehr aus.„

„Leider ist es so wie Ihr sagt, Capitain," erwiderte der Angeredete, welcher dem Range nach Santiago am Nächsten stand. „Die Planken des Schiffes haben vom Sturm und der Hitze im Donnersee zu viel gelitten, und das Feuer des schurkischen Negers hat die innere Bekleidung zu stark mitgenommen, obgleich der Schaden dem Auge nicht mehr ganz sichtbar ist. Wir segeln eigentlich mit einem Wrack durch die Fluthen, und müssen befürchten, wenn das Wasser im Kielraume höher steigt, denn die Pumpen reichen nicht mehr aus, daß wir mit Mann und Maus zu Grunde gehen, da die Boote nicht mehr zu benutzen sind.

„Kennen die Leute den Zustand des Schiffes?" fragte der Capitain in ernstem Tone und mit gedämpfter Stimme.

„So ganz genau nicht," antwortete der Obersteuermann.

„Gut, sorgt dafür, daß sie nicht mehr erfahren, als nöthig ist. Wir segeln nach New-Orleans nur um Wasser und Lebensmittel einzunehmen, unser Ziel bleibt für sie San Domingo. Sagt ihnen dies, und zeigt in Eurem Benehmen die größte Ruhe und Zuversicht, denn unsere Mienen sind für die Leute der Spiegel, worin sie ihre eigene

Sicherheit erblicken. Ueber Nacht werft den Ballast über Bord, damit das Schiff an Leichtigkeit und Schnelligkeit gewinnt.

„Soll Alles geschehen, Capitain, wie Ihr befohlen habt," versetzte der Obersteuermann lächelnd. — „Doch sagt mir, was soll denn mit dem halbverbrannten Schuft geschehen? — Der Schurke lebt noch und erträgt die gräßlichsten Schmerzen ohne einen Klagelaut hören zu lassen.

„Steckt die schwarze Bestie in einen gehörig beschwerten Sack, und werft ihn mit dem Ballast über Bord, ich mag die Geschichte nicht in Gegenwart der Bemannung an den verstümmelten Körper des Wahnsinnigen bestrafen. Es liegt mir vielmehr daran, die That in Vergessenheit zu bringen, damit nicht noch mehr Unheil geschieht, denn ich verliere an dieser Ladung durch den Tod so vieler Neger ohnehin eine ansehnliche Summe. Ich glaube die Leute wären im Stande und metzelten die ganze Negerbrut in ihrem Grimme nieder, womit mir doch nicht gedient sein kann. Ihr könnt ja den Matrosen sagen, daß die schwarze Bestie in der Nacht crepirt sei, damit mag die Geschichte vergessen sein."

Der Obersteuermann entfernte sich mit einem zusagenden Kopfnicken um den Steuercours des Schiffes zu inspiciren, während der Capitain in seine halbverbrannte und nur dürftig ausgebesserte Kajüte hinabstieg. Die Nacht erlös'te den unter unsäglichen Schmerzen leidenden Krieger von Whida von seiner Pein. Das große Weltmeer wurde sein kühles Grab und vereinigte seine Seele mit der seines geliebten Weibes, während der neugeborene Abkömmling des uralten Fürstengeschlechtes von Whida zu den Leiden seines Stammes heranwuchs und ungeachtet der mangelhaften Nahrung und der schlechten Luft, den Umständen nach sich kräftigte.

Nach wenigen Tagen tauchten endlich die Gipfel der von der Morgensonne vergoldeten Felsenpartieen auf, welche die Hafenstadt Louisianas auf der Westseite umwallen, und leichter athmete Santiago, als aus den Wellen des Meeres eben eine kugelförmige Nebelwolke emporstieg, die, begleitet von einem Blitz und einem Donnerschlage, der Stadt den Gruß seines in den Hafen einlaufenden Schiffes verkündete.

Die Hafenbatterie erwiderte den Seemannsgruß nach üblichem Gebrauche und die Rhede lieferte nach wenigen Minuten ein lebhafteres Bild als zuvor, denn das Eintreffen eines Sclavenschiffes war ein Ereigniß, welches seit langen Monden nicht stattgefunden hatte. Die Hafenbeamten setzten sich mit Capitain Santiago in Verständ-

niß und der vom Feuer geschwärzte und hartbeschädigte Dreimaster ging unter der portugiesischen Flagge vor Anker.

Bald wußte Jedermann, daß Santiago den übermorgen stattfindenden Sclavenmarkt mit Einhundert und fünfzig Negern aus Whida besuchen würde. Eilboten der Agenten und Mäkler flogen den nahen und entferntern Pflanzungen auf schnellen Pferden zu, denn der von der Vorsehung schwarz gefärbte Heide steht bei dem weißen Christen höher im Preise als ein gutes Lastthier.

Kaum tauchte daher die Morgensonne am Tage des Marktes aus den Wellen auf, als der Capitain seine Ladung auf den öffentlichen Salavenmarkt — nahe dem Hafen — schaffen ließ. Gleich dem wilden Stier oder dem wüthenden Büffel, gingen die armen Neger, sechs und sechs in ein sogenanntes Joch gespannt, einen langen Balken von starkem Holz gefertigt, mit Löchern versehen, in welchem die Köpfe der Unglücklichen fest geklemmt staken und welcher auf ihren Schultern ruhte.

Ein dunkelbuntes Heer, gemischt aus kauflustigen Kreolen, lasttragenden Negern, müßigen Mulatten und stolzen Europäern oder reichen amerikanischen Pflanzern, wimmelte dem Markte zu, der für sie das Bild eines erheiternden Schauspiels lieferte.

Der eintönige Gesang, mit welchem die unglücklichen Lastträger in New-Orleans ihre Schritte zu begleiten pflegen, um singend zu wehklagen über ihr Elend oder mit glücklich erzwungenem Leichtsinn seinen Druck hinwegzulügen — dieser nervenangreifende Gesang, dem Jammergeheule der kamschatkadalischen Hunde ähnlich, welche die Schlitten ihrer Herren nur winselnd ziehen, verstummte jetzt, denn aus der Masse scheu ausbiegender Sclavenhorden treten die Fürsten der großen Pflanzungen, welche ungeachtet der bestehenden Gesetze doch über Leben und Tod ihrer Sclaven gebieten.

Prüfend ruhen die glanzlosen Augen auf den schönen, kräftigen Gestalten der Neger von Whida, der besten Waare, welche West-Afrika dem Süden Amerikas liefert.

Nachlässig stieg ein Mann, kaum über das Jünglingsalter hinaus, den Tritt eines eleganten, mit vier kräftigen Pferden bespannten Wagens hinab und trat an die Sclavengruppe heran. Die schlaffen Züge des mageren Antlitzes mit der krankhaft fahlen Hautfarbe und einem Ausdruck von fast weiblicher Weichheit im Auge, welche den Pflanzern von Louisiana sonst nicht eigen ist, verrieth den siechen Einwanderer. Ein erfahrener Menschenkenner würde indessen unter der melancholischen Weichheit seines Auges den schlummernden Vulkan entdeckt haben,

welcher durch ein verzehrendes Seelenleiden niedergehalten wurde, geweckt aber zur That, im aufbrausenden Ungestüm, sehr gefährlich werden konnte.

Von allen Seiten wurde dieser junge Mann mit einer gewissen Aufmerksamkeit begrüßt, auf welche er jedoch kein großes Gewicht zu legen schien, denn er erwiderte die Grüße in kaum merklicher Weise. Es war der reichste Plantagenbesitzer Louisianas und hieß Delores Marquella.

„Woher?“ fragte der Nabob den Capitain Santiago in vornehmer, doch höflicher Weise.

„Westküste von Afrika,“ antwortete dieser.

„Sclaven von Whida gebracht?“

„Freilich, Herr, von Whida. Kerle so stark wie die Elephanten und sanft wie die Lämmer.

„Ich brauche zehn tüchtige Sclaven und vier Weiber, aber keines unter achtzehn und keines über fünfundzwanzig Jahre.“

„Gut, Herr,“ erwiderte Santiago, indem er mit verschiedenen Käufern die Reihen der Unglücklichen durchging.

Der empörende Handel begann. Die Sclaven und Sclavinnen wurden geprüft und betastet. Die Käufer suchten nach Mängel, um den Verkäufer zu billigen Preisen zu bestimmen, während dieser mit geläufiger Zunge die Vorzüge dieser breiten, kräftigen Brust und jener athletischen Schenkel pries und mit einigen Peitschenhieben die Gliedmaßen der düster blickenden Neger in Bewegung setzte, um die Muskelkraft und Gelenkigkeit jedes Einzelnen anschaulicher zu machen. Aber zu des Capitains Erstaunen schien der reiche Plantagenbesitzer weniger auf kräftigen Körperbau, als auf die Gesichtszüge der Neger zu achten, denn er ging, von dem wilden Blick einiger der Kräftigsten angewidert, zu den schwächergebauten Sclaven über, deren sanftere Blicke ihm eine mildere Gemüthsart versprachen.

„Hätte ich nur noch die Fürstentochter,“ murmelte Santiago verdrießlich vor sich hin, „die sollte dieser seltsame Narr mir schon bezahlen, denn diese hatte wahre Taubenaugen.“

Delores Marquella suchte sich in der That ein Dutzend der schwächsten Sclaven und vier Weiber aus, welche kaum werth waren, als Zugabe in den Kauf gegeben zu werden.

Schmunzelnd betrachtete Santiago das sonderbare Gebahren des Nabobs, während der Gedanke, daß dieser seine Thorheit ordentlich mit dem Beutel büßen müsse, ihm durch den Kopf fuhr, weshalb er denn auch einen ungewöhnlich hohen Preis forderte.

Der Pflanzer bot verhältnißmäßig; der Handel fing an zu schwanken. — Dieser war nicht gewohnt, sein Gebot bedeutend zu steigern; Jener wollte, den sonderbaren Käufer durchschauend, von seiner Forderung nur wenig nachlassen. Endlich schien sich der Capitain zu besinnen.

„Mein Herr," sagte er kurz, „ich lasse keinen Dollar von dem Kaufpreise ab, um Sie aber zu überzeugen, daß ich gern einen Handel mit Ihnen abschließen will, so soll es mir auf eine Zugabe nicht ankommen — ich habe auf dem Schiffe noch einen prächtigen Jungen, den Sie groß ziehen und zu einem tüchtigen Kerl heranbilden können. Legen Sie den Jungen an die Brust einer säugenden Sclavin und der Kerl wächst auf, Sie wissen nicht wie. — He! Blackort!" rief er einem der Matrosen zu. „Schnell das Kind aus dem Sclavenraum hierher gebracht!"

Der Befehl wurde sofort ausgeführt. Nach wenigen Minuten brachte der rohe Seemann den kleinen fürstlichen Abkömmling, welcher verlassen in einem Winkel des abscheulichen Sclavenraumes lag und vielleicht dort verhungert oder von den Ratten aufgefressen worden wäre, in eine Decke gehüllt zu dem Capitain.

„Was soll ich mit dem Kinde?" rief der Pflanzer ärgerlich, „Das ist ja kaum drei oder vier Wochen alt."

„Es ist ja auch nur eine Zugabe in den Kauf!" brummte Santiago, seinen Mißmuth über das langsame Geschäft verbergend, denn es betraten immer neue Käufer den Markt. „Wer weiß, was in diesem kleinen Kerl steckt. Er ist übrigens von hoher Geburt, seine Mutter war die Tochter des Fürsten von Whida. — Ich dächte, Sie wiesen ihn nicht zurück."

„Nun und wenn er stirbt, was habe ich dann? fragte Delores Marquella lächelnd über den Eifer des Capitains, die Vorzüge der armen Waise in's rechte Licht zu stellen.

„Und wenn die schurkische Hand seines Vaters mein Schiff mit Mann und Maus verbrannt hätte, was hätte ich dann von meiner Spekulation?" antwortete Santiago mürrisch. „Man würde lebenslang zu keinem Entschlusse kommen, wenn man beständig nach Wenn und Aber fragen wollte. — Nun, wie steht's, machen wir den Handel? — Ja oder Nein?"

In diesem Augenblicke schlug das verlassene Wesen seine dunklen Augen auf und blickte in das krankhafte Antlitz des reichen — aber kinderlosen jungen Mannes, welcher oftmals seine Sclaven um das Elternglück beneidete, welches ihnen in ihren wenigen Freistunden er-

blühte und ihr hartes Loos weniger fühlbar machte, während es leise vor Hunger und Schwäche wimmerte.

„Ja, wärst Du das Kind eines weißen Mannes!" seufzte Marquella kaum hörbar, „wärst Du mein Blut — dann, o Ewiger!"

Die nicht uninteressanten Züge des reichen Pflanzers verriethen tiefe Wehmuth und einen Kummer, welcher zerstörend an seinem Herzen nagte. Er schwieg und sah mitleidig auf das Kind des fernen Westens nieder, welches bitterlich zu weinen anfing, die kleinen, schwarzen Hände in den Mund steckte und instinktartig mit der Gier des wüthendsten Hungers daran zu saugen begann.

„Wohlan!" sagte der junge Mann, mächtig ergriffen von dem entsetzlichen Elende des kleinen, verlassenen Wesens und unangenehm berührt von der Hartherzigkeit des Sclavenhändlers, welcher den nagenden Hunger des Kindes mit gleichgültiger Miene betrachten konnte. „So sei denn der Handel abgeschlossen; schaffen Sie mir aber die Mutter dieses Kindes zur Stelle, ich kaufe sie auch und bezahle den doppelten — ja dreifachen Preis dafür."

Santiago wurde leichenblaß bei den Worten des Nabobs, sein habgieriges Herz drohte vor Grimm zu bersten, denn er mußte sich die Schuld beimessen, für den Unterhalt seiner Sclaven zu schlecht gesorgt und gleichsam dadurch den Tod Vieler derselben und sich erhebliche Verluste herbeigeführt zu haben.

„Die ruht in den Tiefen des Meeres," sagte er endlich, „doch befindet sich unter den Sclavinnen eine säugende Negerin, welche ich Ihnen billig überlassen will."

„Mag es so sein," versetzte Delores Marquella, wehmüthig auf das weinende Kind blickend, „schafft nur dem armen Wesen schnell Nahrung, damit es von dem quälenden Hunger befreit wird, sonst stirbt es noch, ehe ich meine Besitzungen erreicht habe."

„O, nicht doch!" rief der rohe Sclavenhändler mit lächelnder Miene. „Diese schwarze Teufelsbrut hat ein zähes Leben und kann mehr ertragen, als die verwöhnten Kinder weißer Eltern. Zahlt hundert Dollar über den festgesetzten Kaufpreis und jene Negerin dort gehört mit in den Handel."

Bei diesen Worten zeigte Santiago auf eine junge Sclavin, welche das Kind bisher kümmerlich genährt hatte. Das Kaufgeld wurde von dem jungen Manne im blanken Golde bezahlt, die erhandelten Sclaven aus dem Joche gelassen und von den Dienern des Pflanzers in Empfang genommen, während die junge Negerin dem

verschmachtenden Kinde die kümmerliche Nahrung ihrer fast versiegten Brust reichte.

Schon wollte Delores Marquella den Markt mit seinen neuen Sclaven und Sclavinnen verlassen, als die junge Negerin das gleichsam dankbar lächelnde Kind von ihrer magern Brust riß, es hoch in die Luft erhob und einen weitschallenden Ruf aus ihrem Munde ertönen ließ, welcher wie ein feierlicher Schwur klang und die Herzen der armen Neger, welche getrennt ihrem fürchterlichen Schicksale entgegen gingen, mit Zaubermacht erfüllte.

Ein wüthendes, herzzerreißendes Jammergeheul der Neger von Whida erfüllte die Luft und drang zu dem Ohre des Allmächtigen, welcher dem entsetzlichen Elende seiner schwarzen Kinder schon ein Ende durch die Civilisation seines weißen Ebenbildes in jenem Lande gesetzt hatte,wo die Brust vieler edeldenkender Männer für das harte Schicksal der Neger in theilnehmender Liebe athmete.

Auf Marquella's Befehl wurden ihm die unverständlichen Worte der Negerin und die Bedeutung dieser ergreifenden Scene von seinen ältern Sclaven erklärt. Es war der Abschied der Kinder des Westens von dem letzten Zweige des einst so mächtigen Fürstengeschlechts der Herrscher von Whida.

Das Kind lag wieder an der Brust seiner Ernährerin und zernagte mit ungenügsamer Gier die Quelle seines Lebens.

Der weichmüthige Pflanzer ließ die Negerin mit dem Kinde in seinem Wagen Platz nehmen, während der Wink seiner Hand dem Lieblingsneger bedeutete, ein Gleiches zu thun, welchen Befehl dieser zögernd ausführte.

Der Wagen, von dem stolzen Gespann angezogen, setzte sich in Bewegung, gefolgt von den neuen Sclaven unter Aufsicht seiner Diener.

„Waren die Eltern dieses Kindes Dir bekannt?“ fragte Delores Marquella nach einer Weile die junge Negerin, welche Worte der ältere Sclave sogleich übersetzte, da er der Sprache jenes Stammes aus Whida mächtig war.

„Ja, Herr!“ antwortete dieselbe durch den Mund des Dollmetschers. „In einem der vielen Kriege, welche die afrikanischen Negerreiche zerrütteten, war längst schon die Macht von Whida untergegangen und nur ein Schatten von Hoheit hatte sein Herrscherstamm gerettet, als er mit seinen Unterthanen in die leicht zu vertheidigende Gegend seiner Gebirge flüchtete. Hier blühte beschränkt, aber beglückt, lange Zeit hindurch der Stamm der Fürsten von Whida fort, zwei

Söhne und eine Tochter nebst deren tapferer Gatte standen zur Seite des Herrschers. Dieses stille Glück erweckte den Neid seines mächtigen Feindes, jenes gewaltigen Dahomerkönigs, dessen Hand das Whidareich zertrümmert hatte. In einer Nacht brachen die Horden von Dahome, unterstützt von den weißen Männern des Sclavenschiffes, welches uns hierher führte, durch die, durch Sorglosigkeit der Führer, schlecht bewachten Gebirgspässe und erschlugen Alles, was ihnen Widerstand entgegen setzte. Nur einige Hundert — darunter die Eltern dieses Kindes, wanderten in die Kerker von Abomeh, der Hauptstadt Dahomes, wo wir an den Tyrannen des La Plata verkauft wurden. Vater und Mutter dieses auf dem Schiffe geborenen Kindes fanden dort ihren Tod durch den Willen des Gottes unseres Heimathslandes."

In diesem Augenblicke fing die Waise kläglich an zu wimmern, gleichsam als fühle sie den schweren Verlust, der sie betroffen.

„Der junge Pflanzer fuhr mächtig zusammen und blickte wehmüthig auf das verlassene Wesen.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte er liebevoll, „Du sollst keine Sclavenketten tragen, Du sollst ein Beschützer Deiner schwarzen Brüder werden."

Aber das Kind ließ sich nicht beruhigen durch dieses Versprechen, welches keine Wirkung haben konnte, da es nicht verstanden wurde und wär dies auch der Fall gewesen, so hätte jeder Sclave wohl den augenblicklichen Werth desselben erkannt, wohl aber auch gewußt, wie ohne Freischein ein Versprechen keinen dauernden Halt habe.

„Was fehlt dem Kinde," fragte der junge Mann besorgt.

„Nahrung," antwortete die Negerin, indem sie auf ihre abgezehrte Brust deutete.

Ein tiefes Wehe faßte den reichen Pflanzer. Ihm versagte die weise Hand des unerforschlichen Gottes der weißen Männer ein Kind — ein Band der Liebe zwischen Ehegatten — und diesem Kinde eines fernen Landes die Eltern, deren es in seinem jugendlichen Leben so dringend bedurfte.

„Hat die Vorsehung mir das Leben dieses Enkels eines Negerfürsten vielleicht in die Hand gegeben, um ihm und mir zu ersetzen was ihm gebricht?" flüsterte der reiche — und doch wiederum so arme Mann leise klagend vor sich hin, während sein Blick unverwandt auf das Kind gerichtet blieb, dessen Mund aufgehört hatte Jammertöne zu verhauchen, da ein leichtes feines Gebäck — von der Hand des Sclaven gereicht — seinen Hunger stillte.

„Du mein Kind?" seufzte Marquella — „Nein, nein, es ist nicht

möglich!" fügte er schaudernd hinzu. „Der Ewige versagt mir in seinem Grimme ein Kind — ein Wesen, welches mir in jeder Minute sagt, wie lieb es mich hat. — Vielleicht zur Strafe dafür, daß ich ihm die Braut des Himmels entführte — und das heilige Gelübde der Keuschheit brach," fügte er sinnend hinzu.

Die schwarze Farbe des armen Kindes, dieses Abzeichen der Natur, welches der entwürdigten Menschenklasse von der Vorsehung zu ihrem unerforschlichen Walten für ewige Zeiten unabänderlich aufgedrückt war, schied die Waise von seinem Herzen. — Der Sohn des Marquis Posa und der schönen Gräfin Castiglione, gerettet durch die Macht seines geheimnißvollen Vaters aus den Kerkern der fürchterlichen Jesuiten, sollte kinderlos bleiben.

Geschwächt durch fehlende und stärkende Nahrung und von der Gleichmäßigkeit des dahineilenden Wagens ermüdet, war die Negerin eingeschlafen. Ein Wink des jungen Pflanzers bedeutete dem Sclaven, die Ermüdete ruhig schlafen zu lassen. Vorsichtig nahm der reiche Mann das weinende Kind aus dem Schooße der Ammendienste bei ihm verrichtenden Negerin, mit zärtlicher Hast drückte er den süßen Saft einer Frucht auf das Gebäck, welches der Sclave ihm darreichte und benetzte den verschmachteten Gaumen des kleinen, jetzt lächelnden Wesens mit dem erfrischenden Safte, während er das befeuchtete Brod in des Kindes Mund schob. —

Ein tief eindringendes, nie empfundenes Gefühl bemächtigte sich seiner wunden Brust — er ahnte es möge dem Väterlichen verwandt sein, und als die Waise so beruhigt in seinen Armen lag, und endlich sanft einschlief, da vergaß er die Negerfarbe, welche das Kind von seinem Herzen schied und leise flüsternd sagte er:

„Schlafe nur, schlafe Du verlassenes Wesen! — Ich will über Dein Leben wachen und Dir Vater sein."

Ohne auf die hohnlächelnden Blicke seiner Nachbarn zu achten, behielt Delores Marquella das Kind so lange ruhig in seinen Armen, bis er die Grenze seiner weitausgedehnten Pflanzungen und das prächtige Wohnhaus erreicht hatte, dann erst übergab er es wieder der Obhut der inzwischen erwachten Negerin. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Zwei Jahre waren seit jener Nacht vergangen, wo der Marquis Posa durch das Fenster in das Gemach der Gräfin Castiglione stieg

und ein Gefühl, durch die unheimliche Macht seines Geistes und seines Willens, in der Brust der schönen Courtisane des Kaisers wach rief, welches ihr in ihrem abenteuerlichen Leben bisher fremd geblieben war; jetzt aber erwacht aus der Asche ihres von Prunk und Herrlichkeit verödeten Herzens gleichsam zum neuen Leben, zählte sie die Stunden — ja die Minuten, wo es ihr nach den Worten des Marquis vergönnt sein sollte, den bisher fast mit Härte verstoßenen Sohn geheimer Liebe an ihr Kindesliebe bedürfendes Herz drücken zu dürfen.

Schlaflos wälzte sie sich auf ihrem seidenen Lager und horchte auf jedes Geräusch — auf jedes Zeichen, welches das Nahen fremder Personen gewöhnlich bekundet. Sie hatte ihrer zahlreichen Dienerschaft Befehl gegeben, zu jeder Zeit, ob am Tage oder in den Stunden der Nacht, Jedermann Zutritt zu ihren Gemächern zu gestatten, welche sich etwa melden sollten.

Der vierte Tag nach dem Scheiden des Marquis neigte sich unter heftigem Regenschauer seinem Ende zu und die Nacht legte die dunklen Fittige über Schloß und Park der schönen Gräfin, welche im unruhigen Halbschlummer auf ihrem Ruhebette lag, und im Traume die schlanke Gestalt ihres Kindes mit liebenden Armen umfing, während die bebenden Lippen Worte der Vergebung von ihrem Sohne erflehten, oder heiße Versicherungen der heftigsten Mutterliebe entströmten, als sich geräuschlos die Thür ihres fürstlich ausgestatten Schlafgemaches öffnete und ihre vertraute Kammerzofe an das Lager trat.

Mit ehrerbietigen Worten weckte sie die schöne Gebieterin aus ihrem unruhigen Schlafe und meldete der auffahrenden Gräfin die Ankunft mehrerer Personen. Hastig befahl sie derselben, die Fremden in ihr Arbeitszimmer zu führen, während sie ihre Toilette ordnete.

Welche Gefühle in der Brust dieses, von der Natur so verschwenderisch mit allen Reizen eines schönen Weibes ausgestatteten Wesens herrschte, als sie das Gemach betrat, wo sie — wie ihr pochendes Herz in aufjauchzender Mutterliebe ahnte — ihren Sohn umarmen sollte, vermögen wir nicht zu schildern, wie denn überhaupt das heiligste — erhabenste Gefühl, welches die Gottheit schuf — die Mutterliebe — niemals mit todten Worten geschildert werden kann. Blickt in das entzückte Auge der Mutter, welche ihr in Todesgefahr geschwebt habendes Kind vor sich sieht — oder blickt auf die abgehärmte Wange einer thränenlosen Mutter am Sterbelager ihres Kindes und Diejenigen werden die heilige Mutterliebe erkennen, welche sie durch de[…] der Unersetzlichen — in ihrem Leben nicht oder doch […] Zeit empfunden haben.

Ein Schrei, in welchem sich alle Gefühle — der Freude — des Schmerzes — der Wemuth und des Entzückens — kund gaben, ertönte durch das Gemach, als die Gräfin ihren wiedergefundenen Sohn in ihre Arme schloß. Sprachlos hielten sich Mutter und Kind umschlungen, während die übrigen Personen in eine Fensternische traten, um den Augenblick des Wiedersehens nicht durch ihre Gegenwart zu stören.

Die Gräfin zog ihren Sohn auf einen kostbaren Divan, indem sie die Anwesenheit der Fremden ganz zu vergessen schien. Dann rief sie in einem Freudenausbruche, in welchem noch ein letzter Zweifel zitterte:

„Oh! mein Kind, mein theures, vielgeliebtes Kind, Du bist es also wirklich?

„Ja, meine Mutter!" erwiederte der junge Priester in einem Ergusse des Gemüths, welcher sich wie ein mildernder Thau auf dem springenden Herzen und dem brennenden Gehirn der schönen Gräfin verbreitete.

„Vergieb, mein süßes Kind, wenn ich das heilige Muttergefühl verleugnete und diejenigen Pflichten gegen Dich zu erfüllen verabsäumte, welche die Vorsehung mit weiser Hand in das Herz eines Weibes als die höchste Zierde gelegt hat."

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen, theure Mutter," sagte Franz Ronge mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und düsterer Erinnerung. „Es thut meinem Herzen wohl, Dich in Liebe und Zärtlichkeit gegen mich wiedergefunden zu haben. O, es ist wohl ein beseligendes Gefühl, von den harrenden Stufen des Schaffots in die schützenden Arme einer Mutter geführt zu werden und den geheiligten Namen ohne Scheu aussprechen zu dürfen. Eine Welt liegt bezwungen zu meinen Füßen, indem ich ausrufe: Die Mutter — meine Mutter beschützt ihr Kind!"

Bei diesen Worten drückte die Gräfin, zum Gefühle ihres Glückes gleichsam zurückgerufen, den jungen Mann stürmisch an ihr pochendes Herz und sagte:

„Ja ja, mein Kind, Du hast Recht, sehr süß klingt der Name: Mutter, aus dem Munde des Kindes, aber es giebt vielleicht einen, der noch süßer und zärtlicher tönt, indem ich Dich an mein Herz drücke und ausrufe: Mein Kind — mein Sohn!"

Dann trat ein Augenblick des Schweigens ein, und man hörte das sanfte Beben der über die Stirn des Sohnes hinschweifen-



„Aber," rief die Gräfin plötzlich sich besinnend, „es ist unmöglich, daß Alles so geheimnißvoll in mir und um mich her bleibt. Erzähle mir doch die nähern Umstände Deiner räthselhaften Rettung aus dem finstern Kerker dieser entsetzlichen Priester.

„Kann ich es Dir sagen, theure Mutter?" erwiderte Franz Ronge, die Gräfin mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe anschauend, „ich weiß es selbst nicht. Du sprichst von Geheimnissen, Alles ist geheimnißvoll in mir, wie in Dir. Doch, verzeihe liebe Mutter, ich vergaß ganz im Rausche meines Glücks das Unglück meiner Nebenmenschen. Sieh' dort hin, theure Mutter, dort steht, verlassen, einsam, und für die Welt verloren, das Kind reicher, vornehmer, aber durch die glühenden Worte der Jesuiten bethörter Eltern. Sie ist eine Braut des Himmels durch ihr Gelübde und den Willen ihrer Eltern, aber sie ist auch mein Weib vor Gott und den Menschen, denn wir beide halten unsere früheren Gelübde für gelöst, da nicht die Ueberzeugung, sondern der Zwang uns dazu getrieben hat. Komm, Antonie, umarme meine Mutter, welche auch für Dich einen Platz in ihrem Herzen einräumen wird."

„O komm, armes Kind, komm an meine Brust!" rief die Gräfin in solch einem herzlichen Tone, indem sie der jungen Nonne die Hand zustreckte, daß diese lautschluchzend sich in ihre Arme warf und nicht im Stande war, auch nur eine Silbe zu erwidern.

Mit freudigen Blicken sah der junge Priester auf die Gruppe der festumschlungenen Lieben seines Herzens.

„Du süßes Kind," sagte die Gräfin nach einer kleinen Weile, „so jung und schön und doch schon so unaussprechlich unglücklich! — Nun beruhige Dich nur," fügte sie tröstend hinzu, als sie wahrnahm, daß ein Thränenstrom sich über die bleichen Wangen der Verlassenen ergoß, „ich will Dir die Mutter durch Liebe und Theilnahme zu ersetzen suchen. Fortan sollt Ihr Euch, meine Kinder — o, heiliges, süßes Wort für das Ohr einer glücklichen Mutter — in meine Liebe theilen. — Gott segne den Bund Eurer Herzen!"

„Ja, der Allvater des Lichts segne ihn!" sagte in diesem Augenblicke die tiefe Stimme eines Mannes, welcher aus dem Dunkel der Fensternische hervortrat. „Die Jünger der Finsterniß werden ihn schon zu zerreißen bemüht sein, wenn wir nicht eilen aus ihrem Bereiche zu entkommen."

„Mein Retter, theure Mutter!" rief Franz Ronge, dem Manne in herzlicher Weise die Hand reichend.

„O nicht Ihr Retter, mein junger Freund," entgegnete der Fremde,

verbindlich die Lobeserhebungen zurückweisend. „Das Machtwort unseres Oberhauptes wurde gesprochen und Ihre Rettung war gesichert. Ich hatte nur das Glück den Befehl auszuführen, andere Werkzeuge vollführten den Rettungsakt. Doch so lange wir den Boden der alten Welt betreten, ist das Werk als vollendet nicht zu betrachten, denn die Argusaugen der Jesuiten werden sehr bald das Rettungsasyl ihrer Opfer erspähen und wo ist die Macht, die stark genug wäre, den drohenden Streich von dem Haupte dieser, dem Tode verfallenen Kinder des Unglücks abzuwenden? — Nur in der neuen Welt liegt die Möglichkeit des Schutzes und der Sicherheit für Sie."

„Mein Sohn, mein Kind!" rief die Gräfin in einem Tone des Entsetzens. „Ich soll Dich wieder verlieren? — o, niemals! Wer will es wagen, der Gräfin Castiglione ihr Kind — nein, ihre Kinder zu entreißen?"

Mit diesen Worten drückte sie beide hastig an ihre Brust, während ihre dunklen Augen drohende Blitze schleuderten.

„Die Kirche, Madame," versetzte der Fremde gelassen und gegen diese ist selbst die Macht des Kaisers zu schwach. Denn sein Bestehen hängt nur allein von ihr ab. — Trösten Sie, Frau Gräfin, Ihr Mutterherz in dem Gedanken, daß Ihr Sohn mit der Wahl seines Herzens in der neuen Welt eine ruhige — schutzbietende Freistatt finden wird.

„Nimmermehr!" rief der junge Priester im jugendlichen Ungestüm. „Ich soll die kaum wiedergefundene Mutter verlassen und in ein Land ziehen, welches mir in Sitten und Gebräuchen fremd ist? Nein, ich werde hier bleiben und den Kampf gegen die Finsterniß zu bestehen versuchen — oder sterben! — Ich bin ein Geächteter in meinem Heimathlande — ein gehetztes Wild, für welches weder die Wälder, noch die Gewässer, noch die Lüfte ein Zufluchtsort sind. Wohin soll ich gehen? — Weder der weiße, noch der schwarze Mann werden mich vor dem mächtigen Arm der Kirche schützen können, welcher mich und mein Weib überall hin verfolgen wird — und vor dem Wurme, der nie stirbt; vor dem Feuer, das nie erlischt in meiner Brust bei dem Gedanken, der Urheber des fürchterlichen Unglücks zu sein, welches dieses arme Mädchen verfolgt bis zu dem Ende ihrer Tage. Nein, ich werde hier bleiben, um entweder zu siegen oder zu sterben. Ihr sagt, mein Vater sei mächtiger wie die Großen dieser Erde, nun gut, so wird er auch Mittel und Wege finden, den Papst zu einer Lösung unserer Gelübde zu bewegen, nnd den drohenden Arm der Kirche zu schwächen."

„Dies wäre ein neues Wunder, junger Freund," erwiderte der

Fremde ernst, „denn Ihr müßt wissen, daß der Bannstrahl des Statthalters Christi nicht nur auf dem Haupte Eures Vaters, sondern auf dem ganzen Orden der Freimaurer dieser Welt haftet, wovon auch gleichsam Napoleon III. und seine Dynastie betroffen worden ist. Wenn nun auch dieser Bannfluch in diesem aufgeklärten Jahrhundert keine gefährliche Wirkung für unsern Orden haben kann, so besitzt doch derselbe augenblicklich keine Macht die Kirche zu Ihren Gunsten zu stimmen und dürfte selbst das Fürwort der Frau Gräfin bei dem Kaiser ohne Resultat bleiben, da dieser für seine Person genug zu thun hat, den unheimlichen Grimm Rom's zu besänftigen."

„O, mein Gott — mein Erlöser!" rief die Gräfin händeringend, „nur zu wahr sind Ihre Worte!"

„Und dann," fuhr der Fremde mit erhobener Stimme fort, „wer den Muth hat, ein Verbrechen gegen die uralten Satzungen der Kirche zu begehen, sollte auch den Muth haben, den Folgen desselben zu trotzen, wenn er allein darunter zu leiden hat, hier aber tritt noch ein anderes schwaches Wesen an die Ehre des Mannes heran und fordert mit Recht Erfüllung seines Wortes. Sie nennen dieses junge Mädchen Ihr Weib — nun gut, so schützen Sie auch das Weib Ihrer Wahl vor den Folgen Ihres Fehltrittes und ziehen sie dasselbe nicht durch Eigensinn in den Abgrund, der Ihnen beiden mit seinen Schrecken droht. So lange noch die Möglichkeit der Rettung aus Todesgefahr vorhanden ist, darf ein Ehrenmann sie zum Wohle seines Weibes nicht unbenutzt lassen."

Düster vor sich hinblickend stand der junge Priester eine Weile sprachlos da, seine Brust arbeitete unter dem Drucke eines quälenden Gedankens. Endlich klärte sich sein anziehendes Gesicht auf, die Züge wurden ruhiger und die dunklen Augen nahmen einen milderen Ausdruck an.

„So mag denn der Wille Desjenigen entscheiden, den ich Vater nenne," sagte er tonlos — „obgleich er mir so fremd steht, wie das Land, in welches zu fliehen sein Vaterwort gebietet. Ich bin bereit zu gehorchen."

„Gut, so wollen wir den Pfad ungesäumt betreten, welcher uns Sicherheit bietet. Ich bürge für das Gelingen, die Vorbereitungen sind getroffen. Nehmen Sie Abschied, junger Mann und folgen Sie mir mit Derjenigen, welche Sie nicht allein den Weg durchs Leben gehen lassen wird."

„Und wer sind Sie, räthselhafter Mann?" fragte die Gräfin besorgt.

„Der Donner und der Blitz, der Sturm und der Wirbelwind sind meine Elemente," antwortete der Fremde ernst, „für mich ist Nacht Tag, und wenn Andere schlafen, zieht der Geist, der am Morgen unsichtbar ist, gleich dem Schuldigen, der das Licht und das Antlitz der Menschen fürchtet und gleich dem Unglücklichen, der sie haßt, aus, um die Gewalthaber zu warnen, neue Verbrechen zu begehen, oder ihre Anschläge zu vereiteln. — Doch eilen wir, — der Morgen graut!" fügte er hastig abbrechend hinzu.

„So lebt denn wohl meine Kinder," sagte die Gräfin in Thränen zerfließend. „Mein Segen geleite Euch und das Gebet einer Mutter beschütze Euch. — Ich bleibe mit meinem Schmerze allein, doch im Geiste werde ich Euch folgen, ich werde bei Euch sein — ich werde Alles wissen, was Ihr thuet, und wenn Ihr in der Stille der Nacht zu dem Ewigen betet, dann gedenkt der verzweifelnden Mutter, die am gebrochenen Herzen sterben wird . . . lebt wohl, lebt ewig wohl!"

Ohnmächtig sank das schöne, gefeierte Weib, umgeben von Glanz, Pracht und Herrlichkeit, — doch arm an Freuden des Herzens und des beseligenden Muttergefühls, zu Boden, — sie war allein mit ihrem nagenden Schmerze.

Mächtig rauschten die Zweige der Bäume in dem fürstlichen Park; gleichsam als verhöhnten sie die kaiserliche Courtisane in ihren erweckten, heiligen Muttergefühlen. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

In einem der fruchtbarsten Theile von New-Orleans lagen die wohlcultivirten Pflanzungen Delores Marquella's — welchen Namen der ehemalige Zögling des Priesterstandes angenommen hatte — die Gegend war ein Theil des zerstörten Paradieses, welches einst von einem beinahe ausgerotteten Menschenstamme bewohnt wurde. Mit Entzücken ruhte das Auge des Wanderers, dessen Fuß sich nur selten in diese Gegend verirrte, auf den malerischen Feldern der mit Baumwollstauden, Indigopflanzen und Tabacksblättern prangenden Plantage, während das Herrenhaus mit seinen weitläufigen Nebengebäuden und seinen prächtigen Parkanlagen einladend von einer Anhöhe, aus einem Wäldchen hervortrat.

Delores Marquella war der beneidete Gatte der schönen Antonie geworden. Beide hielten in ihrem Herzen den Schwur, welchen sie der Kirche durch Einwirkung drohender Umstände geleistet, für gelöst. An ihrer Seite hatte er versucht, den weniger cultivirten Theil seiner

ausgedehten Besitzungen urbar zu machen, welche auf der westlichen Seite von einer mächtigen Waldung begrenzt wurde, und wirklich war es dem heißblütigen, strebsamen, jungen Manne gelungen, den Wald zu lichten, den Boden nutzbar zu machen und mit Zuckerrohr, Kakao und Kaffeebäumen zu bepflanzen, so daß der Werth der Pflanzung wohl um das Dreifache gestiegen war, und täglich seinen unermeßlichen Reichthum vergrößerte.

Die harmlosen Urbewohner dieses gesegneten Theiles von Louisiana kannten nicht den Werth des Ackerbaues, ihre einzige Sorge bestand darin, die Füße aus den Schlingen der Lianen zu befreien und mit keinem andern Wehe ringen zu dürfen, als mit dem leichten Schmerze, den der Stich des Kaktusstachels in ihrer Ferse, oder der Schnitt des Messergrases in ihrer Hand zurückließ. Diese Sorglosigkeit mußten sie mit dem Tode oder der Knechtschaft büßen, denn eine Hand voll europäischer Abenteurer, welche sie wie die Abgesandten einer unbekannten Gottheit empfingen, raubten ihnen den Boden ihrer Geburt und ihres stillen Glückes. Die unglücklichen Kinder einer fremden Erde, welche ihrem Vaterlande entrissen wurden, klagten laut dem Schöpfer dieses Paradieses ihr grenzenloses Elend. Lange blieb sein Ohr verschlossen und rettungslos tönte das Geheul der von entmenschten Sclavenvögten gepeinigten armen Neger zu den Stufen des Thrones, von welchem sie Erlösung hofften. Da endlich schlug die Stunde der Freiheit — das Maß war voll.

Beinahe verschmachtend und der schweren Arbeit unterliegend, zogen die schwarzen Kinder des fernen Welttheils gerade den eisernen Pflug über das Moorfeld hinweg, welches zunächst das Ueberbleibsel des Urwaldes begrenzte, als eine junge, schöne — aber bleiche Frau, deren gebeugte Haltung nicht die Herrin vieler Hunderte jener erbarmungswürdigen Sclaven verrieth, der Stelle zuritt, wo unter einem mächtigen Palmenbaume eine Negerin ihrem Säuglinge den Ueberfluß der Nahrung ihrer Brust reichte. Ein fünfjähriger Negerknabe, dessen Alter an der seiner Brust eingebrannten Jahreszahl erkennbar war, lag neben der Mutter auf dem Grase und scheuchte mit dem Rohrbüschel, den er wedelnd in den Händen schwang, die Muskitos hinweg, welche der Kleinen die süße Kost verkümmerten.

Die Gebieterin dieser unabsehbaren Länderstriche war von dem milchweißen Zelter hinabgestiegen und ließ das lammfromme Thier ruhig grasen, indem sie unbemerkt aus dem Dunkel der Bäume in dem Augenblicke hervortrat, wo der Sclavenaufseher auf die Negerin zusprang, die fürchterliche Peitsche schwang und der Bestürzten mit harten Wor=

ten entgegendonnerte, so daß diese erschrocken dem Kinde hastig die Brust entzog und, als es den süßen Quell nicht fahren lassen wollte und mit zappelnden Füßen die Hände nach der stärkenden Nahrung ausstreckte, mit schmerzlicher Stimme leise flüsterte:

„Still, still, mein armes Kind! Du mußt hungern oder Deine Mutter wird grausam gepeitscht!"

„Bleibe und gieb Deinem Kinde die Brust!" rief Antonie Marquella, dann wandte sie sich zürnend zu dem Sclavenvogt und sagte in einem rauhen Tone, welcher selten über ihre Lippen kam: „Entfernt Euch, Scipio, und laßt der Mutter ruhig ihrer Pflicht genügen. — Ich befehle es Euch! — Ihr wißt, es ist des Herrn Wille und auch der meinige, menschlich mit Denjenigen zu verfahren, welche, obgleich sie eine andere Farbe als wir tragen, dennoch Menschen und keine unvernünftigen Thiere sind. Vor Allen sollt Ihr aber, nach des Herrn Befehl, die Mütter schonen.

Der Aufseher zog erschreckt, jedoch ehrerbietig seinen Strohhut, murmelte einige unverständliche Worte und entfernte sich vor Wuth mit den Zähnen knirschend, indem er noch einen entsetzlichen Blick auf die Sclavin warf, welche gleichsam wie von dem Blicke einer Schlange umstrickt, heftig zusammenschreckte. Antonie vernahm nicht die drohenden Worte des Fürchterlichen, denn der Anblick der dankbar zu ihr aufblickenden Negerin, welche ihr Kind wieder an die Brust gelegt hatte, fesselte ihre Sinne. Sie gedachte ihrer grenzenlosen Armuth im Vergleiche mit dem unaussprechlichen Reichthume dieser, wenigstens für diesen Augenblick, glücklichen Mutter, welche ihr Kind, freudig aufathmend, an das beglückte Mutterherz drückte, indem sie ihr Elend, das harte Joch und die drohende Peitsche des racheschnaubenden Aufsehers vergaß.

Immer voller wurde das Auge der armen Gebieterin, je tiefer sie die Leere ihres inhaltlosen Lebens empfand. Sie gedachte unter stillen heißen Thränen ihrer begrabenen Hoffnungen, ihrer minutenlangen und dennoch unvergeßlichen Seligkeit, als vor etwa beinahe zwei Jahren ihr neugebornes Kind an ihrer Brust ruhete und empfand den tödtlichen Schmerz noch einmal und tiefer in diesem Augenblicke, als je, der ihre Seele zerriß, als das junge, kaum geborene Wesen nach kurzer Begrüßung des Tageslichtes, ewigen Abschied von ihr — der trauernden Mutter und dem Lichte nahm; als es immer kälter und starrer geworden war an ihrer brennenden Brust, und sie noch immer mit ihren Küssen, mit ihren glühenden Thränen es erwecken wollte und es nicht zum Leben zurückzubringen vermochte. —

Seit es so sanft schlief unter jenem Hügel, welchen ihre Mutterliebe mit Blumen so reich geschmückt hatte, entbehrte sie des erquickenden Schlafes, welcher zur Erhaltung der Gesundheit so nothwendig ist. Zweimal jährlich lockte der lenzmilde Himmel die Blüthen aus ihren Knospen, aber kein Sonnenstrahl belebte ihre welken Hoffnungen wieder, um ihr freudenloses Dasein zu schmücken.

Der Säugling zu ihren Füßen hatte gesättigt seinen Lippen den Nahrungsquell entschlüpfen lassen, und lächelte die glückliche Mutter an, die ihn wiegend und mit ihm schäkernd endlich ihrer Pflicht eingedenk, ihn wieder der Obhut des kleinen Knaben übergab und in ihr hartes Joch zurückeilte.

Wehmüthig gestimmt, wandte sich die junge Gebieterin, um ihr Pferd zu besteigen, doch sie blieb wieder stehen; denn sie bemerkte einen ihr entgegeneilenden fremden Neger, welcher einen Brief in der hochaufgehobenen Hand schwang. Sie erkannte in ihm einen der vertrautesten Sclaven ihres Nachbars Toledo Bourquet, welcher etwa eine gute Tagereise entfernt von den Besitzungen ihres Gatten, eine ansehnliche aber verschuldete Farm besaß.

Antonie nahm dem von Staub und Schweiß bedeckten Boten den an ihren Gatten gerichteten Brief ab, erbrach das Siegel, las ihn und wandte plötzlich das von hervorstürzenden Thränen überfluthete Antlitz zur Seite, um die Sclaven nicht die Zeichen ihres Kummers über den Inhalt des Schreibens erblicken zu lassen.

„Also zum vierten Male kehrt das Glück ein unter dem Dache dieser von der Vorsehung bevorzugten Menschen, und mein Haus bleibt leer, gleichsam als ruhet der Fluch der ewigen Vergeltung auf seiner Schwelle," flüsterte das junge bleiche — aber engelsschöne Weib unter Schluchzen und Thränen, das Herz voll von Neid über den reichen Kindersegen der fruchtbaren Nachbarin. „Wo ist der Erbe dieser unermeßlichen Pflanzungen?" fügte sie bitter hinzu, indem ihr feuchtes Auge über die blühenden Auen und Felder sinnend schweifte. „Weshalb mußten jene unglücklichen Opfer aus ihrer Heimath und von ihren Angehörigen hinweggerissen werden, um ihre Tage im Sclavenjoche elend zu vertrauern? — Nur darum, Ewiger, daß sie unsern Reichthum vergrößern und unsern Hochmuth erheben sollen? — Gieb mir dasjenige, Barmherziger, wonach mein Herz sich in verzehrender Gluth sehnt und was die Wonne und das Entzucken jeder Mutter, ob reich, ob arm geboren, ist — gieb meinem Gatten den ersehnten Erben, damit sein bekümmertes Herz aufjauchze zu Dir in Freud' und Lust! — O, mein Gott und Herr, warum mußte ich mein Kind begraben!"

Ein heftiger Schreck hemmte den Ausbruch ihres Schmerzes, ein seltames Gefühl auf dem Fußblatte — gleichsam als krieche ein giftger Scorpion über den feingeformten Fuß der unglücklichen Gebieterin, entsetzte sie und im Augenbicke dieses Gedankens hob sie heftig schleudernd das Bein und — schreiend und blutend lag von ihrem Fußtritte getroffen, der kleine Wärter des Säuglings der armen, unter der grausamen Hand des Sclavenvogtes wimmernden Negerin am Boden, welcher wahrscheinlich von dem glänzenden Leder des zierlichen Schuhes der schönen, weißen Frau angelockt, diesen leise mit seinen Händen betastet hatte.

Das Jammergeschrei des schmerzhaft getroffenen Kindes erfüllte die Luft und drang in seinen bekannten Lauten zu dem Ohr der aufhorchenden Mutter und zu dem des in der Nähe arbeitenden Vaters, eines Negers von athletischem Körperbaue und rachsüchtiger Gemüthsart, welchen nur mühsam die Geißel seines Aufsehers in seinem harten Sclavenjoche anscheinend gebändigt hielt.

Mit gewaltiger Kraft sprengte er die Fessel, welche ihn am Pflug zur schweren Arbeit zwang, schleuderte diesen mit einem kräftigen Fußtritte von sich, sprang in hastigen Sätzen, unheimlich vor entsetzlicher Wuth laut brüllend, zu dem jammernden und blutenden Kinde, hob es vom Boden mit nerviger Faust und warf es der zitternden Gebieterin im furchtbarsten Ingrimm vor die Füße. Dann erhob er sein gleichsam vom höllischen Feuer erfülltes, blitzendes Auge, fletschte die weißen Zähne, drohte mit der erhobenen Hand und rief — gleichsam im Form einer Beschwörung — Worte in seiner Muttersprache, welche das Ohr der jungen Frau mit Entsetzen erfüllten, obgleich sie ihr unverständlich waren. Doch die Bedeutung erfaßte ihr scharfer Verstand; Wuth, Rache und unterdrückter Schmerz leuchteten aus seinen rollenden Augen und sprachen verständlich genug aus seinen finstern Zügen.

Von Erstaunen über den seltsamen Auftritt fast erstarrt, eilten von allen Seiten die Sclavenvögte endlich herbei, zerrissen mit harten Peitschenhieben die Haut des Unglücklichen und trieben ihn blutend zurück in das Joch, von welchem ihm nur der Tod zu erlösen vermochte.

Kein Schmerzensschrei drang von den blutenden Lippen des armen, geknechteten Vaters, vergeblich waren die fürchterlichen Geißelhiebe der unbarmherzigen Aufseher — Haruk — so hieß der Neger, ging darum keinen Schritt schneller zu dem Pflug zurück, nur dann wann flog ein Blick seines blutleeren Auges gen Himmel — gleichsam als wollte er die Gottheit der weißen Männer vorwurfsvoll fragen: wes-

halb erschuf Deine barmherzige Hand den schwarzen Menschen, wenn er nicht theilnehmen darf an den Segnungen Deines weißen Ebenbildes, welches das Elterngefühl eines Negers nicht zu würdigen vermag.

Erstarrt, einem Nervenkrampfe nahe, stand die junge, schöne Frau Delores Marquella's vor dem zu ihren Füßen jammernden Kinde, welches mehr durch die Hand seines jähzornigen Vaters, als durch den unabsichtlichen Fußtritt Antonien's verletzt war, denn dieser hatte nur die Oberlippe und Nase des kleinen spielenden Wesens getroffen, wogegen das ausgerenkte Hüftgelenk von der entsetzlichen That Haruk's zeugte.

Endlich erholte sich die junge Frau. Einige befehlende Worte an Scipio, den Sclavenaufseher, brachten Medula — die Mutter des Knaben herbei. Mit zitternder Hand stillte sie das unaufhörlich hervorquellende Blut des wimmernden Kindes und sprach zärtliche — tröstende Worte zu ihm, wie sie nur den Lippen einer geängstigten Mutter entströmen können.

Nicht vergeblich waren die Tröstungen der Gebieterin, welche sie in leutseliger Weise der armen Mutter zu Theil werden ließ, denn diese erkannte sogleich, daß ihr Kind unter der Hand ihres wüthenden Mannes mehr gelitten — und vielleicht Zeit seines Lebens ein Krüppel bleiben werde — als von dem Stoße der liebevollen, jungen Frau.

Ein alter Neger, erfahren in der Behandlung äußerlicher Verletzungen, welcher schnell herbeigeholt wurde, übernahm den Verband und die Heilung des Kindes, während Antonie demselben und der schmerzvoll vor sich hinstarrenden Mutter eine achttägige Befreiung von der schweren Arbeit ertheilte. Dann beschenkte sie Medula mit einigen Schmucksachen — worauf das Auge einer Negerin unendlichen Werth legt — bestieg ihren Zelter und ritt gequälten Herzens der Besitzung mit seinem wohnlichen Hause zu.

Die untergehende Sonne endete gerade das Tagewerk der Neger, als der Wagen Marquella's die geebnete Straße — welche zu dem Wohnhause führte, dahin rollte, während der Zug seiner neuen Sclaven in gemessener Entfernung eilenden Schrittes folgte.

„Scipio!“ rief der junge Gebieter dem Sclavenaufseher zu, welcher die seinen Befehlen untergebenen Neger gleich einer Heerde Büffel vorüber trieb. „Etwas Neues passirt?“

Achselzuckend nahte sich der Angeredete dem Wagenfenster und wollte eben in ehrerbietiger Weise die Frage seines Gebieters beantworten, doch gleichsam wie von der Tarantel ergriffen oder von einer

Viper gestochen, taumelte er mit einem Aufschrei zurück, denn an seines Herrn Seite lag, begierig an einer süßen Frucht saugend, ein junges Negerkind, welches in seinen Augen ein werthloser Gegenstand war. Er betrachtete diese That als das größte Verbrechen welches nur ein Mann zu begehen im Stande war, weil nach seiner Ansicht dadurch die Disciplin unter den Sclaven unvermeidlich gelockert werden mußte.

Marquella schien nicht geneigt, dem erstaunten Aufseher Mittheilungen über sein für New-Orleans allerdings sonderbares Verfahren zu machen, er wiederholte deshalb lächelnd seine Frage.

„Ja, Herr!" antwortete Scipio endlich, noch immer auf die im Wagen sitzende Negerin und das Kind sehend. „Ausfall von zwei Arbeitern. Auf Befehl von Madame sind Medula und der alte Wayms acht Tage lang dienstfrei."

„Weshalb? Sind Sie krank?" fragte der junge Gebieter gleichgültig.

„Nein, Wayms soll Medula's Kind heilen, welches Madame tödtlich verletzt hat." antwortete der heimtückische Sclavenvogt.

Marquella wurde todtenbleich.

„Antonie, ein Negerkind tödtlich verletzt?" rief er erstaunt mehr vor sich hin, als fragend zu dem Aufseher.

„Ja, Herr, es ist so, wie ich sagte," fuhr Scipio hämisch fort. „Ohne meinen Beistand dürfte Madame schwerlich mehr am Leben sein, denn Haruk hatte bereits seine Eisenfaust erhoben, um sie zu zerschmettern, als ich hinzu sprang und ihn zu Boden riß."

„Vorwärts!" donnerte Marquella dem Kutscher zu. Dieser schwang die Peitsche und dahin sauste der leichte Wagen von den kräftigen Pferden gezogen.

Die Sorge des jungen Mannes um das leidende Weib seines in Angst pochenden Herzens, ließ ihn den schwarzen Enkel des Herrschergeschlechts von Whida vergessen und mit ungewohnter Hast trieb er den Kutscher zur größeren Eile an.

Finsteren Blickes musterte Scipio den inzwischen herangekommenen Zug der neuen Sclaven.

„Schwächlinge!" murmelte er verächtlich vor sich hin, „Schwächlinge sammt und sonders! — Kein Einziger darunter, wie dieser Haruk! — Diese Kreaturen taugen nicht viel für den schweren Boden. — Na, die Peitsche wird wohl nachhelfen und ihnen Kräfte geben," fügte er wohlgefällig lächelnd hinzu, indem ein Knallen seiner langen Peitsche den Sclaven das Zeichen zum Aufbruch gab.

Marquella hatte den Vorhof seiner Besitzung erreicht. Hastig

sprang er aus dem geöffneten Wagenschlag und eilte die Anhöhe hinauf in das Wohnhaus.

Mit herzlicher Freude schloß er die geliebte Gattin in seine Arme und forschte in unruhiger Weise nach dem ihm von Scipio mitgetheilten Vorfalle.

Schonend theilte ihm Antonie die näheren Umstände mit und sprach im bittenden Tone zu Gunsten des gereizten Vaters. Doch heftig erregt, befahl er einem der Diener, den Oberaufseher der Sclaven zu sich zu bescheiden.

Dieser trat nach einer Weile in das mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gemach des unruhig hin- und hergehenden Gebieters.

„Habt Ihr Kenntniß von der That des Elenden, welcher es gewagt, die Hand gegen die Gebieterin seines Lebens in drohender Weise zu erheben?" herrschte Marquella dem bestürzt Dastehenden entgegen.

„Ja, Herr!" antwortete dieser ehrerbietig. „Ich war gleichsam Zeuge der wahnsinnigen That des Frechen, welcher durch keine Strafe — und sei sie noch so hart — zu beugen ist. Sein jähzorniges Gemüth lehnt sich bei jeder Gelegenheit in drohender Weise auf."

„Welche Strafe empfing der Nichtswürdige?" fragte der erzürnte Gebieter.

„Er sitzt im Schraubstock und scheinen unheimliche Pläne in seinem finstern Gemüth zu herrschen," versetzte der Gefragte.

„Gut, mag er die Nacht hindurch diese Qual für seine That erdulden. Morgen mit Tagesanbruch sendet ihn in die Stadt und liefert ihn an den Sclavenhändler ab, welcher mit seinem Schiffe im Hafen liegt. Er soll den Unbändigen von hier hinwegnehmen und anderswo verkaufen. Ich mag sein Gesicht nicht mehr sehen."

„Aber Herr," wandte der Oberaufseher höflich ein. „Haruk ist unser bester Arbeiter, ich möchte sagen, der Einzige, welcher zu arbeiten versteht,"

„Gleichviel!" unterbrach ihn Marquella," und wenn die Hälfte meiner Pflanzungen unbestellt bleiben sollte, ich mag diesen gefährlichen Bösewicht nicht mehr um mich haben. Er allein ist noch von den alten wilden Gesichtern übrig, welche ich hier vorfand, als ich die Besitzung übernahm. Längst hätte ich ihn schon, wie die Andern, hinweggeschafft, wenn nicht das Flehen seines Weibes mich erweicht hätte; aber jetzt muß er unwiderruflich fort — mein Entschluß steht fest."

„Sei nicht ungerecht, Delores," sagte die junge Frau im bittenden Tone, „Du selbst hast diesem Haruk, um seinen wilden — zügellosen Geist einigermaßen zu zähmen, Medula zum Weibe gegeben.

Er ist Gatte und Vater, und Du hast nicht das Recht, den Mann von seinem Weibe, den Vater von seinem Kinde zu trennen! — Das Kind heiligt die Bande, die Gott geknüpft hat und der Mensch nicht mit frevelnder Hand zerreißen darf. Die drohenden Geberden des Wüthenden wider mich, waren nur die Wirkung seiner unbegrenzten Vaterliebe — seines entsetzlichen Vaterschmerzes bei dem Jammergeschrei seines Kindes, welches er von mir im Uebermuthe verletzt glaubte. O, Delores!" fügte Antonie mit erhobener Stimme und gerötheten Wangen hinzu, während ihre großen, schönen Augen in muthiger Entschlossenheit funkelten. „Auch ich würde wüthen, — und glaube mir, viel heftiger, wenn ich Mutter wäre und mein Kind unter den Fußtritten eines Fremden bluten sähe! — Mache Haruk unschädlich, aber laß ihn seinen Kindern!"

Nur selten hatte der junge Mann seiner heißgeliebten Gattin eine Bitte versagt. Ein Blick in ihr bittendes Auge brach auch dieses Mal die Härte seines sonst so weichen Gemüths — obgleich er von Niemand anders einen Widerspruch gutwillig erduldet hätte. Er gab nach, denn sein Verstand sagte ihm gleichzeitig, wie leicht ein Versagen ihrer Bitte ihr zartes Nervensystem noch mehr und gefahrvoll zu erschüttern vermochte.

Freundlich seine Gattin anlächelnd, widerrief er seinen Befehl, den gefährlichen Neger zu beseitigen, doch verstand der wohlgeschulte Sclavenmeister den hingeworfenen Wink: Haruk unschädlich zu machen. Er trat mit dem Entschlusse ab, die tägliche Fessellast dieses Unbändigen bei der Arbeit wenigstens zu vervierfachen.

Nach einer kleinen Pause reichte Antonie mit abgewandtem Gesicht den Brief Toledo Bourquet's ihrem Gatten hin.

Er las, seufzte und legte das Schreiben schweigend bei Seite.

„Gott segnet unsern Nachbar reichlich mit Nachkommen," flüsterte sie leise. „Das ist sein viertes Kind und wir — wir weinen am Grab unseres Einzigen."

Bei diesen Worten gedachte Marquella des unglücklichen Wesens, welches die unerforschliche Weisheit des Ewigen in seine Hände unter so seltsamen Umständen gelegt hatte.

„O, theure Antonie!" rief er zärtlich, „auch unser Haus ist von der Vorsehung bedacht worden. Nicht mehr öde und still sollen diese strahlenden Gemächer sein, die heitere Stimme eines Kindes soll die Einöde verscheuchen und Heiterkeit an Stelle der unheimlichen Stille treten. — Ich bringe Dir ein Kind!"

Freudig erregt eilte er aus dem Gemache und ließ die verwundert

aufblickende junge Frau allein. Hastig forschte er bei den Dienern nach seinem Schützlinge und herrschte den entmenschten Scipio in harter Weise an, als er erfuhr, daß der Sclavenaufseher es gewagt habe, den vermeintlichen Kettenzögling in eine der Sclavenhütten mit der Negerin unterzubringen. Er wurde aber angenehm berührt, als sein Bote ihm die Nachricht überbrachte, der halbverschmachtete kleine Negerfürst, ruhe an der Brust der mitleidigen Medula und zehre mit einem Heißhunger, welcher der langen Entbehrung seines naturgemäßen Labsals entsprach.

Mit beklemmender Unruhe sah das bleiche, junge Weib ihrem Gatten nach, als er mit den Worten: „ich bringe Dir ein Kind," das Zimmer eiligst verließ. — Schwer fiel es ihr in den Sinn, daß Toledo Bourquet, der schon mehrfach sich erboten, seinen jährlich wachsenden Kindersegen mit ihr zu theilen, in seinem letzten Briefe diesen Vorschlag erneuert hatte, und heftig widerte der Gedanke sie an, daß Marquella, welchen sie ihren Widerwillen gegen den nachbarlichen Grundbesitzer und dessen Freunde und Anhänger nie recht deutlich gezeigt hatte, auf diesen Antrag eingehen könne; doch die Ueberzeugung daß er nichts ohne ihre Genehmigung thun werde, beruhigte sie einigermaßen, obgleich die Ungewißheit, welch' ein Kind er ihr bringen würde, sie in ihrer Spannung erhielt.

Endlich trat Marquella wieder ein; auf seinen Armen das gesättigte Kind haltend. Antonie warf einen neugierigen Blick auf dasselbe, fuhr aber erschreckt zurück, als sie den kleinen Negersäugling gewahrte.

„O, Delores!" rief sie in Thränen ausbrechend, während sie beide Hände auf das zuckende Herz drückte. „Das ist grausam von Dir! — Es ist ja Medula's Kind! — Doch ich verstehe Dich," fügte sie plötzlich heiterer hinzu, „Du willst mich an meine Pflicht mahnen, ihr an diesem Kinde zu vergüten, was ich schuldloser Weise an ihrem älteren Knaben verbrach, „Ich danke Dir für diese sinnige Aufmerksamkeit und werde gern meine Pflicht erfüllen, wenn Medula es wünscht."

„O nein, Antonie!" erwiderte der junge Mann, über den Eifer seines geliebten Weibes, den Schaden durch Güte zu verbessern, sanft lächelnd. „Es ist nicht Medula's Kind. — Dieser Säugling ist der letzte Sprosse eines uralten Fürstengeschlechts aus Westafrika. Seine Mutter — die Tochter des Herrschers von Whida, starb bei seiner Geburt wegen mangelnder Pflege auf dem Sclavenschiffe, während der tapfere Vater den mit Fesseln beschwerten Arm vom Rumpfe brach, um sein Weib in ihren Todesnöthen beistehen zu können. Diese

unglückliche Waise wäre vielleicht schon eine Beute der Ratten oder des entsetzlichen Hungertodes, wenn Gott in seiner Weisheit mich nicht zu seiner Rettung auserkoren hätte. Ich bekam diesen Fürstenenkel von dem unbarmherzigen Sclavenhändler als Zugabe auf den Kauf der neuen Sclaven. Sei Du ihm Mutter, Antonie, und vergelte so das entsetzliche Elend, welches die weißen Menschen über dieses Negerkind gebracht haben."

Das sanfte Herz der jungen, kinderlosen Frau, trat vor Wehmuth mächtig erschüttert, in ihr feuchtes Auge.

„O, wärst Du weiß! — wärst Du mein in Schmerzen geborenes Kind!" flüsterte sie leise weinend.

Da plötzlich fing auch die Waise kläglich zu weinen an, gleichsam als klage es mit ihr, daß es schwarz und nicht das ihrige sei.

Marquella, welcher Medula mit zur Stelle hatte bringen lassen, rief diese in das Gemach und befahl den Säugling an ihre Brust zu legen, was diese hocherfreut gern that, da deren Milchfülle für Zwillinge ausreichte, und sie sich auch für verpflichtet hielt, Ammendienste bei dem Enkel eines Negerfürsten zu verrichten.

Die Oede des Hauses Marquella's wurde durch den Einzug des kleinen Thronerben verscheucht. Der Reiz der Neuheit zog Antonie mächtig an, und sie war nicht fähig, den Entschluß festzuhalten, welchen ihr der Eindruck des ersten Anblicks dieses schwarzen Wesens aufgedrungen hatte. In dem Vorurtheile lebend, daß der Neger die Uebergangsstufe vom Thier zum Menschen bilde, war es ihrem Herzen fast unmöglich gewesen, sich mit der Vorstellung zu befreunden, einem Negerkinde Mutter zu sein, doch eben so fern — wie ihr Gatte — von dem Gedanken, dieser Waise, deren Geschick die Gottheit so sichtbar in ihre Hände niedergelegt hatte, das harte Joch seiner schwarzen Brüder aufzubürden, war sie Willens gewesen, den letzten Zweig der Fürsten von Whida ihrer höhern Dienerschaft zu überlassen und später vielleicht einen treuen und tüchtigen Sclavenvogt aus ihm zu bilden. — Aber schon als am zweiten Abend, vor dem kleinen Unersättlichen stehend, die Dunkelheit sie überraschte, als sie ihn nicht mehr sah nnd nur das leise Athmen seiner Brust hörte, da zog ein unaussprechliches Gefühl — das einer befriedigten Sehnsucht, mit lieblicher Täuschung in ihre öde Seele. Es war ihr gleichsam, als rufe eine unsichtbare Stimme vom Himmel: Dies ist Dein Kind! — Der Ewige hat sich Deiner erbarmt — Deinen heiligen Schwur gelöst — und dem schwarzen Kinde die Mutter genommen, damit Du an ihrer Stelle die Pflichten derselben erfüllen sollst."

In nie gefühlter, freudiger Rührung hob sich ihr bisher bekümmert gewesenes Herz. Ohne Scheu lehnte erst die bleiche Wange, dann der rosige Mund des schönen Weibes auf das Gesicht des schlummernden Kindes und mit einer nie geahnten — gleichsam göttlichen Seelenerhebung hütete sie den Schlaf des zum Leiden geborenen schwarzen Wesens.

„Tritt leise auf, es schläft so süß!“ rief Antonie ihrem Gatten mit gedämpfter Stimme heiter zu, welcher in diesem Augenblicke das dunkle Gemach betrat, und dieser, beglückt durch die rührende, fröhliche Stimmung seines geliebten Weibes, segnete den Negerfürsten von Dahome und den unbarmherzigen Sclavenhändler, die, Hand in Hand, Blut und Thränen erpressend, an der Rettung seines häuslichen Glückes durch die unerforschliche Vorsehung zu arbeiten gezwungen worden waren.

Die Nacht brach herein, der Körper forderte energisch seine nothwendige Ruhe, aber Antonie, um den kleinen Schläfer nicht zu erwecken, versagte sich selbst den Schlaf; und als sie ihn endlich von seinem Lager nahm, um ihn auf ein Kissen neben ihrem Bett im Schlafzimmer zu legen, auch dann noch gab es so viel zu denken, zu lauschen, daß der werdende Tag ihre Augenlider noch ungeschlossen fand.

Aber mit dem ersten Lichtstrahl des jungen Tages verschwand das traumartige Glück der jungen Frau. Wehmüthig blickte sie zwar auf die arme schwarze Waise — doch ihr Herz sträubte sich, dieses Negerkind als das ihre anzuerkennen — es mußte ihr ewig ein fremdes bleiben. Dennoch vermochte sie nicht, sich von ihm zu trennen. Medula nebst ihrem Säugling wurde ein kleines Gemach in der Nähe der Wohnzimmer Antoniens eingeräumt, und der Fürstenenkel, trefflich gedeihend, machte bald seinem Milchbruder den Besitz des gemeinschaftlichen Nahrungsquells streitig.

Lange war das mildthätige Ehepaar über die Wahl des Namens, welchen ihr Pflegling führen sollte, unschlüssig. Endlich einigte man sich darüber und nannte ihn Whida, zum Andenken seines einst so mächtigen Vaterlandes. Medula wurde alsdann beauftragt, den jungen Heiden in den Bund der Christen durch die heilige Taufe in aller Stille aufnehmen zu lassen, was diese denn auch zu New-Orleans bewerkstelligte.

Jeder Tag vervollständigte Whida's Entwickelung, und mit ihm und durch ihn gedieh Antonien's Körper und Seele zu einer lang entbehrten Gesundheitsfülle, und endlich hörte auch der schwache Widerwillen gegen die Farbe des Kindes auf, es von ihrem Herzen zu tren-

nen. Und wie nun der kleine Neger mit einer seinem Alter uneigenen Innigkeit an ihr hing und mehr und mehr ihr und ihres Gatten Liebling wurde, da herrschte frohes Leben auf den Pflanzungen Delores Marquella's, denn der letzte Sprosse der Fürsten von Whida war der Gegenstand einer fast abgöttischen Verehrung unter den schwarzen Sclaven sämmtlicher Plantagen Louisiana's, die mit Stolz den Abkömmling eines Fürstengeschlechts Westafrika's in die Rechte eines Kindes des reichen Nabobs erhoben sahen.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit war die Kunde von dem seltsamen Ereignisse von Mund zu Mund, von Pflanzung zu Pflanzung, von Kolonie zu Kolonie, selbst bis zu den entfernteren Grenzen der von den Indianerstämmen bewohnten Gegenden gedrungen und hatte die Herzen der schwarzen Menschen mit Entzücken — die der weißen Männer aber mit Abscheu, Widerwillen und Rachegelüsten erfüllt, denn diese hielten die Gefühle der reinsten Nächstenliebe, welche Marquella und seine junge Gattin so ohne Scheu gegen die schwarze Waise an den Tag legten, für wohlberechnende Klugheit und gleichsam als eine Geißel gegen sie.

Täglich mußten sie erkennen, welchen Schatz der Besitzer von „Klein Marryland" — so hieß die unermeßliche Besitzung Marquella's — durch den Enkel der Herrscher von Whida erworben hatte denn es gab bald keinen Sclaven in Louisiana's Pflanzungen mehr, welcher nicht sein hartes Joch heimlich — gleichsam zu einer Pilgerfahrt nach „Klein Marryland" — verlassen und mit stoischer Ruhe diejenigen Strafen für seine Flucht ertragen hätte, welche die hartherzigen Gebieter über sie in ihrem Grimme verhängten.

Der heidnische Gott der schwarzen Menschen wurde von seinen verlassenen Kindern in den verschiedensten Mundarten der vielen Negerstämme für das Wohlergehen des mildthätigen Pflanzerpaares auf „Klein Marryland" und des Fürstenenkels von Whida angerufen und jeder junge Tag brachte wunderkräftige Amulete, von der Hand der Neger dankbarst dem Besitzer von „Klein Marryland" dargebracht, auf die Schwelle seines Hauses.

Ungläubig anfangs, dann mit Erstaunen und endlich mit der lebhaftesten Unruhe hatte Toledo Bourquet eine Kunde nach der anderen von der — nach seiner Meinung wahnsinnigen Verblendung seines Nachbars empfangen, welcher, ohne gehirnkrank zu sein, unmöglich zur Wahl eines Negerkindes — und sei es selbst dem Fürstenblut entsprossen — zu seinem Erben, hatte schreiten können. Die Freude, Mutter eines solchen Halbmenschen geworden zu sein, sollte die leidende junge

Frau seines Nachbars gleichsam verjüngt, erheitert, gestärkt und an Leib und Seele wunderbar gekräftigt haben? — Das war nach seiner Auffassung eine Unmöglichkeit! Mit dieser Sache mußte es ein anderes geheimes Bewenden haben, dessen verborgenen Gang er zu ahnen glaubte: Dies angebliche schwarze Fürstenkind war unzweifelhaft Marquella's eigener Sohn, und die Mutter dieses — seine geheimen Pläne durchkreuzenden Wesens, — eine junge, verschmitzte Negerin, deren Reize seinen Nachbar in einer schwachen Stunde überrascht und überwältigt hatten. Er verlachte die Blindheit Antonien's, welche sich diese Frucht der Verirrung ihres Gatten hatte aufbürden lassen, beschloß aber sich vom Stand der Dinge im Hause Marquella's selbst zu überzeugen und nöthigenfalls den kleinen Störer seiner Pläne zu beseitigen suchen.

. . . .

. . . .

. . . .

Es war am Abende des zehnten Octobers 1861 als im Hause des reichen Handelsherrn Leontin Dobbes zu New-Orleans ein glänzender Ball Statt fand. Die Säle seines elegant gebauten Hôtels, mit ihren kostbaren Draperien, venetianischen Spiegelgäsern, reichen, breiten Gold-Façaden und einer Menge fürstlicher Luxusgegenstände aller Art, strahlten in blendender Helle unzähliger Wachskerzen und gewährten einen bezaubernden, feenhaften Anblick.

Der größere Theil der außerordentlich zahlreichen Gesellschaft war bereits versammelt und bestand aus den wohlhabenden Kaufleuten der Stadt und den reichen Pflanzern der Umgegend. Man sprach von den wichtigsten poltischen Ereignissen der alten Welt, oder von dem drohenden Ungewitter, welches über den Süden Amerika's hereinzubrechen drohte, denn schon tagten in Washington die Deputirten der Vereinigten Staaten und debattirten in besorgnißerregender Weise über Aufhebung des Sclaventhums.

Die Dame des Hauses saß auf einem kostbaren Divan, umgeben von einem Schwarm ihrer zahlreichen Anbeter, welche ihr den goldenen Preis einer ersten Schönheit zuerkannt hatten. Sie war zwar nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, doch auch wohl nicht älter als etwa neunundzwanzig bis dreißig Jahre. Ihr Gatte hatte sie vor etwa zwei Jahren, von einer Geschäftsreise aus Deutschland heimkehrend, mitgebracht und sie als seine Gemahlin unter fürstlichem Pomp in sein Haus eingeführt. Ihre Ehe blieb kinderlos, und schien die Liebe des Gatten zu dem schönen Weibe erkaltet zu sein, denn er beachtete die Huldigungen der jungen Männerwelt — welche

diese seiner reizenden Gemahlin offenkundig an den Tag legte, und welche von der schönen Frau gern entgegengenommen wurden, mit gleichgültigen Blicken. Man sprach ohne Hehl von den vielen Liebesaventüren dieser galanten Frau, welche aus einer zwar adeligen, aber gänzlich unbekannten Familie abstammen sollte.

Diese Umstände waren häufig Veranlassung, daß in dem glänzenden Gewühle, welches die Gefeierte umgab, und inmitten der Huldigungen, welche sie von Jung und Alt erntete, ihr geschärftes Ohr Worte auffing, welches Neid und Stolz gleich giftigen Pfeilen hinter ihrem Rücken auf sie abdrückten und sie im Innersten der Seele tief verwundeten, auch ihr die beständigen Triumphe verkümmerten, welche überall ihrer glänzenden Erscheinung folgten, doch war in ihrem reizenden Antlitz nicht die geringste Spur des Kummers oder Aergers wahrzunehmen. Mit Siegesgewißheit blickte sie auf die zu ihren Füßen in wahnsinniger Liebe schmachtende Männerwelt — mit Verachtung auf die Frauen, welche sie stets wie eine Fremde und nicht wie die Gattin des Festgebers betrachteten.

Ihr rabenschwarzes Haar, ihre dunklen unheimlich blitzenden Augen, die Lebhaftigkeit ihrer Geberden, der gelbliche Teint ihrer Haut, ließen allerdings vermuthen, daß die schöne Florinde Dobbes keine geborene Deutsche sei, vielmehr ein heißeres, südlicheres Land ihre Geburtsstätte nennen durfte. Sie war mit einem Worte eine sogenannte Gluthenschönheit.

„Können Sie mir nicht sagen, lieber Warmur, wer der Herr dort ist?“ fragte die schöne Hausfrau einen der ihr zunächst Stehenden.

„Wo, reizende Frau?“ entgegnete dieser zuvorkommend.

„Dort links, dicht an dem Trumeau,“ versetzte Florinde noch angelegentlicher als vorher, indem sie mit ihrem Fächer verstohlen den genannten Ort bezeichnete.

„Verzeihung meine Gnädigste, das ist der reiche Pflanzer Delores Marquella,“ antwortete der Gefragte.

„Nicht doch, den kenne ich ja. Ich meine jenen Herrn dort mit weißer Weste und prächtig schwarzem Haar. Er ist sehr schön. — Es scheint ein Fremder zu sein.“

„Ah, dieser dort, welcher mit der schönen Gattin Marquella's so eben spricht,“ sagte Warmur, indem er seine Lorgnette nach der bezeichneten Gegend richtete.

„Ganz recht,“ versetzte Florinde Dobbes, während sie ihr feuriges Auge auf dem Fremden eine Weile ruhen ließ.

„Ich werde sogleich die Ehre haben . . .“

Mit diesen Worten entfernte sich der Dienstfertige uud schritt auf den Punkt zu, wo Marquella mit mehreren Herren anscheinend in einem ernsten Gespräche begriffen stand.

Eine schmetternde Fanfare des reichbesetzten Orchesters aus dem Tanzsaale, gab in diesem Augenblicke das Zeichen zur Eröffnung des Balles.

Die reizende Frau schien nicht darauf zu achten. Unverwandt, und gleichsam träumerisch, blickte sie nach dem Orte hin, wo der Fremde stand, und mit der nicht minder schönen Gemahlin Marquella's angelegentlich sprach.

„Es ist doch eigenthümlich," wandte sich plötzlich Florinde an einen so eben herantretenden älteren Herrn, „daß mancher Mensch, den man im Leben vielleicht zum ersten Male zu Gesicht bekommt, so etwas Bekanntes für uns hat, als wäre man ihm schon öfter begegnet, oder als hätte man schon in irgend einer Beziehung zu ihm gestanden. . . ."

„Wollen Sie mir die Ehre eines Tanzes schenken, himmlische Frau?" fragte in diesem Augenblicke ein junger hübscher Mann, welcher schon lange mit verzehrenden Blicken in der Nähe der gefährlichen Schönheit gestanden hatte.

Der Herr, an welchen Florinde ihre Bemerkung gerichtet hatte, schien ihre Antwort, auf die soeben an sie ergangene Bitte, nicht durch seine Gegenbemerkung stören zu wollen und zögerte daher mit einer Erwiderung.

„Heute nicht, lieber Clifton, ich bin nicht aufgelegt zum Tanzen," sagte die schöne Sirene, indem sie ihre Worte mit einem Blicke begleitete, welcher dem jungen Manne durch's Herz ging, so daß er keiner Entgegnung mächtig, sprachlos und berauscht von dannen schlich.

Florinde wandte sich wieder zu dem älteren Herrn.

„Ist Ihnen schon Aehnliches begegnet?" fragte sie Diesen sinnend.

„Ich gestehe, schöne Frau," antwortete der Gefragte, „daß auch mir dergleichen schon öfter vorgekommen ist. Doch habe ich bei solchen Gelegenheiten immer die Bemerkung bestätigt gefunden, daß dies hauptsächlich bei solchen Physiognomien der Fall zu sein pflegt, welche Ausgezeichnetes — etwas Interessantes — oder Markirendes in ihrem Gesicht haben. Bei gewöhnlichen alltäglichen Gesichtern dagegen, dürfte, meines unmaßgeblichen Dafürhaltens, eine ähnliche Täuschung wohl seltener vorkommen."

Bevor noch Florinde Dobbes hierauf Etwas erwidern konnte, trat Warmur mit dem Fremden an sie heran.

„Wollen sie mir erlauben, göttliche Frau,“ sagte dieser sich höflich verbeugend, „Ihnen Lord Lindbury vorstellen zu dürfen?“

Das dämonisch schöne Weib lächelte bezaubernd, während eine feine Röthe über ihr reizendes Gesicht flog. Dann ließ sie einen feurigen Blick auf dem männlich schönen Antlitz des Vorgestellten ruhen, welcher, während er sich tief verbeugte, von einer Art Bewunderung tief ergriffen zu sein schien.

Der Lord war ein Mann von etwa sechsunddreißig bis achtunddreißig Jahren und von mehr keckem und gewandtem, als feinem, einnehmendem Aeußern. Seine Gestalt von mittlerer Größe, war kräftig und wohlgebaut. Die Züge seines schönen Gesichts waren scharf und sprachen viel Verstand aber auch listige Verschlagenheit aus ihnen, während der ziemlich stark gebräunte Teint seiner Haut ihm etwas Interessantes verlieh. Seine dunklen Augen blickten unter dichten Brauen unstät von Gegenstand zu Gegenstand. Im Uebrigen lag in seiner Erscheinung für den ruhigen, erfahrenen Beobachter viel von jenem unnennbaren Wesen, welches insbesondere den Gefühlsmenschen, selbst unter der täuschendsten Maske der Eleganz und Gewandtheit, eine gemeine Seele ahnen läßt und daher mehr empfunden, als durch Anschauung wahrgenommen werden kann.

Gleichwohl hätte der geübte Physiognom unter dem blendenden Nimbus der außerordentlichen Reize der schönen Florinde Dobbes einen gleichen Schluß, wie bei dem angeblichen Lord, gezogen. Ihre Seelen schienen in Geistesverwandschaft zu stehen, und war es vielleicht eine Laune des Schicksals, beide hier im Süden Amerikas — im Schooße menschlicher Verbrechen und menschlichen Elends zusammenzuführen, denn bisweilen konnte man bei der schönen Hausfrau einen Anflug von Gedrücktheit oder geheimen Trübsinnes durchschimmern sehen — leicht und flüchtig, gleich einem einzelnen lichten Wolkenpunkte, welcher am sonnenhellen Firmament schnell und unbemerkt erscheint und verschwindet. Hauptsächlich war dies der Fall, wenn sie öfters auf ein sekundenlanges, gedankenloses Hinstarren, ein plötzliches Aufschrecken — gleich einer schuldbeladenen Seele, kundgab.

Aber wie viele zufällige, nicht bedeutende Ursachen waren nicht denkbar, welche diesen auffallenden, nur dem geübtesten Menschenkenner sichtbaren Erscheinungen zum Grunde liegen konnten, ohne daraus gerade auf eine tiefere ernstere Veranlassung — auf einen geheimen, unerklärlichen Schattenpunkt ihres Herzens oder ihrer Seele schließen zu müssen? — So viel ist gewiß, daß jetzt, wo Florinde den alleinigen Anziehungspunkt in dem Hause ihres kalten, schweigsamen Gatten zum Aerger der Damenwelt New-Orleans bildete — wo Alles, von

ihrem Anblicke berauscht, ihr den Tribut der vollendeten Schönheit zu Füßen legte, Niemand jene Merkmale eines tief verhüllten innern Zwiespaltes an ihr wahrgenommen oder auch nur im Entferntesten geahnt hatte. — Sie war von dem reichen, angesehenen Handelsherrn Leontin Dobbes als seine Gattin der vornehmen Welt Louisianas vorgestellt worden, und das war genug, ihren Platz in der Gesellschaft zu behaupten, obgleich es den übrigen Frauen New-Orleans und der Umgegend auffällig erscheinen mußte, daß Dobbes seine schöne, junge Frau in mehr als absichtlicher Weise vermied und kalt und gemessen behandelte, auch es mit unverantwortlicher Blindheit gestattete, daß Florinde — gleich einer blühenden Blume — von den giftigen Insekten umschwärmt und mit Liebesbetheuerungen aller Art verfolgt wurde.

Bisher war es aber dem aufpassenden Auge der neidischen Frauen New-Orleans nicht gelungen, einen Beweis ihrer Fehltritte oder eine Verletzung ihrer ehelichen Treue zu erhaschen. Die schöne Sirene versetzte die Männerwelt durch ihren herausfordernden Blicke zwar in Feuer und Flammen, aber sie hatte auch vernichtende, strafende Blicke für den Leichtfertigen und Kühnen. Sie war mit einem Worte eine gefährliche Sirene für die in ihren Netzen hängenden Männerherzen.

Nachdem die Vorstellung des Lords stattgefunden, hatte sich Warmur wieder entfernt. Auch der ältere Herr hatte seinen Platz verlassen und der Fremde denselben neben der schönen Frau in Folge ihrer Einladung eingenommen.

„Sie sind noch nicht lange in New-Orleans?“ fragte Florinde den Fremden forschend betrachtend.

„Erst seit einem Monate,“ versetzte der Lord.

„Und werden hoffentlich längere Zeit bei uns verweilen?“

„Das hängt von Umständen ab, Mylady. Indeß gedenke ich doch im Süden Amerikas vorläufig zu bleiben.“

„Sie sind zu Ihrem Vergnügen im Süden, mein Lord?“ fragte die schöne Frau, wobei der Blick ihrer Feueraugen den Lord zu verzehren schien, welcher gleichgültig denselben aushielt.

„Ja und nein, wie man will,“ antwortete Lord Lindbury ausweichend. „Ich treibe mehr diplomatische Geschäfte, als daß ich die Naturschönheiten dieser Gegend bewundere,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ah,“ rief Florinde erstaunt,“ was hat Louisiana mit der Politik zu schaffen?

„Vielleicht bald sehr viel, meine Gnädige,“ versetzte der Lord. „Die Sclavenfrage wird die Vereinigten Staaten des Südens sehr

bald aus ihrer Ruhe heraustreiben und zur Vertheidigung ihrer alten Rechte die Gewalt der Waffen gegen den übermüthigen Norden entscheiden lassen."

„Halten Sie wirklich die Situation für schon so gefährlich?" fragte Florinde scheinbar ängstlich.

„Wenn der Süden in seiner unthätigen Ruhe wie bisher verharrt, ganz bestimmt. — Doch sagen Sie mir, schöne Frau," unterbrach sich plötzlich der Lord, „wie lange wohnt Delores Marquella in dieser Gegend?"

„Ich glaube zwei bis drei Jahre," entgegnete Florinde zerstreut.

„Eine wunderbar schöne Frau ist diese Lady Marquella," rief Lindbury eifrig, wobei sein brennender Blick zu Antonien herüber schweifte, welche ihres leidenden Zustandes wegen ebenfalls nicht tanzte.

„Finden Sie?" fragte Florinde in einem Tone, welcher Eifersucht, Neid, verletzte Eitelkeit und Rachsucht verrieth.

„Ja, ich finde sie sehr schön und gleichsam als mir von früherher bekannt," sagte der Lord sinnend. „Können Sie mir vielleicht sagen, Mylady, von woher dieser Marquella stammt?" fügte er fragend hinzu.

„Nein, mein Lord," erwiderte Florinde, „Delores Marquella kam vor einigen Jahren mit seiner — wie Sie sagen — wunderbar schönen Gattin hier an und nahm von der ungeheuren Pflanzung Besitz, welche Agenten der Regierung, wahrscheinlich in seinem Auftrage, angekauft hatten. Sein Reichthum scheint fabelhaft groß und sein Ansehen bei den Regierungsgewalten nicht gering zu sein, denn der Präsident Jefferson Davis war schon mehrere Male auf der Besitzung. Leider scheint der glückliche Besitzer dieser — wunderbar schönen Frau nicht zufrieden zu sein — es fehlt ihm der Erbe."

„Seltsam," sagte der Lord, „ich möchte behaupten, „dieses Engelsgesicht schon einmal in meinem Leben und zwar unter ganz seltsamen Umständen gesehen und gesprochen zu haben. Diese sanften, schwärmerischen Augen vergißt man nicht so leicht, — doch ist es möglich, daß ich mich irre," fügte er verbessernd hinzu, als er den neugierigen Blick Florinden's bemerkte.

„Ihr Herz scheint ja ganz von diesem Engelsgesicht erfüllt zu sein, mein Lord," rief das schöne Weib spöttisch, indem sie einen vernichtenden Blick auf ihre Nebenbuhlerin warf, welche keine Ahnung von dem seltsamen Gespräche hatte, in welchem sie eigentlich die Hauptrolle spielte.

„Ich muß gestehen, schöne Frau," erwiderte Lord Lindbury lächelnd,

„daß mich das sanfte Wesen dieser Dame ungemein ergreift, obgleich ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, wie so es kommt, daß gerade die reinen, kindlich frommen Züge dieser Frau mein Herz mit so seltsamen Gefühlen der Zuneigung und Freundschaft erfüllten. Ich habe auf meinen Reisen, namentlich in Rom — schöne — ich möchte sagen schönere Frauen gesehen, doch gleichgültig bin ich an ihnen vorübergegangen, ohne mehr als das Gefühl der Bewunderung zu empfinden, welche den Blick beschäftigt, das Herz aber kalt und unberührt läßt."

„Von dieser Gleichgültigkeit weiß ich jetzt hinlänglich zu erzählen," sagte Florinde in einem Tone der verletzten Eitelkeit. „Sie haben die Güte, mein Lord, mir einen Blick in Ihr Herz zu gestatten, wobei Sie aber ganz und gar zu vergessen scheinen, daß ich selbst jung, und wie man mir tausend Mal des Tages zuschwört, schön, sehr schön sein soll . . ."

„Gewiß, himmlische Frau!" rief der Lord in erkünstelter Extase. „Schön, reizend, bezaubernd sind Sie!"

„Und doch haben Sie für mich keinen Blick, kein Wort der Galanterie?" entgegnete Florinde vorwurfsvoll, wobei sie einen jener Gluthblicke über sein Antlitz gleiten ließ, welcher die ganze Männerwelt in Feuer und Flammen versetzt hätte, nur der Lord blieb unberührt von ihm, gleichsam als erkenne er das Gift, welches in seinen Tiefen verschleiert lag. Die Gemeinheit der Seele eines Menschen wird immer unangenehm berührt, wenn sie ihres Gleichen auf einem Wege findet, wo sie nur edle Charakterzüge anzutreffen vermeint.

In diesem Augenblicke wurden sie durch eine Gruppe von Herren, welche aus dem Tanzsaale kamen, in ihrer Unterhaltung gestört. Der Lord erhob sich, verbeugte sich höflich und verließ den Salon, um die Spielzimmer zu beschreiten. Er mußte durch das Rauchzimmer, wo Delores Marquella mit seinem kinderreichen Nachbar, wie es schien, in ein wichtiges Gespräch verwickelt, saßen.

Der Lord warf einen forschenden Blick auf das krankhafte Gesicht des jungen Mannes und ging dann ruhig weiter.

„Ich begreife Dich gar nicht, Delores," sagte Toledo Bourquet in diesem Augenblicke, „Deine Felder sind schlecht bestellt und Du wählst Dir doch noch immer die schwachen Neger aus Whida aus. Mit diesen Schwächlingen kannst Du nicht einen so schweren Boden in Stand erhalten. Aber Du willst sanftmüthige Geschöpfe haben, welche geduldig die Sclavenketten tragen. Mir sind die bösartigen lieber, haben die sich erst die Zähne an der Kette stumpf gebissen, dann werden es die frommsten und fleißigsten Arbeiter. Du hast Dir

aber das schlechteste, erbärmlichste Volk in Deinen Jochen gesammelt, obgleich Du reich genug bist, um die kräftigsten Arbeiter bezahlen zu können."

„Es ist möglich, daß meine Sclaven im Durchschnitte schwach sein mögen," erwiderte Marquella lächelnd, „aber gutartig sind sie, und in ganz Louisiana giebt es wohl keine Pflanzung, in welcher man so wenig von Ausschweifungen und Bestrafungen hört, als in meinem Gebiet. Ist dieses auch, wie Du behauptest, schlechter angebaut, als andere große Besitzungen, — nun, so mag es so sein," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „für wen sollte ich mich quälen mit Aerger über bösartige Sclaven? Ich bin ja — kinderlos."

„Kinderlos?" wiederholte Bourquet spöttisch, „Du scheinst Deinen Adoptivsohn, den afrikanischen Prinz zu vergessen."

„Das ist Whida nicht," entgegnete Delores traurig. Dieses Kind ist ein wohlthätiges Geschenk von Gottes Hand, ein erheiterndes Spielwerk für das sehnsüchtige Herz meiner Frau, aber mein Sohn ist es nicht. Es gab zwar einen Augenblick, der mich mit der Hoffnung täuschte, diese Waise könne mir Viel — Alles werden; aber dieser Augenblick war nur ein kurzer. Ich werde für dieses Kind sorgen; er soll zu einem freien, selbstständigen Menschen gedeihen, und werden meine Erben die Hand voll Gold nicht vermissen, mit welcher ich den Fürstenenkel auszustatten gedenke.

Toledo Bourquet schien bei dieser Mittheilung gleichsam ein Stein vom Herzen zu fallen und gab ihm Muth mit seinem planmäßigen Anliegen weiter herauszurücken.

„Sage mir nur, Delores," begann er vorsichtig, „wenn Deine Frau eines Spielzeugs bedarf, — wenn Du nach einem Kinde Dich sehnest, warum bist Du an meiner Thür vorübergegangen?"

„Weil Antonie die Grille hat, kein anderes Kind, als eine Waise, in ihre Mutterpflege zu nehmen," erwiderte Marquella ausweichend. „Vergieb ihr diese Grille, es ist eine so natürliche; sie will, daß das Wesen, welchem sie ihr ganzes Herz zuneigt, auch nur ihr, ausschließlich ihr gehöre."

„Diesen Forderungen hätte auch ich recht gern genügt," sagte Toledo Bourquet verdrießlich. „Ich würde Euch das völlige Eigenthumsrecht an einem meiner Kinder mit Freuden, und jetzt um so lieber, abtreten, als meine Sorgen durch die Geburt eines vierten Kindes nicht wenig vermehrt werden."

„Ja, ja," versetzte der junge Mann trübselig. „Du bist in diesem Punkte ein Glückspilz — vier Kinder!"

„Wäre ich ein Glückspilz," erwiderte Bourquet finster," so würde Deine Frau ein mütterliches Herz für meine Kinder im Busen tragen und ihnen nicht dieses Mittelding zwischen Affen und Menschen vorziehen."

„Beruhige Dich nur, lieber Toledo," sagte Delores liebreich, „wenn Whida einigermaßen herangewachsen ist, dann werde ich auf Antonie einwirken, daß sie von Deinen Kindern einen Adoptivsohn und einstigen Erben unserer Nachlassenschaft wählt."

Diese Worte beruhigten Bourquet durchaus nicht, er beschloß seinen finstern Plan, so bald als thunlich, Leben zu geben. Mißmuthig erhob er sich und verließ Marquella, welcher in eines der Spielzimmer trat, während er in den Gesellschaftssalon zurückging.

Auch Lord Lindbury war dahin zurückgekehrt, es litt ihn nicht länger am Spieltische, sein Herz wurde mit geheimnißvollen Banden zu Antonien hingezogen. An einem Pfeiler gelehnt, blickte er träumerisch nach der Stelle hin, wo das reizende Wesen arglos saß. Ein Gefühl der glühendsten Liebe zog in sein ödes Herz.

„Ah, Lord Lindbury!" ließ sich in diesem Augenblicke eine angenehme, volltönende Stimme vernehmen, und jener junge, hübsche Mann, welchem Florinde einen Tanz versagt hatte, näherte sich dem Lord.

„Guten Abend, lieber Clifton, bin erfreut, Sie zu sehen," sagte Lindbury.

„Wo stecken Sie denn, Lindbury?" fragte der junge Mann, „seit einer Viertelstunde suche ich Sie nun schon in allen Sälen und finde Sie jetzt, wie es scheint, in der sentimentalsten Stimmung. Nicht wahr, ein verteufelt schönes Weib, diese Florinde Dobbes?"

Der Lord affectirte einige Verlegenheit und entgegnete:

„Es ist allerdings eine schöne Frau, aber wer sagt Ihnen, lieber Clifton, daß sie einen Eindruck auf . . ."

„Wer?" unterbrach ihn der junge Mann lachend. „Ja, da müßte ich vorhin, als Sie neben ihr saßen, und noch in diesem Augenblicke blind gewesen sein. Ihre Augen scheinen ja dieses Götterweib gleichsam verzehren zu wollen. Aber es hilft Ihnen Alles nichts; diese Sirene scheint ein Herz von Stein zu haben."

Der Lord lächelte gleichgültig, ohne etwas zu erwidern und verließ seinen Platz, indem er sich nachlässig gegen den jungen Mann verbeugte, welcher ihn so unwillkommen in seinen Betrachtungen gestört hatte.

Gelangweilt durchschritt er die prächtigen Säle, kehrte aber nach einer Weile auf seinen Platz an den Pfeiler zurück und sah unver-

wandten Blickes auf die Damengruppe hinüber, unter welcher Antonie durch ihre anziehende Schönheit merklich hervorragte.

„Beim Teufel!“ murmelte er endlich leise vor sich hin, während ein höhnisches Lächeln um seine Mundwinkel spielte. „Sie ist schön, aber tugendhaft und dennoch will ich sie besitzen. Ich habe schönere Weiber gesehen, als dieses blasse Madonnengesicht, aber sie ließen mich kalt, wie kommt es nun, daß mich dieses sanfte, fromme Weib, mit den Zügen eines Kindes so mächtig anzieht und meine Sinne fesselt.“ Mißmuthig wandte er sich nach einigen Minuten ab und verließ das Fest.

Sehr wohl hatte Florinde die glühenden Blicke Lord Lindbury's, welche dieser so unausgesetzt auf Antonien gerichtet hatte, bemerkt. Von entsetzlicher Eifersucht geplagt, warf sie ihr glühendes Auge auf die Arglose und verdammte in ihrem pochenden Herzen den seltsamen Geschmack der unbeständigen Männerwelt. Sie stellte Vergleiche zwischen ihrer so viel gepriesenen Schönheit und den Reizen dieses blassen, träumerisch vor sich hinstarrenden Wesens an, und gestand sich selbst, daß sie schöner — viel schöner als Antonie sei. Ihr wilder, ungebändigter Sinn verlangte den Besitz dieses kalten, schweigsamen Fremden.

Das rollende Rad des Verhängnisses trieb sie unaufhaltsam, gefördert durch verletzte Eitelkeit, auf der Bahn des Lasters vorwärts. .

. . . .

. . . .

. . . .

Wenige Tage nach diesem Ereignisse saß Antonie in ihrem Arbeitszimmer, mit einer Stickerei beschäftigt, während Whida zu ihren Füßen auf einem weichen Teppich spielte.

Die Thür des Gemaches öffnete sich und der hereintretende Diener meldete die Ankunft Toledo Bourquet's.

Dieser betrat in Folge der Meldung des Dieners, daß er willkommen sei, das wohnliche Gemach der schönen Frau.

„Ich störe doch nicht, Lady Marquella?“ sagte Toledo mit einer widerlichen Freundlichkeit, indem er die Hand Antonien's artig küßte.

„Niemals,“ entgegnete Antonie höflich, doch kalt, da ihr der Besuch ihres Nachbars stets zuwider war.

„Ich höre so eben, daß Delores nach Richmond zum Präsidenten durch einen Eilboten gerufen worden ist,“ fuhr Bourquet fort, indem sein unstätes Auge forschend auf den Gesichtszügen der schönen Hausfrau ruhten. „Was mag wohl die Ursache dieser seltsamen Einladung sein? — Darf man diese vielleicht wissen?“

„Mit Bedauern muß ich Ihnen bekennen, Sir, daß mir die Gründe selbst unbekannt sind," entgegnete Antonie, unangenehm berührt von der Neugierde und Vertraulichkeit dieses Mannes, den sie in ihrem sonst so nachsichtigen Herzen verabscheute, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. Ahnte sie vielleicht, daß dieser Mann mit seinem unheimlichen Auge von der Vorsehung — oder dem bösen Wesen bestimmt sei, ihr ein tiefes Wehe zu bereiten, und daß er jetzt, gleichsam wie der Engel der Finsterniß an sie herantrat?

„Ein derber, tüchtiger Kerl," hob er an, auf Whida grinsend mit dem Finger zeigend. „Es ist nur zu beklagen, daß die Gemüthart dieser thierähnlichen Menschenklasse sie so unerkenntlich für empfangene Wohlthaten macht."

„Ich habe Beispiele vom Gegentheil," erwiderte Antonie kurz.

„Allerdings giebt es Ausnahmen," lenkte Toledo Bourquet vorsichtig ein. „Aber hat es Ihnen, schöne Frau, im Anfange, ehe Sie sich an diese abschreckende Farbe gewöhnten, nicht etwas Ueberwindung gekostet, einem Wesen, wie dieses, Mutter zu werden?"

„Ich besinne mich," entgegnete Antonie, langsam und mit Nachdruck sprechend, „daß vor etwa einem Jahre, gerade als Ihr jüngstes Kind am Zahndurchbruche litt, Ihnen ein Papagei heftig erkrankte, der Ihre Pflege fast mehr in Anspruch nahm, als es Ihr Kind vermochte. — Sollte es denn nicht leichter sein, einem Menschen Kindesrechte zu geben, als einem Thiere?"

Toledo wechselte die Farbe, verbarg aber seinen Ingrimm unter einem verlegenen Lächeln und fragte mit forschendem Blicke, indem er eine Entgegnung auf den Vorwurf Antonien's absichtlich vermied:

„Sollte es denn wirklich Ihre Absicht sein, dieses Negerkind als das Ihrige anzuerkennen?"

„Dazu bedarf es nicht mehr der Absicht, denn das ist bereits geschehen," antwortete die schöne Gebieterin von „Klein-Marryland" im pikirten Tone, denn sie fühlte, daß sie dadurch den Verhaßten tief beleidigte.

Jetzt war die Fassung Toledo's erschöpft, wüthend hob er den kleinen Fürstenenkel vom Boden empor, betrachtete ihn anscheinend mit prüfenden Blicken und sagte nach einer kleinen Weile mit höhnender Stimme:

„Seltsam, dieses Wesen soll von schwarzen Eltern abstammen und ist doch kein Negerkind. Ich verdenke Ihnen jetzt Ihre Vorliebe für dasselbe weniger, denn es trägt ja unverkennbar die Züge Ihres Gatten."

Sprachlos, halb einer Ohnmacht nahe, blickte das arme Weib auf den Verleumder. Dann sich gewaltsam ermannend, verließ sie in hastiger Weise ihren Sessel, riß das Kind aus den Händen Bourquet's, starrte es mit wilden Blicken an und — ihre gereizte Phantasie zeigte ihr in diesen Negerzügen wirklich eine Aehnlichkeit mit denen ihres Gatten.

Lauernd blickte das Auge des Schändlichen — welcher das eheliche Glück dieser schwergeprüften Menschen mit frecher Hand zu zerreißen bemüht war — unter den buschigen Brauen auf die von entsetzlicher Eifersucht entstellten Züge Antonien's.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort, vorsichtig dem begonnenen Werke der Vernichtung häuslichen Glückes mehr Festigkeit zu geben.

„In der That, ein prächtiger Junge," sagte er lächelnd, „ich gewinne ihn wahrlich durch dieses seltsame Spiel der Natur lieb. — Aber, theure Lady, welches würde das Loos dieses Mulattenkindes sein — denn ein solches ist es unzweifelhaft — wenn Ihnen der himmlische Vater noch eigene Kinder schenken sollte? — Dann überlassen Sie mir diese Waise, welche die Züge Delores trägt, damit ich fortwährend an den liebsten Freund meiner Seele erinnert werde. O, er soll es bei mir nicht schlechter haben, als bei Ihnen, Lady Marquella!"

Da flammte das Gemisch von italienischem und französischem Blute in den Adern Antonien's. Hastig eilte sie durch die geöffnete Thür auf den Balcon und schrie mit weithin schallender Stimme den Befehl herab, sogleich die neuerkaufte Negerin, welche Whida auf dem Schiffe bisher gesäugt hatte, zu ihr zu bescheiden.

In diesem Augenblicke stieg Lord Lindbury von seinem Pferde und betrat die Vorhalle des Vorderhauses.

„Um aller Heiligen willen, Lady Marquella, was beabsichtigen Sie?" rief Toledo, welcher bestürzt ihr nachgeeilt war und den erschrockenen, fragenden Blick des Lords — welcher von Antonie nicht bemerkt, in das Gemach getreten war, auf sich geheftet sah.

Mit einer Art von wildem Wahnsinne blickte das in diesem Augenblicke himmlisch schöne Weib auf den leichenblaß dastehenden Verleumder, dann rief sie im heiserem Tone:

„Ich will wissen wie die Züge meines Gatten sich auf das Gesicht dieses Kindes verirrt haben! — Ich will erforschen, ob dieses Kind, wie Delores mir sagt auf dem Sclavenschiffe oder in einer Sclavenhütte dieser Pflanzung geboren ist! — Ich will wissen, ob mich meine Sinne — oder das Spiel der Natur — oder — — oder mein Gatte betrogen haben!"

„Theure Lady! — Ich bitte Sie!" rief der in die Klemme ge-

rathene Bourquet rathlos aus. „Ich schwöre Ihnen, Niemand kann fester überzeugt sein, als ich es selbst bin, daß dieses Kind auf dem Meere geboren und daß dessen Aehnlichkeit mit Ihrem Gatten nur eine Zufälligkeit ist, wie diese im Leben so oft vorkommt. Seien Sie vernünftig, und reden Sie von diesem Vorfalle nicht zu Delores. — Sie untergraben dadurch die Ruhe Ihres Familienlebens."

Gleich dem Fürsten der Finsterniß, wenn er eine ihm verfallende Seele wittert, stand der vermeintliche Lord im Dunkel des Zimmers und ließ einen frohlockenden Blick auf die seltsame Scene fallen. Der Teufel kam ihm gleichsam auf halbem Wege entgegen und förderte seinen unheimlichen Plan durch diesen entsetzlichen Vorfall.

Zögernd trat er aus dem Dunkel hervor, verbeugte sich höflich vor Antonie und entschuldigte in gewählten Worten sein unerwartetes Erscheinen, welches ihm Zeuge sein ließ von einem Ereignisse, welches wohl nur auf Mißverständnissen — auf sonderbaren Zufälligkeiten und dergleichen mehr, beruhen könne.

Beruhigende Worte entströmten in gleißnerischer Weise seinen Lippen, aber je mehr er sich scheinbar absichtslos bemühte, die Sache zu beschönigen, je mehr wurde der entsetzliche Verdacht der jungen Frau bestärkt, welche in ihrer Erregtheit die unlautern Gefühle des Lords in helle Flammen auflodern ließ.

Heftig stieß sie den Verleumder bei Seite, riß das weinende und sich ängstigende Kind vom Boden auf und hielt dasselbe dem Lord mit den Worten entgegen:

„Ist dieses Wesen ein Neger- oder ein Mulattenkind? — Trägt es die Züge meines Gatten oder nicht?"

„Verehrte Lady," antwortete der Lord in besänftigender Weise, „sieben Monate lang haben Sie diesem armen Kinde in's Antlitz geblickt, und haben niemals andere als die echtesten, unverkennbarsten Negerzüge in demselben gefunden, und heute springen Ihnen, wie durch ein Wunder hervorgelockt, plötzlich die Züge Ihres bestimmt unschuldigen Gatten entgegen? — Wie kommt das? — Wer nahm sich diese abscheuliche Mühe, Ihr Herz auf diesen Verdacht hinzulenken?"

Diese, mit ruhiger Würde gesprochenen Worte, dämpften einigermaßen das erhitzte Blut der auf's Höchste gereizten jungen Frau. Freundlich blickte sie auf das anziehende Gesicht des Lords und dankte ihm mit einem bezaubernden Lächeln für die Art und Weise der Vertheidigung ihres Gatten.

Die Worte des Lords waren Balsam für ihr Ohr, denn welches Weib hört gern die vermeinte Schuld ihres Gatten bekräftigen?

„Hier," sprach sie endlich in einer Weise, auf Toledo Bourquet deutend, als würde durch das verstörte Aeußere desselben, ihr übelgeleiteter Argwohn auf richtige Spur gelenkt, „hier, dieser Sir rief den abscheulichen Verdacht in meiner ahnungslosen Seele wach."

„Scheinbar erstaunt und vorwurfsvoll blickte der Lord einige Secunden auf den mit Delores Marquella so innig befreundeten Nachbar, dann sagte er in einem kalten, eisigen Tone, welcher in dem Herzen Antonien's einen freudigen Wiederhall fand.

„Sie, Sir? — Das ist wohl nicht möglich!"

„Nein, allerdings, das ist nicht möglich," erwiderte dieser stotternd. „Lady Marquella hat meinen Worten eine andere Bedeutung gegeben. Mir schien es dort im Schatten der Nische, als sei das Profil und die Farbe des Kindes kein völlig negerartiges, und mögen die Heiligen wissen, wie es mir einfiel, daß seine Züge eine entfernte Aehnlichkeit mit denen meines Freundes haben. — Aber ich sehe jetzt deutlich, ich habe mich getäuscht."

Unter einem Wortschwalle von Betheuerungen entfernte sich Toledo Bourquet, während fürchterliche Rachegelüste in seinem Herzen tobten.

Einen unheimlichen Feind ihres Glückes war die junge Frau los, doch der gefährlichere blieb.

Antonie ließ die herbeigerufene Negerin zurückweisen und bat den Lord in bezaubernder Weise Platz zu nehmen. Gern folgte dieser der freundlichen Einladung.

Längere Zeit hatte das Convenienzgespräch zwischen diesen so durchaus in ihren Charakteren verschiedenen Menschen gewährt. Antonie fühlte sich wie mit Zaubermacht zu dem Verderber hingezogen, welcher mit eisiger Ruhe und planmäßigen Worten Schritt vor Schritt sein Opfer zu umstricken wußte. Der Wüstling verstand sein Handwerk vortrefflich. Die Unerfahrenheit dieser ehemals jungfräulichen Braut des Himmels kam ihm sehr zu Statten. Erst zögernd, — dann aufmerksamer und zuletzt ganz Aug' und Ohr lieh' die Bethörte diese den verführerischen Worten des im Punkte der Liebe erfahrenen Verbrechers.

„Ach," sagte der Lord in diesem Augenblicke in einem Tone, welcher das Herz des kinderlosen Weibes mit einem seltsamen Gefühle erfüllte. „Sie werden mir gewiß meinen ungewöhnlichen Unmuth, der Sie beleidigen mußte, verzeihen, aber ich konnte nicht anders, denn ich war nahe daran zu ersticken. Warum stoßen Sie meine heiße Liebe durch Ihr kaltes Wesen zurück? — Sie wissen nicht, theure Lady,

welchem maßlosen Elende ich durch Ihre Härte preisgegeben bin. O, haben sie Mitleid mit mir, und gewähren Sie mir, Sie, die Sie die letzte Hoffnung meines Lebens sind, die Freuden eines nie geahnten Glückes. Ich will nicht in Ihren Augen tugendhaft erscheinen — denn ich bin es nicht, ich will Sie keineswegs mit einer erheuchelten Vortrefflichkeit täuschen, ich, der ich so oft in meinem Leben gelogen, vermöchte Ihnen gegenüber keine Lüge auszusprechen; ja, mein Herz ist in den vielen Genüssen ausgebrannt und meine Seele verdorben, doch Ihre Liebe vermöchte in mir ein neues Feuer anzuzünden und mich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Ich würde durch Ihre Liebe beglückt, mein bisher verfehltes Leben auszugleichen suchen."

„Nimmer kann ich Ihrer Leidenschaft Gehör geben, denn ich bin das Weib eines Andern," entgegnete Antonie sanft, obgleich tief erschüttert von den Worten des Lords. „Was lieben Sie wohl an mir, mein Lord?" fügte sie erröthend hinzu.

„Sie fragen, was ich an Ihnen liebe? Die Tiefe Ihres Geistes, Ihre klangvolle Stimme, welche den Nerven wohl thut und ein aufbrausendes Gemüth beschwichtigt, die hinreißende Schönheit Ihres Erscheinens, eine Schönheit, welche allein geeignet ist, Männer meines Temperaments mit beseligender Gluth zu erfüllen."

„O, hören Sie auf, mein Lord!" rief Antonie bittend, „ich darf diese Sprache nicht länger anhören, ohne mich des Treubruchs gegen meinen Gatten anklagen zu müssen."

„Klagen Sie nur zuerst diesen Unwürdigen an," rief der Lord in einem Tone, welcher den schlummernden Verdacht in ihrem Herzen wieder mächtig wach rief, „er ist es wahrlich nicht werth, einen solchen Engel an Sanftmuth und Liebe zu besitzen, denn ich muß Ihnen gestehen, Mylady, daß ich allerdings den Argwohn dieses Bourquet's theile, obgleich ich vorher eine andere Sprache führte, um Ihren Gatten diesem Elenden gegenüber nicht bloß zu stellen."

Antonie zuckte heftig zusammen. Leichenblässe bedeckte ihr zartes Gesicht und Thränen der entsetzlichsten Verzweiflung entströmten unaufhaltsam ihren trüben Augen. Sie war einer Ohnmacht nahe. Tröstend schloß der Lord die nur schwach Widerstrebende in seine Arme, drückte einen glühenden Kuß auf ihre rosigen Lippen und flüsterte Worte der Liebe in ihr empfängliches Ohr. Die Dunkelheit des hereinbrechenden Abends verhüllte die Gruppe, welche festumschlungen in die Kissen des weichen Ruhebettes sank und . . .

Der schützende Engel der ehelichen Treue verhüllte weinend sein Antlitz. Der Engel der Finsterniß trat an seine Stelle und reichte

der gleichsam vom Wahnsinn befallenen jungen Frau den Becher des Lasters und der Wollust. —

Da klang ein weinerlicher Ton von den Lippen des sich in der Dunkelheit fürchtenden Negerkindes plötzlich an das berauschte Ohr Antonien's. Der Wahnsinn wich von ihrer Seele, rauhe Wirklichkeit trat an seine Stelle und gleichsam zu einem neuen Leben erwachend, stieß sie den Verführer von sich, sprang nach dem kläglich wimmernden Wesen, hob es von dem Boden empor und stürzte laut schluchzend aus dem unheimlichen Gemache.

Kaum war die unglückliche junge Frau den Armen des Verführers entronnen, da huschte eine unheimliche Gestalt vom Balcon durch die Dunkelheit des Zimmers. Ein schwacher Aufschrei — gleichsam von den Lippen eines sterbenden Menschen ertönend, — drang plötzlich durch die Stille der Abendstunde. Das grausige Ringen zweier Menschen wurde dann und wann von den bleichen Strahlen des Mondes erleuchtet. Endlich trat unheimliche Ruhe ein. Die finstere Gestalt verschwand wieder durch die Balconthür, während der Körper des Lords blutend und anscheinend leblos am Boden lag. Doch nach wenigen Minuten erhob sich dieser, blickte forschend um sich, und verschwand gleichfalls vom Balcon des Gemaches in die in Dunkelheit gehüllten Partien des ansehnlichen Parks. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Der folgende Tag brach mit einem heitern Himmel, mit der kühlen, wohlthuenden Frische des Morgens und mit den belebenden Strahlen der aufsteigenden Sonne an. Florinde Dobbes erhob sich frühzeitig von ihrem weichen Lager, klingelte heftig und befahl dem eintretenden Kammermädchen das Frühstück zu serviren. Die schöne Frau schien eine schlechte Nacht gehabt zu haben, denn ihre Wangen waren blaß, die Züge matt und angegriffen, während ein bläulicher Schatten um ihre Augen sich gelagert hatte. Uebelgelaunt schritt sie nachdenklich von einem Ende des Zimmers nach dem andern. Augenscheinlich war sie mit einem Plane beschäftigt, der ihre ganze Seele erfüllte und der sie zu keinem Entschlusse kommen ließ, denn sie blieb öfters stehen, murmelte unverständliche Worte vor sich hin und stampfte heftig mit dem zierlichen Fuße, während ihr voller Busen sich mächtig hob und senkte, und das düstere Auge drohende Blitze schleuderte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Schlafgemaches, und Leontin Dobbes, der kalte und verschlossene Gatte der reizenden

Frau betrat ernsten Wesens die Schwelle des Zimmers. Dieser frühzeitige Besuch des Hausherrn schien so ungewöhnlich, daß Florinde vor Erstaunen stehen blieb und den Gatten sprachlos anstarrte.

Doch dieser nahm keine Notiz von dem Erstaunen seiner reizenden Gattin, er verbeugte sich nachlässig und sagte im kalten, herzlosen Tone:

„Da mich der Wille des Präsidenten, Jefferson Davis, plötzlich nach Richmond ruft, so kann die Möglichkeit eintreten, daß ich längere Zeit abwesend bleibe. Ich wollte daher . . .“

„Nehmen Sie nicht zu kleinlichen Vorwänden Ihre Zuflucht!“ rief Florinde mit einem verächtlichen Blicke — „sie geziemen einem Manne in Ihrem Alter nicht. — Sagen Sie lieber, daß die Reize der Tänzerin La Fleur der große Magnet sind, der Sie so häufig nach Richmond zieht.“

„Die Sie genannt haben, befindet sich nicht dort, „sagte Dobbes mürrisch, „und wollen Sie für die Folge diesen Namen aus Ihrem schönen Munde lassen, wenn Sie nicht unfreundlich von mir begegnet sei wollen.“

„Ist dies alle Genugthuung, die ich von Ihnen zu erwarten habe?“ rief Florinde mit zornglühendem Antlitze. „Muß ich außer Unrecht auch noch Drohungen erdulden? — Aber hüten Sie sich!“ fügte sie mit erhobener Stimme hinzu, „Sie wissen in meinen Adern fließt heißes Blut! — Die Tochter Orsini's vergiebt keine Beleidigungen — Kommt mir jene verführerische Metze in den Weg — bei den gemordeten Gebeinen meines Vaters schwöre ich es, ich will ihre Schönheit zerstören und ihre weichen Glieder mit meinen Händen zermalmen, und sollte mich im nächsten Augenblicke Ihr Messer treffen und mein Herz durchbohren! — Genug habe ich durch dieses Weib gelitten, welches sich wie der Schatten des bösen Geistes zwischen Sie und mich drängt, Sie allein ist die Triebfeder, daß ich vor der Welt zwar Ihren Namen trage, ohne durch das Sacrament der Kirche zu Ihrem rechtmäßigen Weibe erhoben zu sein. — Sie haben mich durch Ihre falsche Zunge in dieses Land gelockt und zu einer gemeinen Buhlerin herabgewürdigt! — Glauben Sie, daß ich diese nichtswürdige That vergessen und vergeben kann? — Nein, mein Herz dürstet nach Rache gegen Sie und die Elende, welche mich in den Hintergrund Ihres verrätherischen Herzens gedrängt hat!“

„Florinde!“ rief der Handelsherr mit donnernder Stimme, während sich drohende Wolken auf seiner Stirn sammelten. „Ich habe Ihnen allerdings die Ehe versprochen und hätte wahrlich mein Wort gehalten,

wenn nicht Ihr lasterhafter Lebenswandel mich zeitig genug vor diesem wichtigen Schritte gewarnt hätte. Ihre nicht zu beseitigende Eitelkeit, Ihre Sucht zu glänzen und verachtend mit den Männerherzen zu spielen, haben mich von Ihnen und Ihrem Herzen entfernt. — Ich dulde Sie nur in meinem Hause — weil ich muß! Ich mag nicht den Scandal einer Trennung auf mein Haupt laden, denn alle Welt hält mich für Ihren rechtmäßigen Gatten und huldigt Ihnen, als meiner ebenbürtigen Gattin. Antworten Sie mir, Florinde, habe ich Ihnen je eine That aus Ihrem vielbewegten Leben vorgeworfen, oder jenen geheimnißvollen Geschichten Glauben geschenkt, welche man sich von Ihnen und dem Herzog Karl von Braunschweig erzählt und die mir oft das Blut in die Wangen trieben wenn man sich zuflüsterte, daß Sie Ihr eigenes Kind erwürgt hätten, ohne zu vermuthen, daß ich horchte? Ist es also recht von Ihnen, mir Dinge vorzuwerfen, wofür Sie keinen Beweis haben, während ich Alles, was man von Ihnen erzählt, mit Stillschweigen übergehe?"

Das Gesicht Florinden's entfärbte sich, ihr Zorn ließ sie keine Worte der Entgegnung finden, und während auch ihre Lippen bleich wie ihre Wangen wurden, sprach sie nach einer Pause:

„Sie scheinen mir ein ansehnliches Sündenregister aufbürden zu wollen, ohne zu bedenken, daß ich ebenfalls im Stande bin, den Schleier von mancher finsteren That Ihres Lebens hinwegzuziehen. O, wäre ich in meinem schönen Heimathlande — in meinem goldnen Italien!"

„Schmeicheln Sie sich nicht mit dem Wahne, daß jene dunkle Geschichten dort unbekannt sind," erwiderte Dobbes im heftigen Tone. „Man weiß dort ebenso gut wie hier, daß Ihr Vertrauter, Oldar, der Mulatte jeden Augenblick bereit ist, neue Günstlinge für Ihr unersättliches Herz herbeizuschaffen. Sie können ja in ihr vielgepriesenes Vaterland jederzeit zurückkehren, ich halte Sie wahrlich nicht."

„Ha! willst Du da hinaus, elender Krämer?" rief Florinde im Tone einer zischenden Schlange. „Aber von dieser Stunde an sollst Du erfahren, was es heißt, die Rache eines beschimpften Weibes herauszufordern. — Ich weiß, Du liebst mich nicht mehr, eine Andere ist an meine Stelle getreten — aber mein Lager soll zu einem Natterneste werden, wenn ich Deinen Haß gegen mich nicht räche, wenn ich jene Blume nicht zertrete, die emporgewachsen ist, zwischen mir und Deiner Liebe!"

„Du würdest besser thun, auf Deinen Ruf zu achten," entgegnete der Handelsherr finster, „wenn Du sonst davon noch etwas übrig gelassen hast, was der Beachtung werth ist, und stelle nicht immer den ver=

dammten Spion, jenen Oldar, auf die Lauer — — lasse nur in Deinen unheimlichen Augen Mordgedanken blitzen — mich alterirst Du nicht mit dieser Komödie. — Aber bei dem wahrhaftigen Gott, wenn Du Deine Drohungen gegen irgend etwas, worauf ich Werth lege, auszuführen wagst, sollst Du es bitter bereuen und büßen müssen. — Höre Florinde!" fügte er mit erhobener Stimme hinzu, indem er ihren vollen Arm hastig ergriff und in harter Weise drückte. „Du magst glauben, ich habe bis jetzt geschlafen, aber bedenke, daß manches Auge für den reichen und angesehenen Kaufherrn Leontin Dobbes wacht. Rühre das Wesen an, gegen welches Du Deine giftige Zunge soeben erhobest und ich lasse Deinen Vertrauten und Helfershelfer Oldar, den Spion und Kuppler — den Du fürchten mußt — in Gegenwart meiner Sclaven in den Bock spannen, und jeder Diener — jeder Neger — ja die ganze Welt soll ihn bekennen hören, was er von Florinde Orsini — der ehemaligen Maitresse des Herzogs Karl von Braunschweig — nur weiß!"

Nach diesen in heftiger Wuth ausgesprochenen Worten verließ Dobbes das Gemach, ohne einen weitern Blick auf das vor Entsetzen erstarrte — dämonisch schöne Weib zu werfen.

Kaum schloß sich die Thür, so öffnete sich eine geheime Tapetenthür und ein junger, kräftig gebauter Mann betrat mit vor Wuth entstellten Zügen das Gemach. Er trug die unverkennbaren Merkmale eines Mulatten.

„Du kommst zur passendsten Zeit!" rief Florinde noch immer mit ihrem mächtig erregten Gemüth kämpfend. „Der Elende bedarf nur Deines verhaßten Anblicks, um seinen Argwohn gegen mich bestätigt zu sehen. — Wie das Unglück lauerst Du vor meiner Thür!"

„Ja!" versetzte dieser im frechen Tone. „Wo ich so oft gelauert habe und stets „mein guter, lieber Oldar" genannt wurde, wenn Ihr Auftrag nach Wunsch ausgeführt war."

„Schurke, dann hast Du wieder den Horcher gespielt!" rief das schöne Weib entsetzt. „Doch was liegt daran," fügte sie milder hinzu. „Dobbes sprach ja laut genug. Du hast gewiß Alles gehört?"

„Ja, ich hörte Alles," antwortete der Mulatte, ohne eine Miene zu verändern. „Ich stand an jener Tapetenthür und ich kenne kein Gesetz, das dem Menschen gebietet seine Ohren zu verschließen. Uebrigens hörte ich nichts Neues," fügte er heimtückisch grinsend hinzu.

„Genug," sagte Florinde gebieterisch, „Du siehst, wie der Elende mich liebt."

„Sicherlich nicht wie Demoiselle La Fleur vom Astley-Theater zu

Richmond," erwiderte Oldar und bemerkte frohlockend, welchen Eindruck dieser verhaßte Name bei Florinde hervorbrachte.

„Du hast das Gemüth eines Teufels," sprach das leidenschaftliche Weib. „Doch mein kühner Geist wird jetzt mit Dir Schritt halten. Die Stunde der Rache ist gekommen, ich will die verhaßte Nebenbuhlerin — und ihn, den Nichtswürdigen vernichten."

„Es wäre schade um so ein herrliches Meisterstück," sagte Oldar höhnisch, „denn sie hat ein Gesicht, das einen Heiligen aus dem Himmel locken könnte."

„Schweig!" rief Florinde heftig, indem sie drohend den Arm erhob, „und schaffe mir dieses Meisterstück, sie soll von keiner andern Hand als der meinigen sterben, und sollte ich meinen Haß noch an ihrer Asche im Grabe kühlen. — Höre, Oldar!" fuhr sie wie wahnsinnig auf- und abgehend fort, und warf das lange dunkle Haar, das den Flechten entschlüpft war, heftig zurück, „von ihm so gemartert und mit Füßen getreten zu werden, vermag ich nicht länger ungeahndet zu ertragen. — Ich vermag nicht Alles zu sagen, was mein empörtes Herz empfindet."

Sie trat heftig und mit wilder Geberde zu dem unheimlich zu ihr aufstarrenden Mulatten hin, als hätte sie ihr Bewußtsein verloren, ergriff seinen Arm und flüsterte mit heiserer Stimme:

„Schwöre mir, Oldar, daß Du meine Rache an diesen elenden Creaturen unterstützen willst, und ich will Deine Hände mit Gold füllen, ja, Dir soll werden, wonach Du lange gelüstet. — Ich will mich selber hingeben, als Belohnung für Deine Treue."

In einem unheimlich wilden Feuer erglänzten die dunklen Augen des Mulatten, seine Gestalt hob sich empor aus seiner gebückten Stellung und seinen Lippen entflossen Worte des gräßlichsten Schwures, sein Leben und seine Seele ihrem Dienste zu weihen. Halb wahnsinnig stürzte er auf das schöne Weib, umschlang ihren zarten Leib und wollte einen glühenden Kuß auf ihre üppigen Lippen drücken, gleichsam um den Vertrag zu besiegeln. Doch Florinde stieß ihn sanft zurück und sagte mit einem bezaubernden Lächeln:

„Noch nicht, Oldar! Ich will mein Versprechen erfüllen, wenn meine Rache gekühlt ist, wenn das Blut dieses Weibes den Schimpf abgewaschen hat, welchen mir der Elende angethan hat."

So verhärtet auch das Herz dieses nach einem Menschenleben nicht viel fragenden Mulatten war, so konnte er doch nicht ohne einige Bewegung die wilde — unheimliche Schönheit dieses herrlichen Weibes betrachten.

Sie stand vor ihm wie der finstere Engel der Verführung, man konnte es in jedem ihrer Züge, in jeder leisen Bewegung ihrer Glieder lesen, wie die bösen Leidenschaften ihres verwundeten Herzens wuchsen und den Körper zu überwältigen drohten.

Zögernden Schrittes schlich Oldar auf den Wink ihrer Hand durch die Tapetenthür, während seine Lippen leise murmelten:

„Verdammt sei dieses höllische Weib, ich weiß, sie haßt mich mehr wie den Satan, mit dem sie selber einen Bund schließen würde, wenn sie nur könnte — aber sie fürchtet mich und darin liegt einiger Trost für mich.“

Einige Stunden vergingen, ehe Florinde im Stande war, ihre mißliche Lage mit ruhigerem Blute zu überschauen. Sie war sich wohl bewußt, keinen helfenden Freund, wohl aber viele Feinde, welche sie sich durch ihr eherausfordernde Koketterie erworben, unter der Männer- und Damenwelt zubesitzen. Hierzu kam aber nun noch, daß man Florinde für die rechtmäßige Gattin des reichen Dobbes hielt und daß sich schwerlich eine andere Persönlichkeit finden würde, sie zu ihrem Weibe zu erheben, nachdem der alsdann unvermeidliche Scandal einer Trennung von Dobbes stattgefunden haben würde.

Florinde fühlte, daß ein längeres Zusammenleben mit Dobbes unmöglich sei, und daß sie entweder New-Orleans — nachdem sie ihre Rache gekühlt — heimlich verlassen, oder ihr Augenmerk auf einen der vielen anwesenden reichen Fremden werfen müsse, welcher bereit sei, sie zu ehelichen und nach Europa zurückzuführen.

Ihr Unstern führte in diesem Augenblick ihr die anziehende Persönlichkeit Lord Lindbury's vor die Seele, seine Nichtachtung ihrer allgemein gepriesenen Reize, die Verschlossenheit seines Wesens und das Geheimnißvolle, welches seiner Person umgab, stachelte ihre beleidigte Eitelkeit noch mehr, Alles daran zu setzen, um den Besitz dieses goldnen und seltenen Vogels zu ermöglichen.

Der Lord mußte sehr reich sein, denn er hielt sich prächtige Reitpferde, Equipage und belohnte mit fürstlicher Großmuth den kleinsten Dienst. Das von ihm gemiethete Hôtel war der Sammelplatz aller Personen von Distinction, mit größter Verschwendung führte er offene Tafel und hielt viele Diener in seinem Solde. Lindbury schien über ungeheure Summen zu gebieten, denn die Bank in Richmond honorirte unweigerlich die bedeutendsten Anweisungen von ihm. Außer den sich drängenden politischen Ereignissen, war der edle Lord in allen Gesellschaften der Gegenstand des Gesprächs und manche der schönen Damen von New-Orleans würde es sich gewiß zur größten Ehre ge-

rechnet haben, wenn der interessante Lord ihre Hand begehrt hätte; dieser schien aber vollständig gleichgültig gegen weibliche Reize, so daß man ihn den herzlosen, kalten Engländer nannte.

Lord Lindbury war mit den ausgesuchtesten Empfehlungen, der angesehensten Familien New-York's nach New-Orleans gekommen und in allen Zirkeln der guten Gesellschaft auf das Zuvorkommenste empfangen worden.

Florinde Dobbes hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit jedoch scheinbar gleichgültig die Gespräche über den Lord mit angehört. Mit welchem Entzücken hörte sie von den Reichthümern des Lords erzählen und schon im Geiste sah sie sich als Lady Lindbury, im Mitgenusse dieser Herrlichkeiten, denn ihr raffinirter Verstand sagte ihr, daß der kalte, schweigsame Lord auf die Dauer doch der Macht ihrer in der That seltenen Reize nicht widerstehen könnte, wenn sie alle ihre buhlerischen Künste auf sein Herz in Anwendung bringen würde.

Sie beschloß einen kühnen Plan gegen diesen Vogel Phönix in Ausführung zu bringen, welchen sie bei andern Affairen schon mit gutem Erfolge benutzt hatte. Vor Freude und Entzücken berauscht, endlich einen Gegenstand gefunden zu haben, welcher sie aus den drückenden Fesseln ihrer keinesweges beneidenswerthen Lage befreien und ihre Zukunft genügend sichern könnte, vergaß sie augenblicklich den Auftritt mit Dobbes und beschäftigte sich mit Ausführung ihres gefährlichen Planes. Schlug dieser fehl, dann wußte sie mit einem Male, woran ihre Hoffnungen auf die Reichthümer des Lords waren.

Dieser schien bei seinem Abenteuer im Hause Marquella's nur eine oberflächliche Verwundung davongetragen zu haben — obgleich der geheimnißvolle Angreifer offenbar es auf sein Leben abgesehen hatte — der ihm tödtlich zugedachte Dolchstoß war an einem leichten Panzerhemd, welches Lord Lindbury aus uns vorläufig unbekannten Gründen trug, gefahrlos abgeglitten und hatte ein zweiter Stoß nur den rechten Arm oberflächlich verwundet.

In übelster Laune durchschritt gegen Abend Lindbury planlos die Straßen New-Orleans'. Er war offenbar unschlüssig, welcher der vielen Einladungen er den Vorzug geben sollte. Rathlos blieb er an dem Schaufenster eines Juweliers stehen und warf einen gleichgültigen Blick auf die dort angehäuften Reichthümer, da fühlte er plötzlich seinen verwundeten Arm berührt. Er wandte sich und erblickte ein junges Negermädchen, welches ihm ein verständliches Zeichen — ihr zu folgen, mit der Hand gab.

Verwundert, aber auch mißtrauisch geworden durch den Angriff

im Hause Marquella's ließ der Lord sein dunkles Auge forschend auf den Zügen des Mädchens ruhen, ohne aber seinen Platz zu verlassen. Er schien nichts Gefahrdrohendes aus dem Wesen der jungen Negerin wahrzunehmen, denn er fragte dieselbe mit lächelnder Miene:

„Was willst Du von mir, mein Kind?"

Das Mädchen bückte sich ein wenig, gleichsam wie verschämt vor dem glühenden Blick Lindbury's und sagte:

„Ich bitte Euch, edler Lord, mir zu folgen."

„Folgen?" wiederholte Lindbury erstaunt, „sehr gern, doch wohin?"

„Nur mir nach!" rief die jugendliche Negerin schelmisch lächelnd und wandte sich, um aus dem Gedränge der Menge zu entkommen, indem sie verstohlen mit der Hand winkte.

Der Lord, durch diesen Vorfall aus seiner trüben Stimmung aufgerüttelt, folgte derselben in gespannter Erwartung und hielt sein Auge forschend auf die geheimnißvolle Führerin, um diese im Gedränge und in den Windungen der Straßen nicht aus den Augen zu verlieren.

Rasch wandte sich das junge Mädchen in eine dunkle, schmale Seitengasse, durch die sie bald einen freien Platz erreichte. Der Lord folgte in gemessener Entfernung. Die Negerin blieb dann und wann stehen, sah sich vorsichtig um und winkte ihm mit der Hand, nicht zu zögern. Endlich erreichten sie ein alleinstehendes Haus, welches nicht erleuchtet war. Das junge Mädchen öffnete eine Seitenpforte und wartete, im Schatten der Dunkelheit verborgen, bis der Lord herangekommen war. Dann sagte sie flüsternd:

„Hier muß ich Euch aufmerksamer führen, mein Lord, denn Ihr würdet Euch nicht zurecht finden."

In der That war der dunkle, tiefe Gang dieses — wie es schien, menschenleeren Hauses, nur durch eine Lampe am Ende desselben schwach erleuchtet, welche ihre Strahlen nicht bis in den Vordergrund zu senden vermochte, kaum, daß man die breite Treppe, welche zu dem oberen Stockwerke führte, erkennen konnte.

Der Lord stutzte; sollte er weiter in die Dunkelheit folgen? — Er war nicht furchtsam, doch trug er Bedenken, sich der Führerin ferner anzuvertrauen, da sein Mißtrauen, geweckt durch das unerklärliche Ereigniß bei dem Abenteuer mit Antonien, durchaus begründet war, und Vorsicht erheischte.

„Halt, Mädchen!" rief der Lord leise, „nicht weiter, bevor Du mir nicht sagst, wohin Du mich führen willst!"

„Ein edler Lord, ein Engländer und furchtsam?“ versetzte die Negerin in fast spöttischem Tone.

Diese Worte brachten eine seltsame Veränderung in dem sonst so abgemessenen Wesen Lindbury's hervor.

„Furcht?“ rief er in hastiger Weise, wobei ein gräßlicher Ausdruck in seinen Zügen lag. Seine Gestalt richtete sich empor, gleichsam als empfinde er plötzlich das Verlangen, eine unsichtbare Gefahr zu bestehen.

„Ich glaube fast, Du selbst bildest Dir ein, mich durch Dein geheimnißvolles Auftreten zu schrecken? — Weiter denn, in's Teufels Namen — aber Du bist mir Bürge für Alles was mir Gefährliches begegnet.“

Mit diesen Worten zog er einen reich mit Silber ausgelegten Revolver hervor und zeigte den blitzenden Lauf dem Mädchen. Diese lächelte fast verächtlich, erwiderte aber kein Wort und bot dem Lord ihre weiche Hand, welche dieser fest ergriff, damit sie ihm nicht entwischen könne.

„Jetzt vorwärts!“ rief Lindbury, heiter gestimmt durch das geheimnißvolle Dunkel, welches über dieses seltsame Abenteuer — wie es schien, absichtlich gebreitet lag.

Die gewandte Führerin leitete den Lord schweigend die Stufen der Treppe hinan, öffnete oben angekommen, mit einem Schlüssel die Thür eines Gemaches, und führte ihn dann durch eine lange Reihe von Gemächern, in denen die tiefste Dämmerung herrschte.

Lindbury's Herz klopfte, ein eigenes Gefühl beschlich ihn, als gehe er einer Gefahr ganz besonderer Art entgegen, und doch trieb ihn die auf's Höchste gespannte Erwartung, der Lösung des Geheimnisses entschlossen entgegen zu schreiten.

Sie hatten jetzt ein völlig dunkles Gemach erreicht. Die junge Negerin warf die Thür hinter sich in's Schloß, entschlüpfte mit einer unvermutheten Wendung aus der Hand des Lords und rief ihm aus dem Dunkel, in dem beide noch standen, mit leiser Stimme nur die Worte zu:

„Hier wartet einen Augenblick, mein Lord.“

Lindbury wollte das Mädchen haschen, allein es war schon entsprungen, und eine zweite Thür, die sich schloß, ließ errathen, daß sie in ein angrenzendes Gemach geeilt war.

In dem dunklen Zimmer ganz allein, wurde der Lord doch unschlüssig, was er thun sollte; er versuchte die Thüre zu öffnen, durch

die er eingetreten war, allein sie schien verschlossen, denn sie widerstand dem Versuch.

„Sollte Dich hier irgend eine Gefahr bedrohen?“ fragte er sich selbst. „Aber was in aller Welt kann man von mir wollen?“ — „Warum dieses geheimnißvolle Auftreten?“

Von diesen Gedanken beunruhigt, trat er an eines der Fenster, welches durch dichte, seidene Vorhänge geschlossen, sich durch eine Lichtspalte bemerkbar machte. Er hob den Vorhang zurück, das Gemach lag nach einem Park und war mit einem Balcon versehen.

Prüfend maß er die Höhe und entwarf bereits den Plan eines Rückzuges für den Fall, daß ihm Gefahr drohen sollte. Nur in den Park hinabzukommen, war die Schwierigkeit, denn der Sprung vom Balcon war hoch. Da half ihm der Zufall; er hörte plötzlich das Knarren einer Thür auf der Angel. Dem Geräusch nachgehend, entdeckte er eine Tapetenthür, die nachlässig geschlossen, vom Luftzuge bewegt worden war, er öffnete sie und stand in einem Corridor, dessen Fenster ebenfalls nach dem Parke hinaus lagen, zu dem eine Treppe hinunterführte.

Zufrieden, sich einen Rückzug gesichert zu haben, war er jetzt fest entschlossen, das geheimnißvolle Abenteuer zu bestehen.

So eben hatte er das dunkle Gemach wieder erreicht, als die Thür, durch welche die Führerin verschwunden war, sich öffnete, und ein matter Lichtschimmer in's Gemach fiel. Mit der Hand winkend, stand das junge Mädchen auf der Schwelle. Der Lord folgte dem Winke und betrat das angrenzende Gemach, während die Negerin scheu zurückwich und verschwand.

Eine weibliche Gestalt, in weiße Schleier und Gewänder gehüllt, trat mit leichter, anmuthiger Bewegung ihm entgegen.

Mit einiger Verwirrung verbeugte er sich.

Die Fremde fragte den Lord, jedoch ohne den Schleier zu lüften, mit lieblicher, ihm äußerst bekannt klingender Stimme:

„Errathen Sie nicht, mein Lord, wer vor Ihnen steht?“

„Beim Himmel, nein!“ sagte Lindbury lächelnd. Doch, ich glaube Ihre bezaubernde Stimme schon gehört zu haben.“

„Sie besitzen kein besonderes treues Gedächtniß“, entgegnete die Unbekannte schalkhaft, indem sie den Schleier zurückschlug.

„Lady Dobbes! — Sie selbst?“ rief der Lord außer sich vor Erstaunen, da er sie jetzt erkannte.

„Wie ist es möglich, daß Sie in dieses Haus kommen?“

Sie schlug ihr dunkles, feuriges Auge, das im feuchten Glanze

schimmerte, gleichsam bittend zu ihm auf und entgegnete mit bewegter Stimme:

„Freilich ist es nicht mein Haus, wo wir uns augenblicklich befinden, doch es giebt Zeiten und Verhältnisse, welche auch uns Frauen in die seltsamsten und außerordentlichsten Lagen bringen. O, ich fühle es tief," fuhr sie mit gesenkten Augen fort, „wie feindlich der Schein ist, der auf mich fällt, da Sie mich hier in einem fremden Hause und in einer so ungewöhnlichen Stunde sehen. — — Doch wüßten Sie...!"

„Ich schwöre Ihnen!" rief Lindbury feurig und mächtig ergriffen von der blendenden Schönheit dieses ihm bittend gegenüber stehenden, von aller Welt gefeierten Weibes, „daß mein Herz keinen unwürdigen Verdacht aufzunehmen vermag."

„Ich danke Ihnen, mein Lord, für diese wohlwollenden Worte," sagte Florinde in einem solchen weichen Tone, daß Lindbury in der That nicht wußte, ob er wache, oder träume.

Mit einer Handbewegung und einem bezaubernden — doch schmerzlichen Lächeln deutete sie dem Lord an, auf einem kostbaren Divan Platz zu nehmen. Dieser verbeugte sich und ließ sich neben der schönen Frau, welche heute verführerischer als je gekleidet war, nieder.

„Nehmen Sie zunächst meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie meiner allerdings seltsamen Einladung Folge geleistet haben," begann Florinde. „Es war mir aus gewissen Ursachen nicht vergönnt, Sie, mein Lord, im Hause meines angeblichen Gatten empfangen zu können..."

„Ihres angeblichen Gatten?" fragte Lindbury erstaunt, indem er Florinde unterbrach.

„Ja, mein Lord," erwiderte das verführerische Weib mit leiser Stimme, „meines angeblichen Gatten. Leontin Dobbes hat mich unter dem feierlichsten Eheversprechen in dieses entsetzliche Land gelockt, wo ich mich so unheimlich fühle, wie ein Vogel in dem seiner Freiheit beraubenden Käfig. Unsere Charaktere passen nicht zusammen und liegen auch noch andere, wichtigere Gründe vor, welche mich abhalten, in ein engeres Verhältniß zu Dobbes zu treten. Ich habe dieses Haus gewählt, welches einer mir befreundeten Familie gehört, die sich auf Reisen befindet, um Ihnen, mein Lord, den ich vor allen Männern dieser Stadt am meisten achte, meine in der That entsetzliche Lage an's Herz zu legen. Ich möchte Dobbes — diesen herzlosen, mir mehr als abscheulichen Mann verlassen und nach Europa zurückkehren, ohne ihm ein Eclat zu bereiten. Dieses Vorhaben kann ich aber nur mit Beihülfe eines entschlossenen Mannes vollführen, da ein alleinstehendes Weib durch diese unwirthlichen Gegenden nicht ohne Gefahr

zu reisen vermag. Wollen Sie mir, mein Lord, Ihre Hilfe angedeihen lassen?" fügte Florinde fragend hinzu, indem sie den verwundert vor sich hinstarrenden Lord mit einem seelenvollen Blick ansah.

Lindbury wußte im ersten Augenblick nicht, was er auf diese seltsamen Mittheilungen und auf die Frage dieses blendenden Weibes erwidern sollte. „Sie liebt Dich," dachte er in seinem Herzen und dieser Gedanke fing an, ihn mit einem glühenden Feuer zu durchdringen. Er fühlte, daß es in seiner Macht lag, dieses bezaubernde Weib zu besitzen, er durfte nur die Hand danach ausstrecken.

Mit einer hastigen Bewegung ergriff er die zarte Hand Florinden's, blickte eine Weile sprachlos in das schwimmende Auge dieser fürchterlichen Sirene und drückte endlich einen glühenden Kuß darauf, indem seine bebende Lippe leise flüsterte:

„Befehlen Sie über mich, Florinde, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele an!"

Ein Blitz ihres in dämonischer Gluth leuchtenden Auges flog freudig, doch unbemerkt, über ihre Züge und ließ ihr pochendes Herz frohlockend laut aufschlagen. — Sie war ihres Sieges gewiß!

Vorsichtig entfaltete sie nach und nach die Macht ihrer buhlerischen Künste, gleichsam wie die Schlange durch ihren giftigen Blick den ängstlich flatternden Vogel umstrickt, so fesselte sie den noch vielleicht in seinen Entschlüssen wankenden Lord durch die ungewöhnliche Fülle ihrer blendenden Reize. Schritt vor Schritt führte sie diese in's Gefecht, bis er sinnlos berauscht zu ihren Füßen sank.

Mit wachsender Liebe erhob er sich stürmisch, zog das schöne, dämonische Weib, welches widerstandslos alle seine Liebkosungen duldete, an sein Herz und preßte seine brennenden Lippen auf ihren wollüstigen Mund. Zwar machte Florinde einen schwachen Versuch, sich der stürmischen Umarmung des Lords zu entziehen, doch sie hatte das böse Verhängniß heraufbeschworen, die Gluth des starken Mannes durch teuflische Künste angefacht und mußte jetzt den Becher der Wollust leeren.

Mit der ganzen Gluth rasender Leidenschaft drückte Lindbury die Sirene an sich, und verbarg das verführerische Weib ihre schamglühende Wange an seiner Brust.

„Nein, nein!" rief er mit blitzenden Augen, „richte Dich auf, Florinde, blicke mir in's Angesicht, Du liebreizendes Wesen, laß die weibliche Scheu nicht das schönere Gefühl Deines Herzens besiegen. — Du liebst mich? — Darf ich hoffen, darf ich es aussprechen? —

O, erst jetzt, in diesem Augenblicke erkenne ich die Macht der wahren Liebe."

Er preßte seine heißen Küsse auf die Lippen der erschöpft Unterliegenden, ihr schwacher Widerstand erstarb in seiner Gluth.

„Willst Du mein sein? — Ewig mein? — Mein Weib, meine Gebieterin sein?" rief Lindbury, seiner Sinne kaum mehr mächtig. „Alle meine Schätze lege ich Dir zu Füßen, Du sollst glänzen wie eine Fürstin — der kleinste Deiner Wünsche soll mir Befehl sein!"

„O, unaussprechliche Wonne!" rief Florinde mit Augen, die der Hölle entnommen zu sein schienen, denn es brannte ein Feuer der wildesten Leidenschaft und der Triumph ihres Sieges darin. Das Herz des starken Mannes lag gebrochen und wie ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand.

Ihre Kleider waren in Unordnung gerathen und ließen den liebeglühenden Lord einen Busen sehen, dessen Weiße mit dem frischgefallenen Schnee und dessen Fülle mit der Gestalt einer Venus wetteifern konnte. Glühende Küsse des Lords bedeckten den höchsten Reiz eines Weibes. — Florinden's Blut gerieth in Wallung, sie umschlang Lindbury mit ihren vollen, blendend weißen Armen. Ihr Busen flog, ihre Lippen glühten an den seinen, ihr Athem erstarb in seinen Küssen!

Lindbury zitterte in schauerlicher Wonne. — Die finstere Gestalt seines bösen Dämons trat ungesehen hinter ihn, sie erhob drohend die Hand und hielt sie schwebend über seinem Haupt. Noch einen Schritt und die kalte grauende Berührung trifft seinen Scheitel, und der Hauch der Vergiftung dringt tödtlich in seine Brust. Die brausende Kraft des Mannes stürmte in allen seinen Pulsen und umhüllte seine Sinne gleichsam in Wahnsinn, mit kräftigem Arm umschlang er das verlangende Weib und erstickte ihr scheinbares Flehen in seinen Küssen.

„Mein sollst Du sein in dieser Minute! — ganz mein und für ewig!" So rief der Bethörte und hielt die machtlos Widerstrebende in unauflöslicher Umarmung.

Die Hände, die sie mit schwacher Kraft abwehrend gegen seine Brust drückte, sanken endlich erschlaffend herab, — überwältigt war jetzt das willenlose Opfer seiner siegenden Liebesgewalt. — Der reine Lichtstrahl webte den Gürtel der Keuschheit mit unsichtbaren Fäden dichter, doch die buhlerische Nacht ist hülfreich geschäftigt, die heilige Hülle des Weibes zu heben.

Lindbury zog das bebende Weib, welches ursprünglich nur mit seinen Gefühlen im Interesse des Eigennutzes spielen wollte, an seine Seite nieder, ihr Haupt ruhete in seiner Linken, er umschlang sie kühn

mit der Rechten. Heftig preßte er das glühende Angesicht gegen die wallende, laut klopfende Brust des schönen, willenlosen Weibes. — — Seufzer, Thränen, Küsse mischten sich zum berauschenden Trank der Liebe — im selig betäubenden Wahne leerten sie den vergifteten Kelch der Wollust bis auf den letzten Tropfen.

Mit fliegendem Athem erwachte Florinde und wollte sich den Armen des geliebten Mannes entziehen. Doch er ließ sie nicht entfliehen.

„Mein bist Du auf ewig!" rief er und erhob die Rechte betheuernd gen Himmel. „So habe ich geschworen und halte mein Gelübde. — Du, mein Weib, nimm hier den Ring unserer Vereinigung. Dieser goldene Reif sei der Zeuge unseres Bundes. Er ist heilig abgeschlossen, er ist unverletzlich."

Lindbury zog einen werthvollen Ring von seinem Finger und steckte ihn an den Florinden's. — Sie hing vor Wonne und Entzücken in Thränen zerfließend sprachlos an seiner Brust.

„Du süßer, holder Mann!" rief sie endlich mit bebender Lippe. „Ist es denn wahr, daß Du mich liebst?" fügte sie schelmisch und kosend hinzu, da sie ihn sprachlos vor sich stehen sah.

„Ob ich Dich liebe?" sprach er düster vor sich hin, „außer Dir hat jetzt die Erde nichts mehr Anziehendes für mich! — Du bist das einzige Gestirn, das mir leuchtet auf . . ."

Lindbury war doch nicht glücklich. Ein Wirbelwind hatte ihn hoch auf den Gipfel des Lebens getragen, aber unter seinen Füßen fand er keinen Boden.

Der schauerliche Schlag einer Thurmuhr, der die elfte Stunde verkündete, weckte beide Liebende aus ihrer Betäubung.

„Du mußt fort, süßer Mann!" rief Florinde ängstlich aufspringend," wenn man Dich hier bemerkte — ich wäre verloren."

„Verloren?" fragte er finster drohend. „Wer dürfte nach dem Bunde, den wir geschlossen . . ."

„Um des Himmelswillen, ich höre Geräusch," unterbrach sie ihn, „die Thüren öffnen sich, der Schall dringt durch die öden Gänge an mein Ohr. — Es ist gewiß der Hauswart, der hier noch Licht erblickt. Eile, eile, daß Du scheidest, damit mir kein Unheil erwächst."

In diesem Augenblicke drückte Lindbury noch den Abschiedskuß auf den reizenden Mund Florinden's und wandte sich dann der Thür zu, um sich zu entfernen. Da plötzlich öffnete sich diese geräuschlos, ein Mann mit wild rollenden Augen, in der Hand ein blankes Messer,

erscheint auf der Schwelle. Ein schrecklicher Schrei und Florinde sinkt in Ohnmacht. Erstarrt steht der Lord vor dem Manne.

„Erkennst Du mich, schändlicher Betrüger, nichtswürdiger, elender Mörder! — Erkennst Du mich, Wilkes Booth! — Deine Stunde hat geschlagen und die dieses buhlerischen Weibes, dieser Kindesmörderin — dieser ehemaligen Maitresse des Herzogs Karl von Braunschweig.

Es war Oldar, der Mulatte, welcher vor Wilkes Booth und der schönen Sirene gleich dem rächenden Engel der Finsterniß stand.

Dunkle Gestalten schlüpften in das Gemach, ein kurzer Kampf und lautlos, wie sie gekommen, verschwanden sie mit den Opfern Oldar's. In der nächsten Minute herrschte eine Grabesstille in dem dunklen Zimmer des unheimlichen Auftrittes.

Die schöne Florinde Dobbes und der edle, unermeßlich reiche Lord Lindbury waren und blieben zum Erstaunen der eleganten Welt von New-Orleans verschwunden. Nirgends zeigte sich eine Spur oder eine Veranlassung ihres plötzlichen Verschwindens. Man sprach erst leise, dann lauter und endlich ohne Scheu: der Lord habe die schöne, junge Florinde Dobbes entführt. Auf den wahren Grund kam Niemand, da der Handelsherr auf keine Frage Rede stand. . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Sieben Monate waren nach den von uns zuletzt geschilderten und ergreifenden Scenen verflossen, da fing Antonie Marquella plötzlich an zu kränkeln.

Es gab für Delores Stunden, deren freundlicher Geist ihn mit den süßesten Hoffnungen zu schmeicheln versuchte, aber der fürchterlichen Leere eingedenk, welche die seit dem Verluste seines Kindes so oft vergeblich mit Freuden begrüßte Hoffnung in seiner Seele zurückgelassen hatte, mochte er sich nicht wieder zum Spielwerk feindlicher Mächte hingeben. Der Kurzblick des zu Rathe gezogenen Arztes trug noch mehr dazu bei, die düster in sich gekehrte — versiechende Frau irre zu leiten, und immer unheimlicher schwebte der finstere Geist über Marquella's Haus. Seit jener nächtlichen Stunde, wo Lindbury — wie wir ihn zur Verständigung noch nennen müssen — Antonie unter so seltsamen Umständen verließ, war mit der jungen, bleichen Frau eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Stundenlang saß sie düster vor sich hinstarrend in ihrem Zimmer, während die Fülle der Gesundheit



immer mehr aus ihren reizenden Zügen schwand. Sie fuhr oft erschreckt zusammen, wenn Schritte von annähernden Personen an ihr Ohr drangen, oder wenn ihr Gatte leise in das Gemach trat. Es schien ein fürchterliches Seelenleiden an ihrem Herzen, gleich einem schleichenden Gifte, zu nagen und Körper und Seele zu gleicher Zeit zu verderben.

Was war denn so Entsetzliches mit der jungen Gebieterin geschehen, daß im Stande gewesen war, die Ruhe ihrer reinen Seele zu untergraben und den Frohsinn von ihrer Stirn zu verscheuchen?

Niemand wußte es.

Den Grund der räthselhaften Krankheit Antonien's hatte der Scharfblick ihrer weiblichen Dienerin längst gefunden, als der Arzt noch immer von einer Muthmaßung zur anderen überging. Medula sprach zu Whida fortwährend von dem kleinen weißen Brüderchen, welches der Segen Gottes seiner Wohlthäterin geben werde, doch geschah dies nur in stiller Stunde, denn die junge Gebieterin verschloß der freudig erregten Negerin jedes Mal in heftiger Weise den Mund, wenn sie dies Thema berührte.

Es gab für Antonie keinen Augenblick, der sie ermuthigte, ihre Seele der Sonnenhelle entgegen zu wenden, welche die Zukunft ihres Lebens zauberhaft vergoldete. Denn was sie noch vor wenigen Monaten mit Freude und Entzücken erfüllt hätte, das führte grausige Bilder vor ihre erhitzte Phantasie. Der finstere Engel des Todes küßte zum ersten Male ihre weiße Stirn.

„Der wilde Hurak hat die Gebieterin verflucht!“ murmelten die Sclavenhorden mit bleichen Lippen, denn sie fühlten, daß ein Schutzgeist ihres armseligen Lebens im Begriff stand, von der Welt zu scheiden.

Diese Worte drangen erst spärlich, dann lauter an ihr Ohr und erfüllten ihre Seele mit Entsetzen. Sie vergegenwärtigte sich mit tödtlichem Schrecken den Augenblick, in welchem der wüthende Neger sein Kind zu ihren Füßen niederwerfend, den furchtbaren Bannfluch in seiner unheimlichen Muttersprache gemurmelt hatte, dessen Bedeutung ihr jetzt klar wurde.

„Das bedeutet meinen Tod!“ ächzte sie in wilder Raserei.

Medula umklammerte laut jammernd das Knie der geliebten Gebieterin.

Antonie hob das weinende Negerkind empor, drückte es heftig an ihre brennende Brust und rief mit hohler Stimme:

„Mir geschieht ganz Recht! — Gott gab mir ein Kind, warum

begnügte ich mich nicht mit seiner Gabe? — Warum forderte ich mehr, als seine Weisheit mir zu gewähren nöthig fand! — Doch Mutterglück ohne Mutterschmerzen ist ein hohler Schall!" fügte sie in wildem Tone hinzu. „Ich bin nicht Mutter — will nicht ein Wesen gebären, welches mich verflucht!"

Mit dem Eigensinn einer nervenschwachen Person, leugnete Antonie sich selbst, ihrem Gatten und jeden Anderen die Möglichkeit, Mutter zu werden, und erwiderte jeden Einwand gegen die Ueberzeugung, welche sie sich in räthselhafter Weise aufgedrungen hatte, mit einer so starren und nachdrücklichen Beharrlichkeit, daß Niemand mehr ihr zu widersprechen wagte. Der unerfahrene Arzt, welcher durch seine Fügsamkeit in die Launen seiner schwierigen Patientin ihr Vertrauen erworben, bestärkte sie in ihrem Wahne und führte, indem er oft die Namen ihrer räthselhaften Krankheit wie deren Behandlung wechselte, Antonie einem fast zweifellosen Tode entgegen.

Mit gramvoller Stirn sah Marquella auf das Weib seines Herzens, welches täglich matter und täglich bleicher, von ihrer unergründlichen Krankheit verzehrt, dem Grabe zueilte.

Da trat ihm eines Morgens Medula in den Weg und sagte in feierlicher Weise:

„Herr rette Dein Kind, die Gebieterin ist Mutter!"

Marquella schüttelte wehmüthig den Kopf und erwiderte:

„Du irrst Dich, Medula, die Herrin ist nicht in guter Hoffnung. Sie ist krank — krank bis zum Tode."

„Und dennoch ist sie Mutter, aber sie verbirgt Dir ihren Zustand!" rief die Negerin im Tone vollster Ueberzeugung. „Die Gebieterin will in der schweren Stunde sterben. Ein furchtbares Geheimniß scheint auf ihrer Seele zu haften."

Unwillig über die Worte Medula's, wandte Delores ihr den Rücken, aber ihre Mahnung hatte einen unvertilgbaren Funken des Mißtrauens in seine Seele geworfen.

Er begann bei passender Gelegenheit behutsam einige Aeußerungen Medula's der Dahinsiechenden an das Herz zu legen, doch ein vernichtender Blitzstrahl flog aus Antoniens Augen.

„Das Weib ist wahnsinnig!" schrie sie mit gellender Stimme. „Laß sie die Peitsche kosten für ihren Wahnwitz — ich bin nicht Mutter! — Es ist unmöglich!" fügte sie milder hinzu, indem ihre abgezehrten Hände das bleiche Antlitz bedeckten.

Mit hoffnungslos gebrochenem Herzen führte Marquella an einem schönen Abende Antonie ins Freie. — Eben kamen die Sclaven heim von

der Feldarbeit, da riß eine Negerin, die todesbleiche Gebieterin mit Entsetzen anstarrend, sich los aus der Mitte des Haufens, sank nieder vor Antonie auf ihre Kniee und flehte unter Thränen und Schluchzen:

„Gütige Herrin, wirf die Gläser fort mit den giftigen Säften und die Papiere mit dem braunen und weißen Sande! Sie sind Gift für Dich und für das Kind, welches Du unter Deinem Herzen trägst!"

Die Todesbläſſe der Negerin stand im grellen Gegensatze zu dem flammensprühenden Blick der Gebieterin. Doch diese ließ sich durch diesen gefahrbringenden Blick nicht hinwegscheuchen.

„Du bist eine liebreiche Herrin!" rief sie in Thränen schwimmend. ‚Stirbst Du, so müssen wir alle sterben an Deinem Grabe, wenn wir nicht sterben wollen unter der Peitsche der grausamen Aufseher. Sei barmherzig gegen Dich und uns, treibe den weißen Mann mit seinen Giften hinweg, die Du verschlucken mußt. — Whida — Whida!" schrie das Weib indem sie das Kind aus den Armen Medula's riß. „Flehe mit Deinem unschuldigen Lächeln die gute Gebieterin an, daß sie lebe und Haruk mit seinem Bannfluche versöhne, denn stirbt sie, so wird die Peitsche und Kette Dein Erbe, die Sclavenhütte Deine Wohnung und das Brandmal Dein Kennzeichen der Knechtschaft!"

Antonien's Wuth kannte keine Grenzen.

„Peitscht die Elende zu Tode!" rief sie mit einem letzten Aufschrei und sank dann ohnmächtig in die Arme ihres rathlosen Gatten.

Als sie erwachte, sah sich Antonie auf ihrem Lager; die gefürchtete und furchtbare Stunde, die den reichsten Pflanzer Louisiana's zum reichsten Mann der neuen Welt gemacht haben würde, wenn sie acht Monate früher geschlagen hätte, war da! — Ein mattes Kindesgeschrei und ein tiefgeholter Seufzer Antonien's bekundeten Delores Marquella, daß sein Haus mit einer Erbin gesegnet sei.

„Beide leben! — Mutter und Kind!" jauchzte er auf, und legte das neugeborne Töchterchen in Antonien's Arme. Doch mit Entsetzen gleichsam erfüllt, stieß die Mutter das so lang ersehnte, und von der Gottheit erflehte Kind zurück, warf einen schmerzlichen Blick auf ihren Gatten und ein leises „vergieb der Ehe . . . ." tönte von ihren sterbenden Lippen.

Die Seele entfloh dem müden Körper und ging ein in dasjenige Reich, wo keine irdischen Leiden wohnen.

VIII.

Des Schicksals dunkle Wege.

Es trifft sich nicht selten im Leben, daß Pläne der Bosheit, der List und der Rache grade in dem Augenblicke scheitern, wenn alle Umstände sich zur höchsten Wahrscheinlichkeit des Gelingens vereinigen. Man könnte darin eine Ironie des Schicksals erblicken, das sich oft duldsam gegen die Handlungen des Lasters zeigt, um desto sicherer dessen Zwecke zu vernichten.

Dies mußte auch Loof Payne mit seinen Gefährten erfahren. Denn kaum hatte August Graf sich mit der ohnmächtigen Geliebten in das lodernde Flammenmeer geworfen, als das brennende Gebäude mit seinen Lehmmauern von allen Seiten krachend zusammenstürzte und die Gegend in Nacht, Staub und Asche hüllte, während der Rauch, ein Gemisch glühender und schwarzer Wolken, sich dem Meere zuwälzte, den Himmel und seine Gestirne verbergend. Auch dem muthigen jungen Arzte, mit dem leblosen Körper Anna's in den Armen, war es vergönnt, durch die undurchdringlichen Rauchwolken geschützt, das felsige Gestade des Hudson glücklich zu erreichen und von der erfrischenden Meeresluft gestärkt, seinen Weg planlos weiter zu verfolgen.

Das belebende Licht des jungen Tages verscheuchte schon die finstern Schatten dieser unglückseligen Nacht und ließ dem forschenden Auge des mit seiner süßen Last Dahineilenden die Gegenstände um ihn her schwach erkennen. Er beeilte sich das Labyrinth der rauhen Felsenpartien zu erreichen, um sich und die Geliebte vor den Mordgelüsten der Strandräuber möglichst zu retten, ehe das Tageslicht zum Verräther seiner bisher so glücklich vollführten Flucht werden konnte.

In ungestümer Hast drang er keuchend und ächzend vorwärts, nicht scheuend der Schmerzen seiner Brandwunden, welche er im Gesicht und an den Händen davon getragen hatte.

Da plötzlich fühlte sein ermattender Fuß den festen Boden unter sich schwinden, ein von den Fluthen des Hudson gelockertes Felsenstück brach von den letzten zusammenhaltenden Punkten und stürzte donnernd in die Tiefe, den jungen Mann mit der leblosen Anna rettungslos nachziehend.

Ein gellender Schrei der Verzweiflung drang von [illegible]en Lippen

durch die Stille, während das Echo es an das aufhorchende Ohr der Mordbrenner trug, welche nicht zu unterscheiden vermochten, ob dasselbe von den sterbenden Lippen, der unter den Messern der Verfolger verblutenden Matrosen, oder aus dem Munde der nach ihrer Meinung unter den glühenden Trümmern begrabenen Personen kam.

Schwarze Nacht umgab August Graf, als die Fesseln seiner Ohnmacht, durch den entsetzlichen Sturz herbeigeführt, sich lösten und seine Augen sich wieder öffneten. Wie aus einem wüsten, unheimlichen Traume erwachend, starrte er in das undurchdringliche Dunkel, tastete, sich halb aufrichtend, mechanisch am Boden und an den feuchten Felsenwänden umher, und mehrere Minuten vergingen, ehe er es vermochte, seine Gedanken zu ordnen.

Aber ein kalter Schauer durchrieselte ihn bis in's innerste Mark, Entsetzen sträubte sein Haar empor, als nun die Erinnerung klarer wurde in seiner Seele, und der Zauberspiegel seiner Phantasie ihn noch einmal all' die jüngsterlebten Schrecknisse vorüberführte in ihrer drohendsten Gestalt; als die gräßliche Vermuthung laut und immer lauter in ihm wurde, daß von allen Gefahren, denen er glücklich entgangen, die schrecklichste ihn jetzt erfaßte und mit ehernen Armen umschlungen halte. Doch eben die Erkenntniß seiner furchtbar drohenden Lage trieb auch seine gelähmten Sinne zu neuer Thätigkeit auf, und der erste Ton, welcher in sein Ohr drang, als nach und nach seine schwere Betäubung zu weichen begann, war ein schmerzvolles Wimmern in seiner Nähe.

Die feuchte Luft in der grausigen Tiefe, hatte die Fesseln der Ohnmacht von dem Geiste Anna's gelöst und sie zum wirklichen Leben mit seinen markerschütternden Erinnerungen zurückgeführt, welche nur bis zu jener Minute reichten, in der die glühenden Mauern des brennenden Hauses zusammenbrachen. Den Zeitraum, welcher zwischen jenem Moment und der Gegenwart lag, vermochte sie weder zu ermessen, noch auszufüllen mit der leisesten Andeutung der sie betroffenen Ereignisse.

Um so schrecklicher war ihr Erwachen!

Fieberfrost durchbebte ihre Glieder, eine lähmende Ermattung vergönnte ihr nicht sich aufzurichten, ja versagte ihr sogar den Gebrauch ihrer Hände, die, nicht vermögend um sich zu fühlen, wie erstarrt in ihrem Schooße lagen. Aber ihre Phantasie war rege, und erfüllt von den Schrecknissen der Vergangenheit, führte sie der Hülflosen die grauenvollsten Schattenbilder vorüber, von denen das Eine das Entsetzlichste, mit allen seinen Qualen sich tief in ihre Seele senkte. — Das Bild

des Grabes. Die Todtenstille rings umher, die unheimliche Dunkelheit, die sie umgab, der Modergeruch der von der Nässe faulender Stoffe, das ungewohnte feuchte Lager, auf dem sie regungslos hingestreckt lag, schien die gräßliche Idee zu bestätigen, die sich mit der Hartnäckigkeit des Wahnsinnes ihrer bemächtigt hatte, daß sie unter den Trümmern des Hauses begraben — lebendig begraben sei — dem fürchterlichsten Tode preisgegeben.

Ein gellender Schrei des Entsetzens drang über ihre bebenden Lippen, ein verzweiflungsvolles Gebet rang sich von ihrem angstgepreßten Herzen, von sinnverwirrten Reden unterbrochen, ein banges Rufen der Namen der ihr so theuren Personen erstickte ihre Stimme und ging in jenes schmerzvolle Wimmern über, welches August Graf vernahm, alls er seiner Sinne wieder mächtig geworden war, und herzzerreißend tief in sein Inneres drang.

Diese nervenerschütternden Jammerlaute verkündeten ihm erst deutlich den ungeheuren Abgrund des Elends, dem er mitverfallen war, und mahnten ihn schrecklich an die Erfüllung der heiligen Pflicht, welche nicht nur die Rettung seines eigenen, sondern auch noch eines andern, theuern Lebens von ihm forderte; aber sie befestigten auch seine ruhige Besonnenheit auf's Neue wieder und beschworen seinen Muth herauf aus der schwer athmenden Brust.

Der schützende Engel der Schwergeprüften hatte seine rettende Fittiche bei dem entsetzlichen Sturze über sie ausgebreitet und sie, zwar zerstoßen und gelähmt, doch mit ganzen Gliedern in wunderbarer Weise in die finstere Tiefe geführt.

Er tappte vorsichtig durch die Dunkelheit bis zu dem Körper der stöhnenden Geliebten, und niedersinkend auf seine Knie, hauchte er ihren Namen in den zärtlichsten Tönen der Liebe und des tiefsten Mitgefühls in ihr angsterfülltes Ohr, doch mehrmals wiederholte er seine Worte, ohne daß er durch die düstern Schleier des Irrsinns, welche ihr müdes Haupt umhüllten, zu ihrer Seele drang.

Zwischen leisem Weinen schlüpften zuweilen die abgebrochenen, angsterpreßten Worte über ihre Lippen:

„Rette mich barmherziger Gott! — Hu, wie kalt ist die Erde! — Ersticke mich Allgütiger, ehe der wüthende Hunger mich zwingt, — mein eigenes Fleisch zu nagen. — Und doch ist das Leben so schön! — O, nimm die grauenvolle Grabesnacht von mir — und gönne einen einzigen Lichtstrahl meinem Auge — Licht! — Licht!“

Und immer mehr verwirrten sich ihre Sinne; sie hörte des Geliebten tröstende Worte nicht, denn das ganze Nervensystem war mäch-

tig erschüttert worden. Ihr Angstgestöhn hallte schauerlich durch den Felsengrund, bis es endlich schwächer und schwächer wurde. Anna, an Leib und Seele übermüdet, war fest eingeschlafen.

Auch August Graf unterlag nach und nach den Fesseln des herandringenden Schlafes, welchen er nicht abzuwehren vermochte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der junge Mann aus seiner schlafähnlichen Betäubung erwachte. Seine Glieder waren von dem entsetzlichen Falle und der feuchten Luft in dem grausigen Abgrund fast gelähmt. Einige Minuten waren erforderlich, ihm die schauerliche Gegenwart wieder lebendig vor die Seele zu führen. Er sprang hastig von dem feuchten Boden auf, rieb die erstarrten Glieder und warf einen schmerzlichen Blick auf das bleiche Antlitz der nicht weit von ihm liegenden Anna; dann machte er sich mit der Lage und den Eigenthümlichkeiten des entsetzlichen Grabes vertrauter.

Die Dunkelheit war gewichen, und die sanften Strahlen der Sonne erleuchteten den schauerlichen Aufenthalt, welcher aus einem Felsenkessel bestand, der ringsumher von hohen Felsenwänden gebildet wurde und höchstens zehn Fuß im Durchmesser hatte. An ein Erklimmen der glatten Wände war nicht zu denken und wenn nicht die Vorsehung ein Wunder zu ihrer Rettung geschehen ließ, so war der entsetzliche Hungertod ihr grausiges Loos.

Sanft rief er den Namen der Geliebten, da er sich von der Einwirkung des Tageslichtes auf ihre Sinne einen besseren Erfolg versprach, als seine Worte in der Dunkelheit hervorzubringen vermochten. Die Tageshelle und der Schlaf hielt der junge Arzt für die sichersten Mittel, Anna ihrer schreckenvollen Täuschung zu entreißen, welche, immer tiefer Wurzel fassend, ihre, durch das grausige Elend erschöpften Geisteskräfte leicht mit dem Gifte des Wahnsinns für immer zerstören konnte. Die Wirkung äußerte sich seiner Hoffnung auch völlig entsprechend. Anna öffnete zwar schlaftrunken die Augen, doch die düsteren Nebel ihrer Seele schwanden nach und nach. Sie starrte eine Weile bebend und erstaunt um sich, und was sie sah, erschien ihr seltsam und schauerlich; doch widersprach es deutlich dem schrecklichen Wahne, daß sie unter den Trümmern des brennenden Hauses lebendig begraben liege. Aber nicht allein ihre geistigen Kräfte belebte und ordnete der freundliche Sonnenstrahl auf's Neue, sondern er löste auch ihre physische Kraft aus den Fesseln der Erstarrung.

„Wo bin ich?“ waren die ersten Worte, die sie mit freiem Bewußtsein sprach, und mit dem Tone des höchsten Entzückens flog der

Name des Geliebten über ihre Lippen, denn sie hatte ihn plötzlich erblickt.

Ehe er aber noch im Stande war, ihr Aufschluß zu geben, richtete sie in ängstlicher Hast schon wieder neue Fragen an ihn:

„Was ist vorgegangen mit mir? Wie bin ich in diesen Abgrund gekommen, welcher ein offenes Grab zu sein scheint?"

Erst nach und nach gelang es ihm, ihr einen klaren Begriff ihrer gemeinschaftlich unglücklichen Lage zu geben, indem er die letztvergangenen Ereignisse schonend mittheilte.

„Ja!" rief Anna händeringend. „das wüthende Feuermeer wogte brausend heran, erstarrte mir das Herzblut und raubte mir die Sinne. — Wo mag wohl Conrad weilen?"

„Gewiß in Sicherheit, theure Anna," sagte August Graf zärtlich, „die Entschlossenheit seines Geistes und der kühne Charakter seiner Gefährten werden seine Rettung wohl vollbracht haben."

„Was soll aber aus uns werden, lieber August?" fragte Anna seufzend. „Dieser entsetzliche Felsenkessel scheint keinen Ausweg zu haben, nur nackte Wände starren uns drohend entgegen."

Der ängstlich forschende Blick des jungen Mannes war inzwischen auf einem etwa drei Fuß großen Loch haften geblieben, welches sich in einer Ecke des Abgrundes befand. — Sein gesunkener Muth erwachte auf's Neue und der Schimmer einer schwachen Hoffnung forderte ihn auf, Nachforschungen zur Rettung aus ihrem traurigen Asyl, anzustellen.

Vorsichtig kroch er in dieses dunkle Loch und untersuchte jeden Winkel, kehrte aber nach wenigen Minuten zurück, ohne einen rettenden Ausweg gefunden zu haben. — Sein Herzblut stockte, denn auch die letzte Hoffnung war entflohen; seine schreckliche Ahnung, die beim Erwachen schon drohend vor seine Seele getreten, hatte sich zur Gewißheit herausgestellt. Er sah sich mit Anna lebendig begraben, und dem fürchterlichsten Tode Preis gegeben. Die Leere des Magens machte sich bei ihm schon merklich fühlbar.

„Kein Ausweg?" fragte Anna angstbeklommen mit starren Blicken, als August Graf muthlos zu ihr zurückkehrte und „kein Ausweg" hallte es dumpf und tonlos von seinen bleichen Lippen im Abgrunde wieder.

Laut aufkreischend sank sie zurück auf das feuchte Lager.

„Also doch lebendig begraben!" stöhnte sie in herzzerreißendem Jammertone.

Ihre bebenden Lippen blieben halbgeöffnet, ihre irren Blicke schweiften in dem unheimlichen Felsenkessel Rettung suchend umher, Todes-

angst malte sich in ihren Zügen, der Ausdruck des furchtbarsten Leidens lag unverhüllt auf ihrem bleichen Antlitz, und ließ ihre Schönheit so unaussprechlich rührend erscheinen, daß sie in dem blutenden Herzen des Geliebten das tiefste Mitgefühl erwecken mußte. Sprachlos stand der junge Mann vor ihr. Die Worte Anna's:

„Doch verloren! — Doch begraben! Das Grab ist nur geräumiger als eine Todtengruft!“ erweckten ihn aus seiner Betäubung.

Endlich fand August Graf die Sprache wieder.

„Theure Anna!“ rief er im zärtlichen Tone, „so lange noch ein Lebensfunken durch meine Adern strömt, entsage ich der Hoffnung nicht. Der Gott, der meine Schritte leitete zu Deiner Rettung aus Wasser- und Feuersnöthen, wird mir auch Kraft verleihen, Dich diesem düstern Grabe zu entreißen. Sieh'!“ fügte er mit Begeisterung hinzu, „dort aus jenem kleinen Loche, dringt der schwache Strahl des Wassers hindurch. — Wir können uns nicht zu weit vom Ufer entfernt befinden, die Wellen treiben das flüssige Element gleichsam zu unserer Rettung herbei. Gelingt es mir, das Loch einigermaßen zu vergrößern und die Bahn des Wassers zu verfolgen, so ist der Weg aus diesem Grabe gefunden — mit Gott an's Werk!“

Mit der Kraft muthiger Entschlossenheit stürzte der junge Mann nach dem Loche und begann eifrig die feuchte Erde, welche das Loch verschloß, hinweg zu schaffen.

Schon seine Worte des Trostes hatten den wilden Ausbruch der Verzweiflung beschworen, dem sich Anna überlassen hatte, und als sie jetzt sah, wie er ungesäumt und muthig zur mühsamen That schritt, da kehrte ein neuer Hoffnungsschimmer in ihre Brust und erhellte freundlich ihre Leidensnacht. Der junge Arzt erkannte bald, daß er eine eben so undankbare als beschwerliche Arbeit begonnen hatte, und doch stieg sein Muth immer höher, jemehr Hindernisse sich ihm entgegenstellten. Beinahe zwei Stunden hatte er theils mit den Händen, theils mit dem starken Taschenmesser in dem steinigen Boden gearbeitet, und fast mannshohe Erdhaufen waren hinter ihm aufgethürmt, und doch sah er sich noch eben so weit vom Ziele entfernt, als beim Beginne seines Werkes; obgleich es ihm gelungen war, das Loch insoweit zu erweitern, daß er mit dem Oberkörper hineindringen und weiter den vermeinten Rettungsweg verfolgen konnte.

Anna hatte sich zu ihm gesellt, und ungeachtet seiner dringenden Bitten, sich Ruhe zu gönnen, bestand sie darauf, ihm Beistand zu leisten, bis er sich endlich genöthigt sah, ihrem Verlangen nachzugeben,

und zu gestatten, daß sie die aus der Tiefe des Loches herausgebrachten Erdmassen, weiter brachte. Ihre zarten, weißen Hände, welche nur an die feinste weibliche Arbeit gewöhnt waren, widerstrebten dem schmutzhaften, mühsamen Geschäfte nicht; ja sie achtete nicht einmal den Schmerz der kleinen Wunden, welche ihre zarte Haut empfing; denn alle ihre Gedanken waren nur auf Befreiung aus der entsetzlichen Gruft gerichtet.

So arbeiteten Beide eifrig fort, und nur zuweilen unterbrach August Graf das ängstliche Schweigen durch ein freundliches Trostwort oder durch einen freudigen Ausruf, wenn das mühsame Werk seiner Hände durch einen guten Erfolg beim Auffinden des Wasserweges gekrönt wurde. Die Laute drangen zwar nur dumpf und schwach an ihr Ohr, denn der muthige junge Mann war schon nicht mehr sichtbar, sein ganzer Körper stak in dem Loche, welches er immer mehr und mehr zu erweitern und zu verfolgen bemüht war; doch ein rührendes Lächeln spendete dem Rastlosen heißen Dank, so oft seine Stimme erschallte.

So sehr sich aber August Graf auch abmühte, die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse unverdrossen zu beseitigen, und Muth und Entschlossenheit zu bewahren, so fühlte er doch das Gift stiller Verzweiflung schon in seinem Innern gähren; denn seine Kräfte ermatteten immer mehr, der entsetzliche Durst, von dem feinen Staub, welchen der aufgewühlte Boden verbreitete, vermehrt, wurde unerträglich, der Hunger nagte mit scharfem Zahn, und die Brandwunden schmerzten immer empfindlicher. Er mußte sich einige Minuten Ruhe gönnen und schwindelnd vor Schmerz und Erschöpfung sank er gegen das kalte Gestein. Seine brennenden Lippen drückte er auf die feuchten Wände, und vermochte er dadurch auch seinen Durst nicht zu stillen, so empfand er doch eine wohlthuende Kühlung, die ihn erquickte.

Bald ging er wieder entschlossenen Muths an's Werk und nach etwa einer halben Stunde drang plötzlich ein Freudenruf von seinen Lippen an das aufhorchende Ohr der gleichfalls ermatteten Anna.

In gespannter Erwartung eilte sie an die Oeffnung der kleinen Höhle und vernahm die freudige Kunde, daß ein erfrischender Luftzug an sein Gesicht durch eine unsichtbare Oeffnung dringe, und daß das Rauschen des Wassers merklich zu verspüren sei. Seiner Berechnung nach, wäre er auf richtiger Fährte und nicht mehr weit entfernt vom rettenden Ziele. Emsig arbeitete er weiter und achtete nicht darauf, daß das Blut von seinen Händen lief, und der kalte Schweiß auf seiner Stirn perlte.

Seine unaussprechlichen Mühen wurden endlich belohnt, ein

schwacher Lichtstrahl drang in die kleine dunkle Höhle, „Licht! — Tag! — Rettung!“ rief er plötzlich, indem er ein ansehnliches Felsenstück, welches von den dann und wann herandringenden Fluthen gelockert worden war, beseitigte, und dann gegen die Wand erschöpft und vor Wonne bebend, zurücksank.

Ohne Zagen kroch Anna auf Händen und Füßen durch das Loch in die dunkle Höhle zu dem freudig erregten Geliebten, welcher mit zitternder Hand nach einer kleinen Oeffnung deutete, kaum so groß, um eine Hand hineinlegen zu können, aber ein heller, Freiheit verkündender Sonnenstrahl blickte freundlich hindurch und übergoß Anna's bleiches Antlitz, welche sprachlos vor Freude und Entzücken weinend zurücksank, mit seinem goldenen Glanze.

Mit emporgestreckten, gefalteten Händen rief sie endlich:

„Ich schaue Deinen blauen Himmel wieder, Herr des Lebens! Gepriesen sei Dein Name!“

August Graf war keines Wortes mächtig, denn im tiefsten Herzensgrunde vereinigten sich alle seine heiligsten Empfindungen zu einem einzigen, unaussprechlichen Dankgefühle.

Mehrere Minuten lang dauerte die stille Feier, die sie dem freundlichen Rettungsstrahle widmeten, doch als der junge Mann seine Fassung wieder gewonnen hatte, fühlte er sich durch die neue Lebenshoffnung auch mit neuer Kraft durchglüht. — Vorsichtig zog er den Schuß aus seinem Revolver, schüttete das Pulver auf eine trockene Stelle des Gesteins, riß ein Stückchen von dem Futter aus der Jacke des Fischers, entzündete dieses durch den Inhalt seines Taschenfeuerzeuges und legte dasselbe behutsam daneben. Dann zog er sich mit Anna weit entfernt zurück.

Eine geraume Zeit verging in gespannter Erwartung, endlich erfaßte der glimmende Lappen das Pulver, ein grausiger, weit dahin tönender, dumpfer Knall erfolgte, und vor ihnen lag das Meer mit seinen tobenden Wellen. Ein riesiges Felsenstück hatte sich losgerissen und rollte den winzigen Abhang herab. Der Weg zur Freiheit war durch Gottes Beistand geschaffen.

Mit welchen Gefühlen die so schwer Geprüften das unheimliche Grab verließen und an das felsige Gestade des Hudson traten, vermögen wir nicht genügend zu schildern. Sprachlos vor Wonne und Entzücken hielten sich die Liebenden umschlungen und dankten mit frohem Herzen dem Ewigen für ihre wunderbare Rettung aus fürchterlichen Todesnöthen. Sie vergaßen in ihrem beseligenden Rausche, daß die mörderische Hand der Bewohner von Loof-Eiland ebenso gefahrdrohend für ihr Leben

war, als es der finstere Felsenkessel noch vor wenigen Minuten gewesen.

August Graf wurde durch das Wüthen des Hungers in seinen leeren Eingeweiden zuerst an die rauhe Wirklichkeit ihres noch nicht hinlänglich gesicherten Lebens erinnert. Sein zagender Blick flog mit Gedankenschnelle weit im Kreise umher, aber nirgends zeigte sich auch nur der geringste Anhalt, welcher ihnen Rettung vor dem lauernden Mordstrahle der Strandräuber bot. Er wagte nicht einen Hülferuf aus seinem Munde erschallen zu lassen, um Conrad und seinen Gefährten dadurch ein Zeichen ihres Lebens zu geben, denn sein Herz sagte ihm, daß der Bruder Anna's, ohne Alles an der Schwester Rettung gesetzt zu haben, gewiß nicht das räuberische Eiland verlassen habe, wenn er überhaupt noch am Leben war.

Der junge Mann, welcher das Gefährliche ihrer Lage mehr und mehr zu würdigen wußte, beschloß auf gutes Glück seinen Weg mit der Geliebten am Gestade des Hudson mit aller Vorsicht fortzusetzen, um möglichst denjenigen Punkt zu erreichen, wo die Boote der Fischer lagen. Er rechnete darauf, daß sein und Anna's Kostüm ausreichen würde, die Strandräuber in so weit zu täuschen, daß man sie für Bewohner dieses entsetzlichen Eilandes hielte.

Einige, schonend angebrachte Worte waren hinreichend, Anna über ihre gefährliche Lage zu belehren und von seinem Vorhaben Kenntniß zu geben. Mit aller Vorsicht, welche die Situation erheischte, zog August Graf die zögernde Geliebte sanft vorwärts, indem er leise flüsternd ihr furchtsames Herz, durch Trostgründe aller Art zu ermuthigen versuchte.

Sie mochten so etwa eine Viertelstunde den steinigen Weg, geschützt von den steilen Felsenwänden, verfolgt haben, als sie plötzlich an eine kleine Bucht gelangten, welche ihnen den Weg am Gestade versperrte und sie zwang, den Felsen an einer passenden Stelle zu erklimmen, um über diesen hinweg ihr Ziel weiter verfolgen zu können. Obgleich die Erschöpften den Rest ihrer Kräfte opferten, um den steilen Abhang zu ersteigen, so gelang dies doch erst nach vielen vergeblichen Versuchen, wobei die zarte Haut von Anna's Händen empfindlich verletzt wurde, doch kein Schmerzenslaut kam über ihre bleichen Lippen. Mit Unterstützung des rastlos voranschreitenden Geliebten, gelang das kühne Wagestück. Die Unglücklichen befanden sich nach Verlauf einer guten halben Stunde, endlich auf dem Gipfel des in vielen Windungen himmelanstrebenden Felsens.

Von hier aus hatten sie eine vollständige Uebersicht von dem

Eilande und eine überraschende Fernsicht über das zu ihren Füßen rastlos dahineilende Meer.

Der scharfe Blick des jungen Mannes ließ ihn erkennen, in welcher Gegend die Boote der Bewohner des Eilandes lagen und welchen Weg er zu verfolgen hatte, um mit der Geliebten dahin zu gelangen.

Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner beengten Brust und sein sinnendes Auge blieb lange auf dem gefahrvollen Wege haften, welchen er mit Anna noch beschreiten sollte. Wenn die rettende Hand der Vorsehung sie nicht in ihren Schutz nahm, so mußte ihr Leben den Mördern unvermeidlich verfallen, da sie gleichsam durch ihre Mitte hindurch den Rettungsweg suchen mußten, da dieser an den Hütten der Bewohner hart vorbeiführte. Nur die Dunkelheit konnte sie dem Auge der Strandräuber verbergen und ihr Werk gelingen lassen, und doch war die Zeit noch fern und der wüthende Hunger so nahe.

So eben war August Graf entschlossen, durch eine Felsenspalte einen Weg zu suchen, welcher ihn den vielen Vogelnestern, die sich im Felsen befanden, näher bringen sollte, um mit den Eiern ihren nagenden Hunger zu befriedigen, als plötzlich menschliche Stimmen an sein entsetztes Ohr drangen und sein Blut zu Eis gerinnen ließen.

Unschlüssig, was er in diesem gefahrvollen Augenblicke zu ihrer Rettung thun sollte, zog er halb unbewußt endlich die erstarrt dastehende Anna in die Felsenspalte, welche ihnen einigen Schutz versprach.

„Es ist doch seltsam," sagte eine rauhe Stimme nicht weit entfernt von ihrem Versteck, in welcher August Graf die des wilden Loof Payne erkannte, „daß wir die Ursache des furchtbaren Getöses nicht entdecken können, welches gleichsam wie eine Pulverexplosion die Felsen erschütterte und die weiblichen Bewohner in Angst und Schrecken versetzte."

„Die heimkehrenden Fischer wollen von ihren Booten einen aufsteigenden Dampf und das ängstliche Flüchten zweier Gestalten am Ufer des Meeres gesehen haben, ohne aber genau die Stelle bezeichnen zu können, woher der Rauch kam. Sie meinen, es müsse in dieser Gegend gewesen sein," versetzte sein Begleiter, in welchem Wilms Harrold von dem jungen Manne erkannt wurde.

„Sonderbar," murmelte Loof vor sich hin, „wer sollte dies wohl gewesen sein?" fügte er laut fragend hinzu. „Von den Lootsen und den Fischern war es Niemand, wie ich mich genau überzeugt habe, und von der geretteten Mannschaft des Alhambra ist nur Einer entkommen. Die Uebrigen fielen unter dem Messer der Unseren,

und das junge Mädchen mit dem Engelsgesicht, sowie ihr Beschützer liegen unter den Trümmern von Peter Mook's Hütte begraben."

„Wenn nur Deine Vermuthung im letzten Punkte sich als richtig herausstellt," erwiderte Wilms besorgt. „Es wäre doch rathsam, wenn wir den rauchenden Schutthaufen genauer untersuchten. Einige Spuren von den beiden verbrannten Körpern müßten sich doch wohl vorfinden."

„Darüber sei ganz ohne Sorge, Wilms," sagte Loof lachend, „die Glieder werden am jüngsten Tage nicht einmal mehr zusammen gefunden werden, viel weniger heute."

„Nun, mag die Sache sein, wie sie will," entgegnete Wilms ärgerlich, „mir will es nicht in den Kopf, daß der kecke Bursche mit dem hübschen Mädchen verbrannt sein soll. Niemand von den Unsrigen hat auch nur einen Schmerzenslaut von den im brennenden Hause befindlich Gewesenen gehört, wo es doch ganz natürlich gewesen sein wäre, wenn das Feuer ihnen in der Todesangst Töne der Verzweiflung erpreßt hätte. Mir will es scheinen, als wären die beiden Personen auf seltsame Weise der Todesgefahr entronnen. — Vergiß nicht, Loof," fügte er plötzlich sich besinnend hinzu, „daß der kühne Wagehals einen geladenen Revolver bei sich hatte, sollte er damit vielleicht..."

„Teufel!" rief Loof Payne sichtlich erschreckt, „Du machst mich besorgt durch Deine allerdings nicht ganz unbegründeten Worte. — Jemehr ich jetzt darüber nachdenke, jemehr Zweifel erheben sich in meiner Brust. Ja, ja," fügte er nach einer kleinen Weile bestimmter hinzu, „jetzt wird mir der Umstand klar, auf welche Weise Peter Mook's Ledertasche mit den Lebensmitteln aus dem Boote verschwand; die Sache ist gefährlich für uns und muß auf eine oder die andere Art festgestellt werden. Sollten sich wirklich die beiden aus dem brennenden Hause gerettet haben, so halten sie sich auf dem Eilande verborgen — ebenso der uns entkommene Matrose. — Wir müssen ein weiteres Entrinnen unmöglich zu machen suchen, damit unser Hals auf dem Rumpfe gesichert bleibt.—Komm, Wilms, wir wollen die Hunde von der Kette lassen, die werden schon ihre Spur entdecken, wenn sie sich überhaupt auf dem Eilande aufhalten."

Mit diesen Worten entfernten sich die beiden Männer in hastiger Eile, während die ängstlich aufathmenden Verfolgten aus ihrem Schlupfwinkel traten.

„Herr des Lebens!" rief Anna unter hervorquellenden Thränen, „Sind denn meine Leidensstunden noch nicht vorüber?"

„Nicht vorüber!" erscholl es von der rauhen Felsengruppe dumpf zurück und machte ihr Herz erbeben.

„Beruhige Dich, theure Anna," sagte August Graf bekümmert, denn obgleich er die Geliebte zu trösten versuchte, sagte ihm sein zagendes Herz doch, daß Alles verloren sei, wenn nicht die Hülfe von mächtiger Hand käme.

Vorsichtig trat er an den Rand des Felsens und warf forschende Blicke in die Gegend der Häuser von Loof=Eiland. Deutlich konnte sein Auge an den Geberden eines zu einer Gruppe von Männern Sprechenden erkennen, daß er diese zu einer Verfolgung seiner und Anna's Person mit energischen Worten aufforderte, worin diese — wie es schien — bereitwilligst einstimmten, denn einige von den Männern entfernten sich und führten nach wenigen Minuten drei kräftige, laut bellende Hunde herbei.

Ein Trupp von einigen zwanzig Männern setzte sich mit den voraneilenden Hunden in Bewegung, und wie es schien gerade derjenigen Felsenpartie zu, in welcher die Unglücklichen sich verborgen hielten.

„Es giebt kein anderes Rettungsmittel, theure Anna!" rief der hastig zurücktretende junge Mann, „als in unser finsteres Grab vorläufig zurückzukehren. Vielleicht gelingt es uns, das Loch der Höhle wieder zu verstopfen und dem Auge der Mörder zu verbergen. Wenn uns nur der scharfe Geruchssinn der Hunde nicht verräth," fügte er erblassend hinzu.

„Der Himmel verhüte es," sagte Anna erbebend. „Laß uns eilen, damit wir aus dem Bereiche ihrer Mörderhand kommen."

Hastigen Schrittes eilten sie den kaum betretenen Weg zurück und gelangten nach wenigen Minuten zu der Stelle, wo der steile Abhang begann. War das Hinaufklimmen nun aber mühsam genug gewesen, so war das Hinabkommen noch viel mühsamer — ja beinahe unmöglich, denn es fehlten der Hand und selbst dem Fuße fast jeder Stützpunkt. Verzweifelnd blickte der junge Mann in die, mindestens fünfzehn Fuß von der Stelle wo sie standen, befindliche Tiefe, und schauderte bei dem Gedanken, daß die Verfolger jeden Augenblick mehr an Terrain, welches zwischen ihnen lag, gewannen. Schon dachte er daran aus seinen Kleidern ein Seil zu fertigen, um die Geliebte damit den Abhang hinabzulassen, als das weithinschallende Hundegebell plötzlich in geringer Entfernung an sein Ohr drang. Kaum seiner Sinne mehr mächtig, umschlang er in gleichsam wahnsinniger Hast den Körper der Geliebten und holte schon aus zu einem Sprunge in die todesdrohende Tiefe, da legte sich plötzlich die gewichtige Faust eines Mannes auf seine Schulter. Erschreckt ließ August Graf den Körper Anna's los und wandte sich drohenden Blickes um, — sein Blut er=

starrte im Herzen, er schaute in das hohnlächelnde Antlitz Wilms Harrold's.

In wenigen Minuten waren die Unglücklichen von den Verfolgern umringt und der junge sich verzweifelt wehrende Mann zu Boden gerissen.

„Bindet diesen Aberwitzigen, welcher sich ungerufen in fremde Händel mischt und werft ihn in den Strudel am Kahlfelsen!" donnerte die Stimme Loof Payne's. „Ich will doch sehen, ob ihn der Teufel zum dritten Male aus sichtlicher Todesgefahr errettet. — Donnerwetter!" fügte er erstaunt auf August Graf blickend hinzu, welchen man inzwischen Hände und Füße band und die Taschen entleerte. „Ein tapferes, tollkühnes Blut! Ich möchte wohl wissen, wie er es angefangen hat, aus dem brennenden Hause und durch das Flammenmeer, während wir doch Wacht hielten, zu entkommen. Nun, dieses Mal wird sein Grab wohl etwas tiefer sein, als die früheren Male, beschwert nur seine Taschen ordentlich mit Steinen."

„Ist schon geschehen," erwiderte einer der Männer lachend, „der kommt nie wieder auf die Oberfläche des Hudson."

Mit dem starren Blicke des Entsetzens und der Verzweiflung schaute Anna dem Sprechenden in das wüste, aufgedunsene Gesicht ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen und mit einem leisen Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden. Unbekümmert um das Leiden der Unglücklichen, ergriffen vier Mann den vor Erkräftung leblos daliegenden Körper des jungen Arztes und trugen ihn den Felsen hinauf bis zu dem Punkte, wo an einer Seite am Fuße desselben der entsetzliche Strudel wild tobte. Hier angelangt, ruhten die Männer einige Minuten, dann schwenkten sie den Körper mit riesiger Kraft hin und her, welcher bald hoch und bald niedrig flog und mit einem entsetzlichen Schwunge sauste der Unglückliche durch die Luft und verschwand in die Tiefe des hochaufspritzenden Elements.

„Fahre wohl!" rief einer der Männer mit teuflischem Lachen, während er an den Rand der Felsenkuppel trat und seinen Blick in die Tiefe gleiten ließ, „Dich rettet kein Gott aus diesem Höllenbade."

Dann trat er, vergnügt durch die Zähne pfeifend, zurück und sagte zu seinen Gefährten, indem sie den Rückweg antraten:

„Es ist doch eigenthümlich in der Welt, daß oft der Mensch für eine gute That einen schlechten Lohn erntet, der junge Mann giebt uns ein Beispiel davon. Sein Rettungswerk mit dem Seile wird noch lange in meiner Brust leben — leider stand er uns im Wege und mußte jene heroische That mit seinem Leben büßen."

Kaum waren die Männer, so weiter plaudernd, um die Spitze eines Felsens gebogen, als der Kopf eines Menschen aus einer Felsenspalte — dicht an dem Strudel — vorsichtig auftauchte. Mit prüfender Miene schaute er auf das kochende und zischende Element, dann stieg er vollständig aus der Spalte an das Tageslicht, holte tief Athem und mit einem herzhaften Sprunge verschwand er in dem brausenden, todesdrohenden Kessel. — Der weiße Gischt und die sprühenden Wellen begruben den Tollkühnen im nächsten Augenblicke. — Einige Secunden vergingen, dann tauchte eine menschliche Gestalt, gehoben von der gewaltigen Kraft der in den Tiefen kochenden und an die Oberfläche unaufhörlich treibenden Grundwellen auf, in ihren Händen hielt sie den leblosen Körper August Graf's.

Mit übermenschlicher Kraft begabt, schienen die starken Muskeln des keuchenden Fremden zu sein. Bald mit einer Hand die heranstürmenden Wellen theilend, bald den Körper des Leblosen vor sich hindrängend, war er beinahe bis in die Mitte des schrecklichen Wirbels gelangt und dem furchtbarsten Abgrunde nahe, welcher die Oberfläche der Schöpfung verunstaltet und die menschliche Brust mit Grausen und Entsetzen durch ein fürchterliches Brüllen und Toben erfüllt. Jenes Brüllen, so seltsam und herzerschütternd, entstand durch die in den unergründlichen Tiefen wüthenden und wirbelnden Gewässer, — welche gleichsam einen immerwährenden Kampf um die Oberherrschaft führten. Dieser Wirbel heißt die Höllenschenke. Da führte die gigantische Kraft des tobenden Wirbels eine kreisende Welle ihm entgegen, welche ihre Opfer wie einen Spielball mächtig ergriff, mit Blitzesschnelle unzählige Male im Kreise herumdrehte und dann mit ihnen unter einem donnernden Getöse in die grausige Tiefe fuhr.

Inzwischen waren die Männer wieder zu ihren Gefährten, welche im Gespräche begriffen, um die leblose Anna standen, zurückgekehrt.

„Nun," rief Loof heiter, „hatte die Höllenschenke noch Platz für den feinen Gast?"

„Natürlich," entgegnete der uns bekannte Lootse, „Du kannst immerhin das zimperliche Ding da denselben luftigen Weg wandern lassen. Die Höllenschenke scheint gerade heute bei Laune zu sein, denn sie brüllt und zischt, daß einem die Haare zu Berge stehen, wenn man in die Nähe ihres Bereichs gelangt."

„O nicht doch," erwiderte Loof, sich lachend die Hände reibend, „dieses schöne Kind muß uns die Kosten für Peter Mook's Hütte liefern, denn von dem gescheiterten Dampfer haben wir bis jetzt ohnehin

wenig Beute gemacht. — Mutter Mudd zahlt gewiß für ein so reizendes Wesen tausend Dollars."

„Teufel!" rief Wilms Harrold vergnügt, „Du hast wirklich vortreffliche Ideen, Loof! — Ich habe unsere neue Kundin ganz und gar vergessen, da uns Petrus seit langer Zeit kein Frauenvolk in die Hände gespielt hat."

„Macht die Jolle mit dem doppelten Boden flott," sagte Loof Payne zu einigen Fischern. „Ich und Wilms werde die Fracht verhandeln und zahlt uns die alte Kupplerin keinen annehmbaren Preis für sie, so wandert der Körper in die Hände Burky's, des Leichenhändlers! — Ihr Andern könnt die Jagd nach dem fehlenden Matrosen mit den Hunden fortsetzen, denn dieser hält sich bestimmt in einer der Felsenschluchten oder Spalten versteckt."

Die Gruppe der Männer trennte sich, und während einige mit den Hunden den rauhen Felsenpfad verfolgten, schritten Andere zu den Booten, um die Schmugglerjolle, wie sie das Boot gewöhnlich nannten, zur Aufnahme der schönen Anna bereit zu halten.

Nach Verlauf einer Stunde, in welcher das arme junge Weib nur einige Male die Augen geöffnet, aber vor Entkräftung gleich wieder geschlossen hatte, befand sich die Schmugglerjolle — geführt von Loof und Wilms — auf den springenden Wellen des Hudsons, um die Unglückliche in die Hände des entarteten Weibes zu bringen, welches in einem der abgelegensten Stadtheile New-Yorks ein öffentliches Bordell hielt, da die Gläubiger ihres zwar lebenden, aber an Krücken gehenden Mannes, das elegante Haus auf dem Broadway mit seiner fürstlichen Einrichtung öffentlich hatten verkaufen lassen.

Woher dieses entsetzliche Weib die ansehnlichen Mittel zu diesem schändlichen Geschäfte erlangt hatte, werden wir später erfahren; nur so viel ist uns jetzt schon bekannt, daß der Schauspieler Wilkes Booth eines Abends einen vornehmen Fremden in das Spielhaus des Dr. Mudd führte, welcher damals von den fürchterlichsten Wunden entstellt, beinahe hoffnungslos, krank darnieder lag, und der dieses Haus des grausigen Elendesund des abscheulichen Lasters nicht wieder verlassen haben sollte.

Der Doktor Mudd trug zwar jetzt noch die Spuren der Hinfälligkeit, doch der Tod stand, als ob er dieses Opfer verachtete, unerbittlich in weiter Ferne. Sein gebrechliches Leben gehörte dem Nachrichter.

IX.

Der schwarze und der weiße Mensch in seiner Rache.

Die Zeit ist vergangen und der Frühling ruht auf der Welt, die in die Erde vergrabenen Staaten sind emporgeblüht; aber die Brust des Menschen kennt nicht die erhabene Eintheilung der Jahreszeiten. Im Winter oder Sommer, im Herbst oder im Frühling legen seine Gedanken den Keim seiner Handlungen und einen Tag nach dem andern sammelt sein Geschick die Ernte ein.

Die lebende Generation begrüßt gewöhnlich freundigen Herzens, die, welche ihr folgt — und sie verdrängt — welche die jetzt Genießenden hinab in das schwarze Grab stößt und ihr die angenehmen Güter der Welt entreißen wird. Die Freudenglocke bei der Geburt eines Kindes ist ein Vorbote des Grabgeläutes, sie erweckt die Würmer unter der Scholle. Der Neugeborene drängt mit jedem Jahre, in welchem er wächst und heranblüht, seine Erzeuger dem Grabe zu. — Und doch, wer kann wohl behaupten, daß er das Erbe seiner Väter antreten wird — vielleicht sitzt schon der Tod an seiner Wiege.

Auf die unangenehmste Weise überrascht, hatte Toledo Bourquet die Nachricht vernommen, zu welcher Entwicklung die räthselhafte Krankheit Antonien's gediehen war. Seinen keineswegs aufgegebenen Plänen wurde durch die seltsame Schwangerschaft der jungen Frau das unerwarteste und unbesiegbarste Hinderniß entgegengesetzt. Er fand sehr bald Mittel, sich stets Kenntniß von dem Zustande der werdenden Mutter zu verschaffen, und kaum hatte er die Nachricht von dem Tode der Gebieterin von Klein-Marryland und der Geburt einer Erbin erlangt, als er auch keinen Augenblick säumte, seinem vereinsamten Freund und Nachbar sein Beileid in Person zu bezeugen.

Antonie ruhte schon in der Gruft neben dem Sarge ihres seit Jahren hindurch beweinten Kindes, als der habsüchtige Bourquet — der Stifter ihres Unglücks — bei Marquella mit der heuchelnden Miene eines Leidtragenden anlangte.

Er fand Diesen dem mehrmonatlichen Sturme seines häuslichen Glückes erlegen. Schon erkrankt, hatte Delores die Ueberreste seines innigst geliebten Weibes, deren räthselhaftes Gebahren und geheimnißvollen Worte auf dem Todtenbette einen dunklen Schleier über seinen finster brütenden Geist geworfen hatten, zu ihrer Ruhestätte begleitet,

und an dem Tage, an welchem das kleine mutterlose Wesen die christliche Taufweihe und den Namen Alice empfing, warf ihn ein glühender, sinnraubender Fiebersturm auf das Lager.

Bourquet glaubte nach dem ersten Blick, welchen er auf den, von wilden, hirnzerreißenden Traumgesichtern gemarterten Marquella warf, dessen Leben dem Tode verfallen, und selbst der Arzt erklärte mit Bestimmtheit, daß wenn es ihm auch gelingen sollte, das Fieber zu beseitigen, der Keim zu einer unheilbaren und schnellendenden Krankheit zurückbleiben würde.

Mit der Miene eines vollendeten Heuchlers, entschloß sich Bourquet seufzend, mit Hintenansetzung seiner eigenen Angelegenheiten, die Leitung der Geschäfte seines kranken Freundes zu übernehmen, wogegen er in seinem teuflischen Herzen frohlockte, den sichern Weg gefunden zu haben, um über die Besitzthümer Delores Marquella's zu seinem Vortheile verfügen zu können.

Sinnend betrachtete er einige Secunden die Züge der kleinen Alice, welche durchaus keine Aehnlichkeit mit denen des reichen Pflanzers hatte. Dann murmelte er leise vor sich hin:

„Dieses Wesen mit den unverkennbaren Zügen des Fremden, welcher mich durch sein Erscheinen an jenem verdammten Abende in eine gefährliche Lage brachte, ist unzweifelhaft nicht das Kind Marquellas. — Jetzt glaube ich mir, seine vermeintlichen Irrreden deuten zu können," fügte er satanisch lächelnd hinzu. „Ich werde diese Umstände seiner Zeit wohl zu benutzen, und meinen Plänen anpassend zu verwerthen wissen. — Was thut dieser Negerbube hier im Zimmer?" sagte er barsch fragend zu der bestürzten Medula, welche mit Whida auf dem Arme so eben das Krankenzimmer betrat.

„Es ist der Pflegesohn meines Gebieters", versetzte die Negerin zitternd vor dem wilden Blick des hartherzigen Intriguanten.

„Der Pflegesohn des Herrn von Klein Marryland!" wiederholte Toledo Bourquet höhnend. „Ein Negerbube kann niemals diesen Platz in seinem Hause einnehmen. — Ich werde ihm seine gebührende Stelle anweisen."

Mit rauhen Worten befahl er das Erscheinen der Sclavenaufseher. Diese grausamen Menschenpeiniger erschienen nach kurzer Zeit vor dem finstern Stellvertreter ihres Gebieters, um zitternd seine Befehle zu vernehmen.

Er führte sie zu dem Lager Marquella's, der in rasender Fieberhitze nur von der Sclavin sprach, welche durch ihre ungebührlichen Worte seine Gattin getödtet hatte, und von den entsetzlichen Strafen,

welche er in seiner Bewußtlosigkeit über das arme Negerweib und den wilden Haruk verhängte.

„Ihr hört selbst,“ begann Toledo Bourquet zu den Sclavenvögten, „daß Euer kranker Gebieter ein fürchterliches Verbrechen bestraft wissen will, welches Euch bekannt sein muß.“

Die Aufseher nickten zustimmend und ohne eine Gegenrede zu wagen mit dem Kopfe.

„Seht dieses Kind an,“ mit diesen Worten zog er den Vorhang von der Wiege der kleinen Alice hinweg und deutete mit dem Finger auf dasselbe, „und sagt mir, ob es die ähnlichen Züge Eures Herrn trägt. — Hört selbst, welche Reden Euer Gebieter über dieses Wesen führt,“ fügte er lauernd hinzu, als so eben Marquella einige Worte sprach, welche beinahe wie eine feierliche Anklage der ehelichen Treue seines verstorbenen Weibes klangen. — „Laßt die Haussclaven unter den Daumschrauben peinlich befragen, und ihr Bekenntniß niederschreiben, namentlich dieses Weib hier,“ er zeigte auf Medula, „diese werden uns schon Aufklärung über das seltsame Ereigniß zu geben wissen. — Und dieser hier,“ er zeigte auf Whida, „wird sogleich mit dem Sclaveneisen gestempelt und in die Zahl der Sclavenkinder aufgenommen.“

Die Aufseher fuhren erschreckt zusammen und sahen sich mit scheu fragenden Blicken an. Der Zustand ihres Gebieters war gefahrdrohend, jedoch keineswegs hoffnungslos. Welches Schicksal stand ihnen bevor, wenn sie den Befehl des Stellvertreters ausführten, und der Gebieter von seiner sinnlähmenden Krankheit genesend, den Namen seiner Gattin, die Geburt seines Kindes und die Brust seines Pflegesohnes gebrandmarkt finden sollte?

Der kundige Pflanzer, welcher wohl mit dieser Art von Leuten umzugehen wußte, schien den Grund der Unschlüssigkeit der zögernden Aufseher zu erkennen, denn er zog hastig seine Uhr hervor und rief mit rauher, befehlender Stimme:

„Es ist jetzt zwei Uhr; Punkt vier wird mir Meldung gemacht, daß meine Befehle genau befolgt worden sind, oder Ihr seid Eurer Dienste entlassen, und meine Sclavenvögte werden Eure Plätze einnehmen!“

„Donnerwetter!“ brüllte der grimmige Aufseher Scipio ärgerlich seinen Collegen an. „Weshalb zaudert Ihr? — Wenn es einmal denn so sein soll, so geschehe es, wie Master Bourquet befiehlt!“

Mit diesen Worten griff er in rauher Weise nach Whida, um ihn von dem Arme Meluda's zu ziehen. Das Kind klammerte sich laut auf-

schreiend um den Hals seiner Wärterin, während Medula den Wüthenden von sich stieß, aber ein Schlag seiner Faust bändigte die Widersetzlichkeit der jammernden Waise, und ein zweiter schleuderte die sich heftig wehrende Medula zu Boden.

Der letzte Sprosse des uralten Fürstengeschlechts von Whida wurde hinweggeschleppt, die unbarmherzigen Aufseher begannen ihr Werk, und Toledo Bourquet ritt durch die in üppiger Pracht blühenden Felder, mit einem heitern Gesicht, als wäre sein finsteres Werk vollbracht, und er am Ziele seiner teuflischen Pläne.

Ein fürchterliches Geheul erfüllte die Luft, als die Aufseher den Hausslaven die Marter verkündeten, welche ihre Zungen zu einem Bekenntnisse zu lösen bestimmt waren, dessen der Stellvertreter ihres Gebieters zu seinen geheimen Zwecken bedurfte. Nur Haruk schwieg, und knirschte in ohnmächtiger Wuth mit seinen weißen Zähnen, als er aus dem Joche — gleich einem unbändigen Zugthiere gespannt wurde, um die grausame Strafe für seinen Bannfluch zu erdulden.

„Brüder," brüllte er in der Sprache seines Stammes zu den verzweifelnden Genossen, als er den Platz betrat, wo die Martern gewöhnlich vollzogen wurden, „seid nicht wahnsinnig und laßt Euch durch die Folter Worte erzwingen, welche dieser weiße Teufel nicht minder hart bestrafen wird, als wenn ihr sie ungefoltert sagen würdet. Lügt keck ein jedes Wort nach, welches diese weiße Höllenbrut Euch in den Mund legt. — Ich will vor Wonne jauchzen, wenn ich das Kind der Verdammten, welche mein Kind zum Krüppel gemacht hat, zum Bastard stempeln kann!"

Um vier Uhr berichteten die Aufseher Toledo Bourquet, daß die Hausslaven sowohl, wie Medula und ihr Mann, der wilde Haruk, ohne Anwendung der Folter einstimmig das Bekenntniß abgelegt hätten, wahrgenommen zu haben, daß ihre verstorbene Gebieterin mit einem Fremden heimlichen und ehrraubenden Umgang gepflogen habe, und daß der Fürstenenkel Whida zu einem Sclavenkinde gestempelt worden sei.

Bourquet belobte die Aufseher mit freundlicher Miene, gab ihnen weitere geschärfte Verhaltungsbefehle gegen die Sclaven und befahl, den Gerichtsverwalter aus New-Orleans auf die Pflanzung Marquella's zu bescheiden, um die Aussagen der Sclaven amtlich aufzunehmen die ehrlose Abstammung Alice's festzustellen und sich zum Verwalter des Vermögens seines geisteskranken Freundes und Nachbars ernennen zu lassen. Doch zum Glücke des reichen Nabobs weigerten sich die Behörden, ohne Einwilligung des kranken Besitzers von „Klein Marry-

land" einen Act vorzunehmen, welcher seinen Namen und sein Haus öffentlich und für immer brandmarken mußte. Sie setzten den verrätherischen Freund zwar als Verwalter der Besitzthümer Marquella's ein, behielten aber die Oberaufsicht sich vor.

So vergingen mehrere Jahre, ohne daß sich eine erhebliche Besserung in dem Zustande des Kranken bemerkbar machte. Toledo Bourquet wirthschaftete auf der Besitzung Marquella's nach eigenem Gutdünken und in der grausamen Weise der übrigen Pflanzer von Louisiana's.

Medula hatte die kleine Alice mehr mit ihren Thränen, als mit ihrer Muttermilch genährt und war unausgesetzt die einzige Pflegerin des kranken Vaters und seines verwaisten Kindes; aber wenn der späte Abend die lebensmüden Sclaven heim rief, dann schlich der verstoßene Sohn dieses unglücklichen Hauses scheu und heimlich durch die dunklen Gänge des weitläufigen Parks zu dem im wilden Wahnsinn auf seinem Schmerzenslager liegenden — gütigen Vater und zu der mutterlosen Waise, um sein thränenschweres Antlitz bald auf das Siechlager des Kranken, bald an die bleiche Wange des weißen Kindes zu legen, welches gleich ihm so unaussprechlich elend war — und unter Träumen von einem Glücke auf kurze Zeit zu schlummern, welches einem Phantome gleich, ihm so plötzlich zerstoben war.

Aber auch diese kindlichen Träume waren bestimmt, ihr heiteres Antlitz zu wechseln. — Whida's Arbeit, zu welcher der weiße Tyrann ihn in seinem Grimme verurtheilt hatte, war nicht schwer, denn, ehrerbietig dem Enkel eines Fürsten ihres Stammes seine Last erleichternd, wiesen die Negerweiber ihre Kinder an, ihn beim Sammeln der Früchte und beim Pflücken der Tabaksblätter zu unterstützen, und selbst die Aufseher sahen ihm schonend nach; denn noch athmete sein Beschützer, der, wenn er je sinneskräftig in das Leben zurückkehren sollte, den erniedrigten Liebling, trotz seines schmachvollen Brandmals, wieder erhöhen und strenge Rechenschaft zu fordern fürchten ließ.

Doch wie fern auch die blutige Geißel von seinem Rücken blieb, er sah sie dennoch über menschliche Wesen schwingen und niederfallen, die Seinesgleichen waren; er sah die Entwürdigung seines stammverwandten Volkes, und mit unauslöschlichen Zügen prägte sich das blutige Bild der himmelschreiendsten Unbarmherzigkeit der weißen Männer und des unaussprechlich tiefen Elendes seiner schwarzen Nebenmenschen in seine jugendliche Seele, und mit glühendem Ungestüm nahm sein Gedächtniß den Sinn der unheimlichen Gesänge auf, in welchem die Neger das stille Glück ihrer Väter aufbewahrten, um dies

Bild der Vorzeit ihres absterbenden Volkes von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben.

Whida hörte sie singen, wie glücklich die Söhne der sengenden Sonne in ihren Thälern und Bergen gewesen, bis die Hölle die weißen Teufel ausgespieen, die, gierig nach dem Marke der schwarzen Brüder, Fürsten gegen Fürsten, Eltern gegen Kinder und Geschwister gegen Blutsverwandte in schrecklicher Feindschaft entflammt hatten, bis die Hinterlist ihr heimtückisches Haupt erhob, und die Habsucht ihre Krallen ausstreckte, bis der Fürst sein Volk gegen ein Stück elenden Scharlachtuches verhandelte, und bis die Mutter, um ihre Brust mit werthlosen, bunten Glasperlen schmücken zu können, welche die weißen Höllensöhne zum Kaufpreis ihres Kindes setzten, dasselbe von ihrem Busen riß und es den teuflischen Käufern entgegen schleuderte, die es über das weite Meer hinwegschleppten, um es im Süden Amerikas unter der harten Geißel entmenschter Sclavenvögte einen gräßlichen Martertod sterben zu lassen. Whida hörte von den Kriegsthaten und dem Glücke seiner Ahnen, von dem Falle seines Vaterhauses unter dem Schwerte des Tyrannen von Dahome, der, lüstern nach Scharlach und Rum, nach Feuergewehr und Pulver, das friedliche Nachbarvolk überfallen und in Ketten geschlagen und verkauft hatte an die fürchterlichen Menschenhändler, damit es den Pflug über die Aecker der Pflanzer hinwegziehe und verschmachte an der Gluth, die in ungeheuern Kesseln den Saft des Zuckerrohrs zu Körnern für die habgierigen weißen Menschen kochte, welche mit dem Zucker ihre Getränke versüßen, ohne des blutigen Preises ihres Labsals zu gedenken.

So grub sich in die Seele des unglücklichen Fürstenkindes mit blutigen Zügen ein grausenhaftes Bild nach dem andern ein. Er sah seinen Vater bluten, seine Mutter zusammengepreßt mit Hunderten ihres unglücklichen Volkes in dem lichtlosen, dumpfen Schiffsraum, unter Ratten und Ungeziefer aller Art sterben und unter frivolem Gelächter der weißen Männer über Bord fliegen. Er verglich sein Brandmal mit dem kriegerischen Schmucke der Männer seines Stammes und zuckte schmerzvoll zusammen in dem Gedanken, daß er niemals den Kriegspfad, wohl aber den Fußboden einer Sclavenhütte betreten könne.

Aber nicht alle weißen Menschen waren Kinder der Hölle, sein weißer Vater, seine weiße todte Mutter und der weiße kleine Engel, den sie ihm vom Himmel gesandt hatte, das waren nach seinen kindlichen Begriffen — keine Teufel. Und mit der ganzen Innigkeit seines jugendlichen Herzens nahm Whida die Weißen gegen die Negerkinder

in Schutz, welche, neben ihm knieend, ihn in seinen Arbeiten unterstützen und von ihren Eltern ihren Unterdrückern fluchen lernten.

Er erzählte ihnen eines Tages von der Freundlichkeit der milden Gebieterin, die Gott zu sich genommen in seinen Himmel, und von der Güte des kranken, weißen Vaters, da zog plötzlich der wilde Haruk an seinem Joche vorüber und hörte die sanften Worte des Kindes.

„Schweig, thörichter Wurm!“ schrie er dem erblassenden Kinde mit kaltem Hohne entgegen, „der weiße Teufel liebt Dich, wie er sein Vieh liebt, welches er mästet, um es zu erschlagen und zu verzehren. Du warst sein Spielwerk, bis die junge weiße Höllenbrut, die Du mit albernen Worten einen Engel nennst, Dich verdrängte von seinem Schooße. — Seitdem er Dich brandmarken ließ mit dem Sclavenzeichen, bist Du Nichts mehr, als diese unglücklichen Kinder hier und jene, die mit verrenkten Gliedern und mit gelähmten Knochen ihre Tage am Joche und ihre Nächte in Träumen von den hinter ihnen liegenden Martern und von der über ihr Haupt geschwungenen Peitsche verlieren. Auch Du wirst sie kennen lernen die grausamen Martern, welche die weißen Teufel über die schwarzen Söhne Afrika's verhängt haben, und ehe Dein Arm kräftig genug geworden ist, den schweren eisernen Pflug durch den festen Erdboden zu ziehen, hat Dein vermeintlicher weißer Engel die Geißel zu schwingen gelernt und wird sie schwingen über Dein Haupt und das Deiner Brüder, bis Dein Herz sich verblutet und verbittert, wie das unserige.“

Whida's Verstand war nicht reif genug, um den Sinn von Haruk's Worte in seinem ganzen Umfange zu erfassen. Doch mit Entsetzen traten die gräßlichen Bilder vor seine Seele, welche die Marterwerkzeuge, von der Hand der entmenschten Aufseher täglich, ja stündlich gegen die armen Sclaven geführt, lieferten. Sein Herz füllte sich nach und nach mit abscheuähnlicher Angst vor allen weißen Menschen. Er fing an zu kränkeln und zu siechen, und mit Schrecken sah Medula ihn oft mit Angstlauten aus dem Schlaf auffahren, der ihn am Lager des kranken Gebieters zu übermannen pflegte, denn wie auch die Waise von Furcht ergriffen vor dem weißen Vater zitterte, seine instinkartige Liebe überwältigte dennoch seine Furcht und trieb ihn, einem verstoßenen Hunde gleich, der trotz seiner Scheu nicht lassen kann von dem gleich geliebten und gefürchteten Herrn allnächtlich zu dem kleinen, weißen Engel hin, von dessen Händen er vielleicht einst sterben zu müssen fürchtete.

Da trat einst in früher Morgenstunde Toledo Bourquet finstern Antlitzes in das Krankengemach und erblickte Whida, welcher in der

Nacht von Krämpfen befallen, nicht hatte entfernt werden können, wie er sich auf dem weichen Teppich des Fußbodens in Fiebergluth und vor heftigen Schmerzen krümmte und hin und her wand.

Sein Zorn wallte gegen Medula — welche seine Befehle nicht befolgt, heftig auf, weil sie es gewagt hatte, dem verstoßenen Fürstenenkel am Krankenbette seines Pflegevaters eine Zufluchtsstätte in seinem kindlichen Schmerze zu gewähren, aber indem er sich mit vor Wuth geballter Faust der Nägerin näherte, fiel sein Blick auf das todtenbleiche Antlitz Marquella's, welcher die Augen unverkennbar im vollsten Bewußtsein geöffnet und sie drohend auf den verrätherischen Freund gerichtet hatte.

Sprachlos vor Verwunderung und Schrecken, starrte Bourquet das Auge des Gebieters von „Klein Marryland", welches seit Monden schon der untrüglichste Vorbote des Todes geschlossen gehalten hatte. Endlich öffnete Marquella die bleichen Lippen und murmelte verständlich genug den Namen seines Stellvertreters.

„Um aller Heiligen willen, Du lebst?" rief der in seinen finstern Plänen plötzlich sich getäuscht sehende Bourquet mit bebender Stimme.

„Ja, Massa lebt!" schrie Medula in einem Tone, in welchem sich Wonne und Entzücken deutlich aussprachen.

Mit hastiger Eile riß sie die kleine Alice von ihrer Brust und indem sie das kleine Wesen in die Arme des Vaters legte, welchen der Unmensch der mutterlosen Waise zu rauben trachtete, fügte sie mit freudiger, thränenreicher Stimme hinzu:

„Ja, Vater lebt, der weiße Gott wieder gnädig ist seinen schwarzen Kindern. Whida — Whida! steh auf! Vater wieder lebt und Dich schützen wird."

Aber der kleine Negerbube vermochte sich nicht zu erheben, und Marquella zu matt, um Medula's Geschrei und das Weinen seines Kindes ertragen zu können, winkte mit der Hand, sich mit dem Kinde zu entfernen. Bourquet sorgte mit Eifer für Vollstreckung dieses Befehls. Medula mußte mit Alice das Zimmer verlassen, während ein Diener den kranken Whida hinwegtrug.

„Marquella's Genesung ward nach einem sanften, erquickenden Schlaf, der auf sein heutiges Erwachen aus seiner mondenlangen Betäubung folgte, gesichert. Mit einem vollständig zurückgekehrten Bewußtsein verlangte er, als er gegen Abend zum zweiten Male die Augen öffnete, nach seinem Kinde. Bourquet verweigerte ihm dessen Anblick unter dem Vorwande, die Kleine schlafe bereits. Aber am fol-

genden Morgen erneuerte sich die Sehnsucht des Kranken nach seiner Tochter.

„Du bist schwer krank gewesen, Delores," begann der Hinterlistige, jetzt seinen ursprünglichen Plan schnell, den so plötzlich für ihn ungünstig eingetretenen Umständen gemäß, verändernd. „Glücklich würde ich Dich preisen, wenn die Vorsehung nie mehr Deine Augen geöffnet und Deinen mit Nacht umfangenen Geist geläutert hätte, um Dir den Anblick der Erfolge Deiner vollzogenen Befehle zu ersparen."

„Meiner Befehle?" fragte Marquella mit matter Stimme, „was habe ich denn so Entsetzliches befohlen, daß Du es kaum wagst, mir mitzutheilen?"

„Du wirst Dich dessen schon noch erinnern," versetzte Bourquet lauernd, „Du befahlst, die Haussclaven auf die Folter zu spannen, um zu erfahren, wer der Vater Deines Kindes und der Verführer Deines Weibes gewesen ist."

„Mensch!" schrie Delores im höchsten Grade erregt, „mache mich nicht wahnsinnig — wann hätte ich diesen entsetzlichen Befehl ertheilt? — Es ist nicht möglich!"

„Und doch gabst Du ihn in Gegenwart Deiner sämmtlichen Sclavenvögte," betheuerte Toledo Bourquet. „Doch beruhige Dich, Delores, bis zur Anwendung der Marterwerkzeuge ist es nicht gekommen. Die Elenden bekannten ihre Wissenschaft aus freien Stücken, woraus sich die strafbare Verirrung Deines Weibes unzweifelhaft ergab."

„Nichtswürdiger Verleumder — Ungeheuer in Menschengestalt!" brüllte der Unglückliche mit vor Wuth entstellten Zügen. „Was hast Du gethan! — Wäre ich gesund, so solltest Du diese fluchwürdige Frevelthat mit Deinem Leben büßen. — Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" fügte er halb ohnmächtig in die Kissen zurückfallend, mit bebender Stimme hinzu.

„Ich vergebe Dir diese Schmähungen," sagte der Verräther im weinerlichen Tone, „und schreibe Deine Aufregungen dem krankhaften Zustande Deines Körpers zu. Du wirst mich schon milder beurtheilen, wenn Du erfährst, wie schonend ich diese delikate Angelegenheit betrieb. Doch die Pflichtvergessenheit Deiner verstorbenen Frau ist außer allem Zweifel, denn Deine vermeintliche Tochter trägt unverkennbar die Züge eines Fremden, welchen ich selbst einst bei Antonien traf."

„Herr des Himmels!" fuhr Marquella wieder wild von seinem Schmerzenslager auf, „Alice nicht mein Kind?!"

„Es hängt natürlich von Dir ab, ob Du sie dafür anerkennen

willst," versetzte der Unhold mit einem lauernden Seitenblick auf den so unaussprechlich unglücklichen Besitzer von Klein-Marryland.

Der Schändliche hatte erwartet, daß seine so unpassend angebrachte Nachricht dem armen Vater den Todesstoß versetzen würde. — Doch er hatte sich bitter getäuscht, Gott in seiner ewigen Barmherzigkeit gab dem so Schwergeprüften statt des Todes die Genesung. Die mächtige Erschütterung seines Nervensystems trug in diesem Falle ungemein dazu bei. Bourquet fuhr endlich fort, seine Ansicht weiter zu entwicken:

„Doch zweifle ich, daß Du Dich zu diesem Schritte entschließen wirst, nachdem Du die Verhandlungen gelesen hast, welche in dieser Sache aufgenommen worden sind. Zum Vater eines Bastards wirst Du Dich doch nicht herabwürdigen, da kenne ich Deinen Sinn für Ehre und Rechtschaffenheit genugsam!"

Mit diesen Warten entfernte sich der würdige Freund des an irdischen Glücksgütern so reichen — an irdischen Freuden aber so armen Besitzers von Klein-Marryland, indem er den Unglücklichen in schrecklichen Zweifeln darüber zurückließ, ob ein fürchterlicher Traum ihm das Herz zerrüttete und diese höllischen Bilder in trügerischer Wahrheit vor die Seele führte, oder ob er mit wachendem Sinne das menschliche Ungeheuer anstarre, welches die Krallen — gleich einem Raubthiere der Wälder — nach seinem letzten geretteten Lebensglücke ausstreckte.

In diesem peinlichen Augenblicke flog plötzlich stürmisch die Thür auf und herein stürzte Medula mit blutunterlaufenen Augen. Sie hatte sehnlichst den Moment erlauert, der den Auswurf der Menschheit von dem Lager des Vaters ihres Säuglings entfernte. Mit Freudenthränen legte sie die mutterlose Waise in die Arme des zweifelnden Vaters.

„Mein Kind — mein Kind!" jammerte Delores mit neuerwachendem Vatergefühl. — „Dich hat der Unmensch mir stehlen wollen. — Du sollst ein Bastard — ein Kind der Sünde — nicht mein Kind sein? — Nimmermehr!"

Delores Marquella blickte starr in das Antlitz des unschuldig lächelnden Kindes, welches die Züge seines so unaussprechlich geliebten Weibes trug. — Er vermochte weder Augen noch Lippen loszureißen von dem Bürgen seines Vaterrechtes an dieses engelgleiche Wesen.

Da löste das Entzücken dieses Augenblicks die Zunge Medula's, welche durch das gestrige Gebot des Gebieters — das Zimmer mit

dem Kinde zu verlassen — in furchtbaren Banden der Angst gehalten worden war.

„Ja, Herr, Dein Kind!" rief sie endlich, die Hände über ihre Brust kreuzend. — Die Sclaven haben die Unwahrheit gesagt, — sie haben aus Furcht vor den Martern gelogen. — Die Herrin ist rein wie Gottes Sonne! Schütze Dein Kind, Herr, vor diesem Barbaren! — Schütze Whida, welcher mit dem glühenden Eisen zum Sclaven gestempelt worden ist und todtkrank auf seinem elenden Lager liegt!"

„Whida gebrannt?" schrie Delores mit Entsetzen auf. „Medula, Du lügst — ich lasse Dich zu Tode peitschen, wenn Du Scherz treibst mit meiner Verzweiflung!"

„Medula lügt niemals!" entgegnete die Negerin mit Stolz. „Der Tyrann befahl, die Aufseher mußten gehorchen. O, Herr! Alle Sclaven bluten unter der fürchterlichen Peitsche Scipio's!"

Da öffnete sich plötzlich leise die Thür, und Toledo Bourquet trat trotzigen Antlitzes in das Gemach, doch unangenehm überrascht von dem seinen Augen sich darbietenden Anblicke, wollte er sich wieder zurückziehen, aber er vermochte, von dem entsetzlichen Blicke Marquella's gleichsam gebannt, kein Glied zu rühren.

„Fort, aus meinem Hause, Du elender Räuber meiner Hoffnungen — Du Mörder meines guten Namens!" schrie Delores mit gellender Stimme. „Hefte Deinen vergifteten Blick nicht auf dieses arme Kind. — Ich durchschaue jetzt Deine verruchten Pläne. — Kinderlos hast Du mich machen wollen, um mir einen Sprossen Deines verdammten Hauses als Erben aufzuzwingen. Aber geschworen sei es in dieser Stunde — daß weder Du, noch eines Deiner Kinder die Schwelle meines Hauses jemals wieder in freundschaftlicher Beziehung betreten soll. Zerrissen sei das Freundschaftsband, welches bisher zwischen uns obwaltete. Eher will ich mir aus der Sclavenhorde einen Erben wählen, ehe ich zugebe, daß Deine verrätherische Hand in mein Eigenthum eingreife. — Verdorren mag die Hand, welche Whida für die Zeit seines Lebens brandmarkte! Gehe, befreie mich von Deinem verhaßten Anblicke!"

Erschöpft sank Delores auf das Lager zurück, indem er Alice mit Innigkeit und unter Thränen an seine brennende Brust drückte.

Medula hatte inzwischen den in erbärmliche Lumpen gehüllten Whida herbei geholt. Der Knabe hatte zitternd die Arme um ihren Nacken geschlungen und wimmerte mit leiser Stimme:

„Laß mich nicht peitschen — nicht martern, Medula!"

In dem Augenblicke, als Delores sein Auge zu dem Fürstenenkel erhob, ließ die schluchzende Negerin die Lumpenhülle von seiner Brust

fallen, und das Sclavenbrandmal starrte mit seiner noch von Blutrinde bedeckten Wunde dem kranken Gebieter entgegen.

„Whida! Mein armes, gemartertes Kind!" rief Delores unter Thränen mit liebreicher Stimme. „Komm zu mir, Deinem Vater."

Sanft ließ Medula die arme Waise von ihren Armen auf das Lager des freundlichen Gebieters hinabgleiten, indem sie ihm zärtlich zuflüsterte:

„Fürchte Dich nicht, Whida, Vater ist sehr gut — Vater läßt Dich nicht peitschen!"

„Wer hat Dich gepeitscht? — wer hat es gewagt, Hand an Dich zu legen, Du armes unglückliches Wesen?" rief Marquella entrüstet; doch Whida überhörte die Frage, er hielt Alice fest umschlungen. Und ehe Medula den anklagenden Blick fester auf Bourquet zu werfen wagte, ergriff dieser das Wort und sagte im barschen Tone:

„Ich sehe schon, daß ich in Gegenwart dieser Sclavenbrut zur Verantwortung über meine Anordnungen, welche nur zu Deinem eigenen Vortheile geschehen sind, gezogen werden soll. — Vor solchen Zeugen gebe ich keine Rechenschaft. Lebe wohl, Delores! Magst Du Ersatz finden für ein treues Freundesherz, welches Du in verblendeter Hast von Dir stößest, bei dieser Natterbrut. — Vielleicht kommt die Zeit, daß Du Deines aufgegebenen Freundes noch einmal bedürfen wirst, — Nach diesen Vorfällen in Deinem Hause, Delores, kann man sich überhaupt nicht mehr wundern, wenn man von den vielen Meutereien unter diesem schwarzen Vieh hört. Zehn solche Schwächlinge, wie Du, Marquella, und ganz Louisiana stände in Aufruhrflammen. Hüte Dich, daß sie nicht über Dein Haupt zusammenschlagen. Die Zeit ist sehr ernst."

„Nicht mein, sondern das hartherzige Verfahren Deines Gleichen trägt die Schuld zu den Aufständen der Neger in den anderen Pflanzungen. Deine Kraft ist zu viel und meine Schwäche zu wenig vorhanden. Lernen diese schwarzen Menschen ihre Stärke einst erkennen, so magst Du und Deines Gleichen vor ihrem Grimme zittern — ich brauche sie nicht zu fürchten, denn ich war ihnen bisher mehr Vater als Gebieter ihres Lebens."

In diesem verhängnißvollen Augenblicke, in welchem das Herz Delores Marquella's mehr zur Versöhnung als zur Härte gegen den Freund und Nachbar gestimmt wurde, fing Alice plötzlich bitter zu weinen an, gleichsam, als klage sie mit ihrer kindlichen Stimme den furchtbaren Feind ihres Hauses an. Das versöhnende Wort Delores, welches auf seiner Lippe schwebte, wurde zum verdammenden Worte und mit einem

Blicke des unaussprechlichen Hasses und der entsetzlichsten Drohung verließ der unheimliche Intriguant das Gemach und nach wenigen Minuten das Herrenhaus.

Marquella's Empörung erreichte den höchsten Grad, als nun Medula, von der Gegenwart des finstern Tyrannen befreit, mit grausiger Wahrheit die nähern Umstände der Martern erzählte, welche die Sclaven unter den Händen des blutgierigen Scipio hatten erdulden müssen.

Mit wild rollenden Augen gab er den Befehl an den herbeigerufenen Oberaufseher, Scipio mit der Peitsche vor den Augen der Neger zu züchtigen und drei Tage lang in die Leiter zu spannen — eine Marter, welche zu der grausamsten Strafe gerechnet wurde. — Die Sclaven erhielten berauschende Getränke reichlich gespendet und drei Tage hindurch Feiertag, während der unermeßlich reiche Gebieter von „Klein Maryland" von der schrecklichen Aufregung lebensgefährlich ermattet, fast wieder in seinen früheren sinnlähmenden Zustand zurückgefallen war, und es lange Zeit bedurfte, ehe sich ein Zeichen der Genesung wieder einstellte. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Acht Monate waren nach diesen Ereignissen vergangen, da brach plötzlich der Keim einer bisher nur durch äußerste Strenge niedergehaltenen Empörung unter den Sclaven in den entfernteren Besitzungen von „Klein Maryland" an das Tageslicht, und wuchs mit unheimlicher Schnelle zum wildesten Aufruhr, welcher, mit allen seinen Schrecken im Gefolge, verderbenbringend über ganz Louisiana hereinbrach.

Auch unter den zahlreichen Sclavenhorden des nachsichtigen Marquella welche theils durch Milde, theils durch die Furcht vor der Peitsche und dem nachzuschleppenden Klotze, gezügelt wurden, brachen täglich zügellose Unordnungen aus, seitdem die Aufseher durch Scipios Strafe gewarnt, die Leidenschaften jener rohen, durch ihr grausiges Elend fast ihren Peinigern gleich Entmenschten, nicht mehr mit eiserner Hand in Schranken zu halten wagten. Eine Ausschweifung folgte der andern; die Zaghaftigkeit der Aufseher, genährt durch die fast täglich eintreffenden Nachrichten von den furchtbaren Verheerungen der Neger in den übrigen Pflanzungen, welche grobe Widersetzlichkeiten zu ahnden unterließen, ermunterte die rohen Horden, und wilde Zügellosigkeit riß ein, und als Marquella endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß die von so vielen Pflanzern schon seit langer Zeit gefürchtete Stunde da sei, und daß jetzt nur barbarische Härte an Stelle der milderen Behand-

lung der Sclaven treten müsse, da gab er mit blutendem Herzen den von seinen Aufsehern längst ersehnten Befehl, doch der Oberaufseher erklärte mit bebender Stimme dem selbst verzagenden Gebieter seine Unfähigkeit, den wilden Empörungsgeist der Negersclaven zu dämpfen, nur Scipio — der Gefürchtete sei der Einzige, der die Haufen zügeln und durch auserwählte Martern zu ihrer Pflicht zurückführen könne.

Er stellte die Wahl ihn zu entlassen, oder Scipio zu seinem Beistande mit unumschränkter Macht zu bekleiden, da ein finsterer Empörungsgeist ganz Louisiana zu verderben drohe.

Marquella, kaum einigermaßen von seinem schweren Leiden genesen, unterwarf sich zögernd diesem Ansuchen und begnügte sich zuletzt, um nur ruhig schlafen zu können, mit dem Schatten von Herrschaft, welchen der höhnisch grinsende Tyrann ihm übrig ließ.

Mit eiserner Hand griff der Unmensch unverzagt in die gelockerten Zügel und schwang mit kräftiger Faust die furchtbare Geißel über die Unfügsamen, deren Glieder von Blut trieften. Der wilde, unbändige Haruk, welcher mit unverhehltem Ingrimme in den hundertpfündigen Klotz biß, den er nachzuschleppen gezwungen war an der eisernen Spannkette, die seine Füße in dem Zwang einer nur zehnzölligen Schrittweite gefesselt hielt, hatte von der Laune des Wütherich entsetzlich zu leiden. Dieser ergötzte sich an der ohnmächtigen Wuth des wilden Negers, welcher in den Abendstunden seine Leidensgefährten damit tröstete, daß er den fürchterlichen Blutsauger einst zu Tode quälen würde, und daß er nur auf eine passende Gelegenheit lauere, sein unheimliches Werk zu vollbringen.

Das finstere Verhängniß, welches oft aus unscheinbaren Ursachen welterschütternde Zeugen seiner furchtbaren Majestät entwickelt, machte einst den grausamen Tyrannen mit den Absichten Haruk's zufällig bekannt, indem er ein Gespräch belauschte, worin er die Hauptrolle spielte. Voll Wuth rief er die ihm untergebenen Aufseher zu seinem Beistande zusammen, um durch die fürchterlichste Marter den trotzigen Neger zu strafen und sich an seinem Jammergeheule zu ergötzen, doch mit heroischem Gleichmuthe ertrug der Unglückliche die entsetzlichen Strafen, welche der Unhold in seinem Grimme über ihn verhängte. Alsdann sann Scipio auf neue Mittel, seinen furchtbaren Feind möglichst unschädlich zu machen, eine an die Handgelenke Haruk's festgeschmiedete Eisenstange hinderte die freie Bewegung seiner Arme und eine hellklingende Glocke, welche, an einem eisernen Halsbande befestigt,

hoch sein Haupt überragte, kündigte seine Annäherung schon von weitem warnend an.

So glaubte Scipio seinen Feind wehrlos gemacht zu haben, und wirklich war Haruk endlich so schmiegsam geworden, daß es ihm gelang, die Vorsicht seines Peinigers einzuschläfern, selbst seine Leidensgenossen, welche ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten, wurden irre an ihm, und fügten sich der Laune des gewaltigen Aufsehers.

Doch dann und wann öffnete Haruk seinen vertrautesten Freunden in nächtlicher Stunde den Blick in sein Inneres.

„Gebt Euch nur zufrieden," flüsterte er mit vor Wuth entstellten Zügen. „Der Tag der Rache reift heran und alles Blut, welches der weiße Teufel von uns und unsern schwarzen Brüdern im wilden Uebermuthe vergossen, soll er tausendfach durch seinen martervollen Tod büßen."

Doch diese Zeit näherte sich nicht. Mochte es Haruk an kräftigem Beistande oder an Gelegenheit zur Vollführung eines gewaltigen Schlages fehlen, genug er ließ noch Monden verstreichen, ehe er den Arm erhob, um ihn mit gigantischer Kraft und zum Segen seiner verlassenen Brüder auf das Haupt der weißen Peiniger niederfallen zu lassen. Der ungeheure Druck des Elends, welcher tödtlich schwer auf den gepeinigten Sclaven Marquella's lastete, zerriß, bald in schreienden Jammer, bald in verbissenen Ingrimm ausbrechend, Whida's jugendliches Herz. Vergebens umklammerte er die Knie seines väterlichen Wohlthäters, um oftmals Gnade für die unglücklichen schwarzen Brüder zu erflehen, welche unter Scipio's Leitung ein unaussprechlich elendes Leben durchschmachteten, denn der hartherzige Tyrann spielte in wilder Lust mit dem Leben der armen Kinder einer fremden Erde.

Marquella, welcher in dumpfer Verschlossenheit seine Tage vollbrachte, blieb allen Bitten — Scipio seiner Macht zu entkleiden, auch dann noch unzugänglich, als zwei seiner besten Sclaven ihr marterreiches Dasein durch Selbstmord geendet hatten. Da trat das Bild des Schlächters, der sein Vieh nur liebkost, bis es reif zur Schlachtbank ist, vor seine geängstigte Seele, und wie der im Elende gereifte Knabe auch alle Gefühle der Erkenntlichkeit in seiner Brust aufregte gegen den weißen Mann, dessen Gnade ihn gerettet hatte von dem grausigen Loose, die Ketten zu theilen, in welchen sein Volk schmachtete, immer und immer wieder ward er sich mit Schaudern bewußt, nicht minder das Eigenthum des Gebieters von Klein-Maryland zu sein, als das Lieblingspferd es war, welches Delores Marquella auferzogen hatte, um es jetzt unter Scipio's scharfen Sporen

bluten zu lassen, und das Entsetzen des unglücklichen Fürstenenkels wuchs, wenn er bedachte, daß es nur eines Winkes dieses allmächtigen weißen Mannes bedürfe, um ihn, jenem Pferde gleich, unter Scipio's Füße zu werfen. Doch er dachte an Alice und in sein Herz zog jenes beruhigende Gefühl ein, welches das kindliche Wesen so ungemein selig zu beglücken vermag.

Mit ungemischt kindlichen Gefühlen der innigsten Zuneigung schloß er sich an die mutterlose Waise, deren Geist und Körper unter den treuen Augen des schwarzen Fürstenenkels sich ungewöhnlich schnell entfaltete. — Diese fortschreitende Entwicklung der beiden Kinder machte es nöthig, daß Marquella seinen Hausstand den Umständen entsprechend vergrößerte. Durch die Vermittelung seines Freundes Leontin Dobbes in New-Orleans wurde ihm ein Hauslehrer und eine Erzieherin zugewiesen, welche er beide engagirte.

Der Lehrer war ein noch junger Mann von ernstem, verschlossenem Wesen, mit unstät blickenden, grauen Augen und fahler Gesichtsfarbe, so daß er einen peinlichen Eindruck auf den ruhigen Beobachter hervorbrachte. Sein Name war Harris Atzeroth. Die Erzieherin war ebenfalls noch jung, schön, mit blonden Haaren und großen blauen Augen, aus welchen ein tiefer Seelenkummer unverkennbar sprach. Ihre weichen, blassen Züge verriethen Sanftmuth und Herzensgüte. Sie nannte sich Mary Harringen. Die Kinder hingen bald mit innigster Zuneigung an der bleichen Erzieherin, wogegen sie mit offenbarem Widerwillen den Lehrstunden des finstern Lehrers beiwohnten, welcher dies aber durchaus nicht zu bemerken schien und sich auch keine sonderliche Mühe gab, die Liebe und Anhänglichkeit der Kinder zu erwerben, deren Geist einen erfreulichen Aufschwung nahm.

So waren einige Monate wiederum verflossen. Mit unaussprechlicher Liebe blickte der glückselige Vater auf die engelgleichen Züge seiner Tochter und verbannte zuletzt aus seiner Seele alle die düsteren Gedanken, welche von Zeit zu Zeit sich ihm mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängten. Alles beugte sich in Demuth vor der jugendlichen Herrin, nur Whida war es allein vergönnt, mit dem gefeierten Glückskinde wie ein Bruder umzugehen — und er war es mit voller Seele — bis ein trauriges Ereigniß ihn den Umfang seines Abstandes von seiner vermeintlichen Schwester und von allen Weißen recht nachdrücklich kennen lehrte.

Der letzte Zweig des Herrschergeschlechts — des einst so mächtigen Negerreiches in Westafrika — hatte sich eines Abends gleich

einem Zugthiere vor den kleinen Wagen Alice's gespannt, und war im Drucke der schwülsten, durch keinen Wind gekühlten Abendluft, bis zur äußersten Erschöpfung mit seiner Last Berg hinauf, Berg hinab geeilt, bis er keuchend und schweißtriefend stehen blieb. Doch immer noch forderte das wilde, fröhlich lachende Kind neue Anstrengungen von ihm, und ruhte nicht eher, als bis Whida seinen Lauf fortsetzte und nach einer kleinen Weile völlig ermattet zusammenbrach. — Auch hiermit noch nicht zufrieden gestellt, rief sie im ärgerlichen Tone:

„Weiter, Whida, weiter!"

„Nun, so fahre doch Deine Gebieterin!" sagte Atzeroth, welcher mit der Erzieherin in einem Gespräche begriffen folgte.

„Er ist erschöpft, der arme Knabe", sagte Mary mit mitleidiger Stimme, „er kann die schwere Last nicht mehr von der Stelle schaffen.

„Ein Negerbube und erschöpft?" versetzte der Lehrer kalt," wer fragt denn nach der Ermüdung eines solchen elenden Wesens."

„In der Regel darf man allerdings diese wilden Geschöpfe nicht an solche Rücksichten gewöhnen", versetzte die Erzieherin mit ungemein sanft klingender Stimme. „Doch dieser Knabe, mit seinem aufgeweckten Geiste verdient wohl, daß man eine Ausnahme mit ihm mache. Er belohnt Ihnen Ihre Mühe doch mit dankbarer und kindlicher Zuneigung."

„Das kann ich nun gerade nicht von ihm sagen, erwiderte Atzeroth, indem er einen finsteren Blick auf Whida warf. „Er besitzt allerdings ein Auffassungsvermögen, wie es mancher Hunderace eigen ist, und wenn ich zuweilen in die dunklen Augen dieses Halbmenschen blicke, so ist es mir, als sei er nichts weiter, als ein Hund von besonderem Instinkt."

Schmerzvoll von den Worten seines hartherzigen Lehrers berührt, wandte Whida sein thränenfeuchtes Auge auf Mary Harringen und ließ seinen klagenden Blick über ihre reizenden Züge gleiten.

So deutlich, als in diesem Augenblicke, hatte die Waise noch nie den Grad der Tiefe der ihm von der Natur angewiesenen Stellung empfunden.

„Der Hund ist das treueste und anhänglichste Thier und oftmals besser als die weißen Menschen, welche ihre schwarzen Brüder zu vernichten streben," murmelte Whida leise vor sich hin.

Doch länger war Alice's Ungeduld nicht zu zügeln.

„Stehe auf, Whida und laufe!" schrie sie ihm mit eigensinnigem Trotze zu, „stehe auf!"

Da blickte der arme Negerknabe mit wehmüthiger Freundlichkeit

auf das in seiner Ungeduld so liebliche Kind und sagte, indem er die Deichselstange wieder ergriff:

„Ja, Alice, ich will laufen, so lange meine letzten Kräfte ausreichen. — Ich bin ja nur geboren, um für Dich zu wachen — und zu sterben. Dein Hund — Dein Spielzeug bin ich und will es sein, so lange ich athme. Nun vorwärts."

Nach diesen Worten setzte er sich wieder in Bewegung und lief in wilder Hast weiter — immer weiter, während Alice vor Freuden laut aufjauchzte, bis Whida's Athem immer kürzer und schwerer wurde. Sein wolliges Haar tropfte von Schweiß, während die röchelnde Brust sich hastig hob und senkte, bis endlich ein Strom kochendes Blut aus Mund und Nase stürzte und er leblos zu Boden sank.

Ein gellender Nothschrei Alice's rief die bestürzte Erzieherin herbei. Voll Hast war das weiße Kind des reichen Pflanzers aus dem eleganten Kinderwagen geklettert und hatte sich klagend und weinend über den armen Negerknaben geworfen.

„Er ist todt! — Mein Whida ist todt!" schrie sie im kindlichen Schmerze.

Diese Worte des Trostes für das wunde Herz des armen Knaben vermochten es vielleicht, daß er sich in wenigen Minuten wieder erholte. Mit unaussprechlich dankbaren Blicken sah er in das von Thränen feucht gewordene Antlitz des kleinen Mädchens, welche fast triefend von seinem Blute, neben ihm kniete und dasselbe mit ihrem Tuche zu stillen versuchte.

„Alice!" rief der Lehrer im rauhen Tone, „schickt sich das für die Gebieterin von „Klein Maryland?" Bitte, stehen Sie auf!

„O, lassen Sie doch das Kind in ihrer unschuldigen Weise das Unrecht vergüten, welches sie durch ihren Eigensinn angerichtet", sagte die Erzieherin im Tone des Vorwurfs." Der arme Whida blutet ja um ihretwillen.

„Nun, was ist's denn mehr?" entgegnete Atzeroth verächtlich." Er ist gefallen und steht wieder auf, wenn er sich erholt hat." Vergessen Sie nicht, Miß Mary Harringen", fügte er ernst hinzu, „daß Alice die einzige Tochter des reichsten Pflanzers von Louisianas ist, und daß dieser Negerbube nur als ein verzogenes Thier betrachtet werden kann, welches die Vorsehung bestimmt hat, der unterwürfige Diener dieses kleinen Mädchens zu sein. Nehmen Sie das Kind an Ihre Seite, Miß Harringen und lassen Sie das Sclaven-Blut von ihren Händen und Kleidern beseitigen, damit Niemand von dieser schwarzen Negerbrut erfahre,

daß die Tochter des Gebieters von „Klein Maryland“ sich mit dem Blute eines Sclaven besudelt habe.“

Alice hörte aufmerksam auf die Worte dieses elenden Menschen, in dessen Brust jeder Funken von Mitgefühl erstorben schien. Stolz erhob sie sich von dem Körper des blutenden Halbbruders und ging an die Hand ihrer seufzenden Erzieherin dem Wohngebäude zu, ohne noch einen theilnehmenden Blick auf den unglücklichen Fürstenenkel zu werfen, der aus seinem kurzen Himmelstraume gerissen, das Blut mit heißen Thränen von seinen zuckenden Wangen wusch.

„Schäme Dich, Whida!“ rief Atzeroth im rauhen Tone, „schäme Dich, eines unbedeutenden Falles wegen zu weinen; betrachte die andern Negerkinder Deines Alters, die unter strenger Zucht arbeiten und manche Strafe vor den Augen ihrer Eltern erleiden müssen — ohne weinen zu dürfen. Und was bist Du denn mehr, als ihres Gleichen? Was hast Du vor ihnen voraus, als die Gnade des reichen Marquella? Erhebe Dich und reinige Dein Gesicht von dem Blute, welches Deinem Gebieter gehört.“

Nach diesen grausamen Worten entfernte sich der hartherzige Lehrer, welcher in die jugendliche Brust seiner Zöglinge so verschiedene Gefühle zu pflanzen bemüht war.

Mit gleichsam zermalmter Seele schlich Whida von dannen. Die weiße Schwester, welche seine zu Gott berufene Wohlthäterin ihm geschenkt hatte, war nicht die Tochter seines Vaters, sondern die Tochter seines Herrn und bestimmt, einst seine Gebieterin zu werden. Und er — der Enkel eines Herrschergeschlechts, — er war Nichts, als einer jener unzähligen von der Vorsehung für den harten Sclavendienst erschaffenen schwarzen Unglücklichen, von seinen Leidensgenossen nur unterschieden, wie das Schooßhündchen Alice's von den Kettenhunden, die auf dem Herrenhof, — ihrer Freiheit beraubt — Wache hielten.

Eine unaussprechlich tiefe Traurigkeit schlich sich in das weiche Gemüth des unglücklichen Kindes, welche immer schmerzlicher wurde, je häufiger das grausige Elend an ihn herantrat. Alles, was er sah und mit seinem klugen Geiste erfaßte, ließ ihn erkennen, daß das bevorzugte Geschlecht der weißen Menschen näher dem Throne des Weltschöpfers stehe, als das seinige. Louisiana, einst bewohnt von den kupferfarbenen Menschen, war von dem weißen Menschengeschlechte in Besitz genommen und die Urbewohner von den Füßen der Habgierigen in grausamer Lust zertreten. Um diesen vertilgten Sclavenstamm zu ersetzen, mußte Afrika entvölkert werden.

Einige Zeit war wiederum vergangen und das Verhältniß Whida's zu Alicen ein ganz anderes geworden. Täglich wiederholte Atzeroth, in ernster Hindeutung auf den Unterschied zwischen der Gebieterstochter und des Sclavensohnes, daß Alice nicht der Neigung seiner Seele bedürfe, um ihn ihrem Willen zu unterwerfen, und täglich schlich sich ein Funken von Hochmuth mehr in ihre Brust, so daß sie zuletzt deutlich empfand, daß sie die Herrin ihres Jugendgespielen sei.

Delores Marquella betete seine Tochter mit abgöttischer Liebe an, und erkannte in Whida's Verhältniß zu Alicen, welches immer deutlicher das Gepräge der Unterwürfigkeit annahm, eine völlig naturgemäße Stellung, welche seiner Neigung für den Knaben keineswegs widersprach. Sein Leben floß in ungestörter Friedlichkeit hin; seine Reichthümer mit ängstlicher Sorgfalt für sein geliebtes Kind zusammengehalten, wuchsen von Jahr zu Jahr; seine Sclaven lagen gebändigt unter der gewaltigen Faust Scipio's und schwiegen wie die Natur vor dem Ausbruch eines Erdbebens, und kein Zeichen kündete den nahen Sturm an, der sein stilles Glück in seinen Grundfesten zu erschüttern und aus der Tiefe des wolkenlosesten Himmels loszubrechen bestimmt war.

Schon seit etwa zwei Jahren hatte der Süden Amerika's unter heftigen Schwingungen, welche vom Himmel des Nordens drohend heranzogen, gebebt, aber kein Luftstoß, stark genug, um am südlichen Himmel entladende Gewitterwolken zusammenzutreiben, war bisher von der übermüthigen Aristokratie des Südens empfunden worden. 80,000 begüterte Pflanzer trotzten den Beschlüssen des Congresses zu Washington, denn sie, mit dem wilden Präsidenten Jefferson Davis an der Spitze, galten in den conföderirten Staaten alles allein. Seit langer Zeit hatten die Pflanzer stürmisch die Ausdehnung der Sclaverei auf die Territorien gefordert; denn seiner Sclaven beraubt, kann der große reiche Pflanzer nicht mehr wirthschaften. Es war also für sie geradezu die wichtigste Lebensfrage, ihre Menschenalter hindurch besessenen Privilegien in Ansehung der Sclavenfrage auf dem allgemeinen Congresse zu Washington zu wahren und möglichst noch auszudehnen, um mit ihren Sclaven die Stapelartikel für Europa ruhig auf dem jungfräulichen Boden Südamerikas fortbauen zu können. Unter der Regierung mehrerer Präsidenten hatten die Pflanzer der conföderirten Staaten thatsächlich das Uebergewicht über den Norden besessen, aber ihr unbegrenzter Hochmuth verleitete sie zum Abfall und trieb sie zu einem Kriege gegen das Bruderland, in welchem sie zu Grunde gingen.

Vier Millionen Negern sind die christlichen und menschlichen Rechte gewährleistet, welche sie so lange Jahre hindurch forderten und auch

zu fordern berechtigt waren. Die meisten großen Pflanzer sind durch das Confiscationsdecret des Congresses als Hochverräther empfindlich getroffen. Ihre gewaltigen Besitzungen sind eingezogen und parcellirt worden, damit an Stelle der großen Grundbesitzer eine Menge freier und unabhängiger Ackerbauer treten. Die wirthschaftlichen Bedingungen des Lebens im Süden werden übrigens durch die Emancipation der Sclaven vollständig umgekehrt, denn bisher basirte Alles auf dem landwirthschaftlichen Großbetriebe, jetzt aber tritt an dessen Stelle die Kleinwirthschaft. In allen Ländern, wo die Sclaven befreit worden sind, haben sie die Culturen, in denen sie früher zwangsweise thätig sein mußten, mit Abneigung betrachtet. Sie sind in der Regel Gärtner geworden oder haben nur so viel Feld bestellt, als sie zu ihrem Unterhalte nothwendig brauchen. Für die alten großen Pflanzungen von Baumwolle, Zucker, Indigo und Reis wird es an Arbeitern fehlen. Ob in Folge davon die Baumwollennoth für Europa fortdauern wird, kann man mit Gewißheit nicht entscheiden, da die Unionsregierung in diesem Augenblicke ein Experiment anstellt, welches in seinen Erfolgen erst abgewartet werden muß. — Sie veräußert nämlich 43,000 Morgen auf den Inseln zwischen Charllsten und Savannah, welche die berühmte Sea-Islandsbaumwolle liefern, in Parcellen von 20 bis 80 Morgen zu dem niedrigen Preise von 1¼ Dollar für den Morgen an ehemalige Sclaven und ausgediente Soldaten.

In zwei Staaten, Südcarolina und Mississippi, wird der freie Neger die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, in vier anderen, Georgia, Alabama, Florida und Lousiana, den Weißen nahezu die Wage halten, und in allen früheren Sclavenstaaten eine Macht sein, auf welche die Unionsregierung in den Tagen der Gefahr rechnen kann. Vor dem Kriege lebten in den abgefallenen Staaten $5\frac{4}{10}$ Millionen Weiße und $3\frac{5}{10}$ Millionen Sclaven. Die Weißen sind durch den mörderischen Kampf stärker gelichtet worden, als die Schwarzen; ein um so stärkeres Gegengewicht werden die letzteren bilden. Mit Ausnahme von Brasilien und den spanischen Inseln giebt es nun in der neuen Welt keine Sclaven mehr. Im Congreß der Vereinigten Staaten ist ein Zusatzartikel zur Verfassung angenommen worden, welcher die Abschaffung der Sclaverei für alle Zeiten ausspricht. — Wollte der Süden seine Sclaven behalten, so durfte er nicht den fürchterlichen Bürgerkrieg hervorrufen. So lange er in der Union blieb, schützte die allgemeine Verfassung seine Besitzrechte an dem schwarzen Menschen. Er konnte einige von seinen Rechten durch die Beschlüsse des Congresses verlieren, aber in seinem eigenen Gebiete war dem Süden nicht

beizukommen, da die Sclaverei eine innere Angelegenheit war, in welche die Unionsregierung und der Congreß sich nicht einmischen durfte. Diesem Schutz durch die Verfassung entsagte der Süden, als er die Verfassung willkürlich verletzte und endlich zerriß.

Vor dem Abfalle des Südens gab es im Norden Viele, welche die Sclaverei hartnäckig vertheidigten, Viele, welche sie durchaus nicht antasten lassen wollten, damit kein Zwiespalt zwischen den Bruderländern entstände. Je länger aber der entsetzliche Bürgerkrieg dauerte, und je furchtbarer er mit seinen Schrecken auftrat, um so allgemeiner wurde der Haß gegen die übermüthigen, geldstolzen Pflanzer des Südens, welche so viele Leiden und Opfer über das gesegnete, freie Vaterland gebracht hatten.

Präsident Abraham Lincoln beobachtete diesen Umschwung der Stimmung, und so oft sie stärker und bitterer wurde, ebenso oft war er auch mit einem neuen Schritte gegen die Emancipation hin da. Er ließ sich nicht drängen und nicht aufhalten. Man hat ihn verhöhnt und verspottet, seinen gewöhnlichen und ungelenksamen Körper für den richtigen Ausdruck seines Geistes erklärt. Aber dieser Präsident-Holzhacker hat sich als Staatsmann von echtem Schrot und Kern bewährt, er ist den Bedürfnissen der Lage, den Fortschritten der öffentlichen Meinung stets zur Seite geblieben und hat durch seine weise Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seiner Partei und sich selbst den Nachruhm der civilisirten Welt gesichert.

Doch kehren wir jetzt wieder zu dem sich immer mehr und mehr entwickelnden Gange unseres Zeitbildes zurück und greifen der schrecklichen Epoche nicht vor, welche im Laufe dieses Romans dem Leser Schritt vor Schritt vor die Seele geführt wird. Der erste Donner der Kanonen, welcher die Schranken der Sclaverei zertrümmerte, rollte zum Entsetzen der mächtigen Pflanzer über den Süden Amerika's. Die Sclavenstaaten horchten, aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt, ängstlich auf, die Neger jubelnd, die Weißen vor Wuth mit den Zähnen knirschend. Dieser Donner der Kanonen versprach den geknechteten Negern die goldene Freiheit und die leuchtende Morgensonne ein Leben ohne Martern und harte Strafen.

Das unheimliche Jauchzen der frohlockenden Neger verrieth den Pflanzern ihre Hoffnungen und ihre Gesinnungen und die hierdurch gewarnten Gebieter und Aufseher verdoppelten ihre Aufmerksamkeit und ihre grausame Strenge.

Zu den achtsamsten und strengsten Sclavenvögten in Louisiana

gehörte Scipio — und der wildeste und rachedürstigste aller Sclaven war Haruk.

Whida, jetzt ein siebenjähriger Knabe, genau bekannt mit den verschiedenen Mundarten der westafrikanischen Negerstämme, ahnte in seiner jugendlichen Seele den bevorstehenden Ausbruch des furchtbaren Ungewitters, und flehte seinen Gebieter um Milde gegen die farbigen Brüder in herzzerreißenden Worten an, die Scipio's Eisenfaust täglich in seinem blutgierigen Grimme zu Boden schmetterte, aber nicht zermalmen konnte. Der mit aufgewecktem Geiste begabte und durch den strengen Unterricht seines Lehrers gebildete Fürstenenkel bewies Marquella, daß es in ganz Louisiana keine gemarterteren Sclaven gäbe als die seinigen, und daß seine Felder mehr Arme erforderten, als Scipio denselben gewähre. Die Bestellung der Pflanzungen mit den wenigen Sclaven sei nur durch die fürchterlichste Grausamkeit bisher möglich gewesen.

Delores Marquella, krank am Herzen, war mächtig bewegt von dem grausigen Bilde, welches der muthige Knabe ihm entwarf. Er beschloß die Arbeiten seiner Sclaven zu verringern und empfahl Scipio eine menschlichere und vorsichtigere Behandlung der Neger, selbst auf Kosten seines eigenen Vortheils. Doch mit Mühe verbiß der Unmensch sein Lachen, und schritt noch in derselben Stunde, des Befehles seines Gebieters spottend, zu einem von ihm auf heute anberaumten grausamen Werke, zu der Stempelung mit dem heißen Brenneisen mehrerer herangewachsenen Negerkinder.

Der wilde Haruk, zusammengekoppelt mit einem schwachen Negersclaven, dessen mangelnde Kraft er durch die seinige zu ersetzen bestimmt war, zog so eben einen mit Zuckerrohr schwer belasteten Wagen den Speichern zu, als ein klagendes Kindergeschrei an sein Ohr schlug. Er blieb stehen, horchte aufmerksam auf und erkannte an den Jammerlauten die Stimme *seines* jüngsten Kindes, und jenes wiehernde, unheimliche Gelächter, welches den Schmerzensschrei des Kindes zu Zeiten übertönte, kam unzweifelhaft aus dem Munde seines Todfeindes, des entmenschten Aufsehers Scipio.

Mit wahnsinniger Hast warf der unbändige Neger das Joch von seinen Schultern, packte mit riesiger Kraft den schweren Klotz, welchen er nachschleppte, und sprang mit seinen gefesselten Füßen in gewaltigen Sätzen dem Schauplatze der Marter seines Kindes zu. Das herzzerreißende Jammergeschrei seines Lieblings übertönte den Klang der warnenden Glocke über seinem Haupte, und Scipio gewahrte den fürchterlichen Feind nicht eher, als in dem Augenblicke, als dieser

racheschnaubend neben ihm stand und ihn mit seinen glühenden Augen, gleich dem Blicke einer giftigen Schlange, in den Banden des grausamen Schreckens gefesselt hielt.

Nur eine Secunde dauerte dieser für Scipio fürchterliche Moment, dann ließ der rasende, in seinem Vaterschmerze seiner Sinne nicht mehr mächtige, wilde Neger, den hochemporgehobenen Klotz mit solcher übermenschlichen Kraft auf den Schädel des weißen Teufels fallen, daß dessen Gehirn die Wände bespritzte und er todt zu Boden sank.

Ein teuflisches Gelächter entströmte in unheimlicher Weise den Lippen des so lange von dem Unmenschen gemarterten Negers.

„Das ist die Rache Haruk's, des Wilden!“ brüllte der Neger mit rollenden Augen, indem er mit vor Wuth entstellten Zügen den Körper seines Peinigers ergriff und mit gigantischer Kraft in die lodernden Flammen des riesigen Ofens warf, welche im nächsten Augenblicke über das Opfer des Fürchterlichen zusammenschlugen.

Dann beugte er sich in seinem entsetzlichen Schmerze über das am Boden lautjammernde Kind und betrachtete vor Wuth brüllend, die grinsende Brandwunde auf der Brust seines ächzenden Lieblings.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke bog Whida, die kleine, freundlich lächelnde Gebieterin in einem Wagen ziehend um die Ecke der offenen Hütte.

Bei diesem Anblicke erwachte die fürchterliche Wuth des wilden Negers auf's Neue.

„Nein!“ schrie er mit donnerähnlicher Stimme. „Noch ist meine Rache nicht gekühlt! — Noch lebt der Bastard der Elenden, welche mein Kind zum Krüppel gemacht!“

Hastig riß er das glühende Brandeisen aus dem dampfenden Ofen und sprang auf den Wagen mit wilden Sätzen zu. Schreiend warf sich Whida ihm in den Weg und flehte den Wüthenden um Erbarmen an, doch mit gewaltiger Kraft schleuderte Haruk den Knaben weit hinweg, ergriff das schöne, volle Haar der um Hülfe rufenden Alice, wickelte es hastig um seine Hand, hob alsdann fürchterlich in seiner Wuth lachend, das wimmernde weiße Kind seines Gebieters empor und brüllte mit heiserer Stimme:

„Du weiße Teufelsbrut! — Dich will ich zeichnen, wie Deines Vaters Vogt mein Kind gezeichnet hat! — Rühre Dich nicht, oder ich schlage Dir das Gehirn ein!“

Mit diesen Worten senkte er das glühende Eisen Alice's weißen Nacken entgegen, da plötzlich raffte sich Whida vom Boden auf, stürzte dem Unhold entgegen und griff mit der linken Hand nach der Eisen-

stange, welche des Negers Arme trennte, und mit der rechten in das rauchende Brandeisen.

„Laß ab, thörichter Bube," brüllte Haruk mit vor Wuth bebender Stimme." Ich will vergelten der weißen Brut, was sie an uns so vielfach verbrochen!"

Aber Whida ließ nicht los, fester umklammerte er ohne einen Schmerzenslaut zu verrathen das zischende Eisen, welches seine Hand bis auf die Knochen verbrannte, bis ein fürchterlicher Fußtritt des Wüthenden ihn besinnungslos zu Boden schmetterte. Stöhnend sank der muthige Knabe nieder und erhob die geopferte Rechte, gleichsam den Mörder beim Ewigen anklagend.

„Die Hand hättest Du retten können, entarteter Wurm Deines Fürstenstammes!" brüllte Haruk, einen fürchterlichen Blick auf Whida werfend.

Dann drückte er den Kopf seines Opfers zwischen die Beine und senkte das glühende Eisen zwischen die Schultern der stöhnenden Alice. Hierauf schleuderte er das wimmernde Kind mit kräftigem Arme in die Ecke der Hütte, daß das Blut weit umher spritzte, stemmte beide Arme gegen den riesigen Ofen von Felsengestein und drückte mit Löwenstärke so kräftig dagegen, daß das Blut aus seiner zerrissenen Haut in Strömen rann. Das rostige Eisengelenk widerstand dem gewaltigen Drucke nicht, — es zerbrach. Jetzt seiner Arme mächtig, zerschmetterte er die verrosteten Schellen an seinen Füßen und eines der Kettenglieder, welches ihn mit dem Klotze verband und trennte das Eisenband von seinem Halse. Dann stürzte er aus der Hütte, eilte nach dem Mississippi, sprang in die Fluthen, durchschwamm ihn, und verlor sich in dem Urwalde des jenseitigen Ufers. . . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Diese Folgereihe ungeheurer Frevel, Scipio's Ermordung, Whida's Verstümmlung und Alice's Brandmarkung, hatte nur eines Zeitaufwandes weniger Minuten bedurft. Whida's Hülferuf war so wenig als Alice's Jammergeschrei an ein menschliches Ohr gedrungen; denn der einzige Zeuge dieser grausigen Scene, jener mit Haruk zusammengekoppelte Neger, hatte, gleich nachdem er Scipio's haarsträubendes Ende gesehen, mit Entsetzen und vor Furcht zitternd die Flucht ergriffen und war zu den übrigen Aufsehern geeilt, um diesen Haruks höllische That zu verkünden.

Von allen Seiten eilte man zu dem Orte dieser auf allen Gesichtern Bestürzung hervorrufenden That.

Das die Lüfte durchdringende Jammergeschrei der Erzieherin, welche die Kinder ohne Aufsicht hatte entfernen lassen, drang in das Arbeitszimmer Delores Marquella's und lockte ihn in's Freie. Kaum vernahm er die in unzusammenhängenden Worten hergestammelte Kunde von dem entsetzlichen Ereignisse, da stürzte er auch schon von tödtlicher Angst ergriffen, seiner Sinne kaum mehr mächtig, nach der Hütte, wo Alice neben dem leblosen Körper Whida's, wimmernd vor Schmerzen lag. Die rechte, bis auf die Knochen durchbrannte Hand des unglücklichen Knabens, war besäet mit gefräßigen Muskitos, sein linkes Auge, von dem Fußtritte des Negers getroffen, war verschwollen und blutrünstig, und das rechte stand gebrochen, wie das einer Leiche, halb offen.

„Haruk hat mich mit dem glühenden Eisen gebrannt und Whida erschlagen," stöhnte Alice im wimmernden Tone.

Halb wahnsinnig vor Schmerz starrte der unglückliche Vater auf das schmachvolle Brandmal unterhalb des Nackens seines geliebten Kindes, welches unvertilgbar, für Lebzeiten ein Schandfleck für das arme Mädchen blieb, und eine wichtige — grausige Rolle spielte.

Hunderte von hülfreichen Händen waren beschäftigt, feine Oele zu beschaffen und Brandsalben aus wunderthätigen Kräutern zu bereiten, während die junge Gebieterin mit möglichster Bequemlichkeit in die prachtvolle Wohnung ihres reichen Vaters geschafft wurde. Aber Niemand gedachte des leblosen, armen Whida und des Negerkindes Haruk's; verlassen lagen die Sclavenkinder auf dem harten Boden, bis endlich Alice's Fragen nach ihrem muthigen Vertheidiger die Aufmerksamkeit Marquella's auf den fehlenden Knaben lenkten.

Whida wurde gesucht und gefunden, aber auch die Fesseln Haruk's fanden die Diener und berichteten dem bleichen Gebieter von der wahrscheinlichen Flucht des wilden Negers. Die Aufseher und weißen Diener des reichen Besitzers von „Klein Maryland" geriethen in Furcht und Schrecken, und die Besorgniß, Haruk's finstere That möge das Zeichen zum Losbruche aller Sclaven auf den vielen Plantagen Louisiana's werden, rechtfertigte die Maßregeln, welche der Oberaufseher zu seiner und seines betäubten Gebieters Sicherheit traf.

Der reitende Bote, welcher, um einen Arzt zu holen, nach New-Orleans zu eilen bestimmt war, empfing ein Schreiben an die dortige Militairbehörde, durch welches Marquella den schauerlichen Vorfall meldete und ein Truppendetachement erbat. Diese Vorsicht erwies sich

jedoch sehr bald als unerforderlich. Die Sclaven, wie geneigt sie auch sein mochten, ihre Fesseln zu zerbrechen, geriethen auf den meisten Pflanzungen durch die Kunde von Haruk's entsetzlicher That in eine Art von Erstarrung, welche ihre Kräfte und ihren Willen lähmte. Vor Allem aber wandte der Abscheu vor dem Verbrechen, welches der Mörder an dem Enkel eines Fürsten aus ihrem Blute verübt hatte, ihre Herzen momentan von dem Drange nach Freiheit und Rache, an ihren weißen Peinigern zu nehmen, ab.

Ein fürchterliches Geheul der Neger drang durch die Lüfte um den ermordet geglaubten letzten Sprossen der Herrscher von Whida und vermischte sich mit den Wehklagen Medula's, welche ihren verbrecherischen Mann verdammend, ihren Liebling in den Armen hielt, der, zwar noch betäubt von dem Stoße Haruk's, doch die Besinnung wieder erlangt hatte.

Mit rührenden Worten erzählte Alice dem lauschenden Vater, wie Whida für sie in aufopfernder Liebe gerungen und gelitten habe. Doch der finsterblickende Atzeroth war in seinem Ingrimme gegen die armen Sclaven bemüht, die edle That des Fürstenenkels als einen Akt der Pflicht darzustellen, da sein Leben der jungen Gebieterin gehöre.

„Whida ist kein Sclave!“ rief Delores Marquella mit Innigkeit die fiebernde Wange des schmerzlich lächelnden Knaben streichelnd.“ Whida ist mein Sohn,“ fügte der Gebieter von „Klein Maryland“ mit Nachdruck hinzu, „und Dein Bruder, meine Alice. — Du könntest nicht das Kind Deiner seligen Mutter sein, wenn Du fähig wärst je zu vergessen, daß Whida seine Hand für Dich geopfert hat.“

Jammernd betrachtete Medula die verkrüppelte Hand des armen, ohne Wehklagen leidenden Knabens, dessen Leben nach den Begriffen der Neger ihr geheiligt erschien. Der spät Abends auf der Pflanzung eintreffende Arzt, erklärte zwar Whida's Hand mit ihren zerstörten Muskeln, ihren zerrissenen Sehnen, ihren gerösteten Flechsen für unrettbar verloren, erkannte aber am folgenden Tage die Heilbarkeit des verletzten Auges.

Um Mitternacht erschien das geforderte Truppendetachement, welches am nächsten Morgen die vermeinte Spur des flüchtigen Mörders verfolgte. Aber vergeblich war das Forschen, Haruk blieb spurlos verschwunden, und die unmittelbar auf diesen Vorgang folgenden kriegerischen Ereignisse nöthigten die Behörden, ihre Forschungen nach dem gefahrdrohenden Verbrecher einzustellen.

Das Haus der Sünde.

In einem der abgelegensten Stadttheile von New-York, wo man nur die verkümmerte Gestalt und das hohle Auge des Handwerkers — des armen Sclaven des Capitalisten — erblickte, befand sich ein zweistöckiges, unfreundliches Haus, dessen Fensterladen niemals geöffnet wurden, um dem freundlichen Tageslicht Eingang zu verschaffen. Unzählige Gasflammen verscheuchten die ewige Nacht, und beleuchteten in grausiger Helle den Ort der Sünde, worin die Doctorin Mudd ihr lichtscheues Gewerbe betrieb. Die höchste Potenz des Lasters hatte hier sein Panier in verlockender Weise entfaltet. Wilde, halbnackte Mädchengestalten, allen Zonen der Erde angehörend, feierten in dem Tempel der Wollust täglich Orgien und Bacchanalien in einer Weise, welche recht deutlich zeigten, wie das Weib, aller Schmach und Schande trotzend, in dieser Gestalt am meisten geeignet ist, zu dem tiefsten Abschaum der Menschheit und zu den finstern Kindern der Hölle gerechnet zu werden. Ist der Blüthenhauch von dem Weibe — der erhabendsten Schöpfung des Allgewaltigen — gewichen, und tritt das Laster mit seinen entsetzlichen Folgen an dasselbe in verführerischer Gestalt heran, dann ist die Prüfungsstunde für die Unglückliche gekommen. Hat sie noch so viel Thatkraft, sich von dem ersten Falle mit soliden Vorsätzen zu erheben, dann gelingt es so mancher Verführten, noch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden und die Bestimmungen des Weibes zu erfüllen Fällt aber eine solche Bedauernswerthe in die Fallstricke jener abscheulichen Weiber, welche das lichtscheue Gewerbe betreiben, gefallene Opfer in die lauernde Arme der Schande zu liefern, dann ist es für ewige Zeiten mit ihr vorbei. Von Stufe zu Stufe sinkt das Kind der Sünde und gefällt sich zuletzt nur noch in rohen und frivolen Scherzen. Aller Weiblichkeit entkleidet, dient das Opfer der Habsucht einzelner Menschen, mit ihrem Körper nur noch dem bösen Wesen, und ist ausgeschlossen aus der Gemeinschaft gesitteter Menschen.

In dieses Haus des Lasters schafften die beiden Strandräuber die Beute, welche von dem entarteten Weibe mit einem leisen Aufschrei über die wunderbare Schönheit Anna Heiduk's begrüßt wurde. Ganz gegen ihre Gewohnheit handelte die Hausmutter — wie sie gewöhnlich von ihren Kindern genannt wurde — nur wenig um



Laß ab, thörichter Knabe! Ich will vergelten der weißen Brut, was sie an uns so vielfach verbrochen. (S. 332.)

den Kaufpreis des der Schande geweihten Opfers, behändigte den vergnügt lächelnden rohen Lootsen das Blutgeld, welche sich dann unter frivolen Scherzen geräuschlos, wie sie gekommen waren, entfernten.

Prüfend ließ das teuflische Weib ihre grauen, unheimlich funkelnden Augen über das reizende Geschöpf, welches vor Entkräftung und Ermüdung nur schwach athmete, gleiten. Ein finsterer Schatten breitete sich nach und nach über ihre harten, fast männlichen Züge. Sie schien im Geiste zu überlegen, welche neuen Martern sie erfinnen und zu welcher List und Ränken sie ihre Zuflucht nehmen müsse, um dies neue Opfer der Spekulation ihrem Willen fügsam zu machen.

Endlich schien sie in der Wahl ihrer Mittel mit sich einig, denn sie nickte mehrfach, zufrieden lächelnd, mit dem Kopfe und entfernte sich aus dem geheimen Gemache, welches eigens dazu hergerichtet war, spröde Opfer durch die grausige Einsamkeit mürbe zu machen. Einige Minuten später stand das satanische Weib in dem gewöhnlichen Wohnzimmer neben ihrem Gatten, welcher in Decken gehüllt, auf einem bequemen Lehnsessel saß. Von dem Augenblicke an, wo die Doktorin das Vorbereitungsgemach — wie sie das Zimmer nannte, in welchem Anna auf einem weichen Divan halb wachend, halb schlafend lag — verließ, war eine seltsame Veränderung in ihrem nicht unschönen Gesicht bemerkbar, welche allmälig den Ausdruck der sorgenden Hausfrau verscheuchte und einem finstern Trotz Platz machte. Bleicher konnten ihre Wangen kaum werden, noch die glanzlosen, unruhigen Augen kälter und drohender, es war fast augenscheinlich, daß ein finsterer Kampf ihre Seele beschäftigte.

Der Doktor, welcher noch immer an seinen Krankenstuhl gefesselt war, bemerkte wohl das drohende Gewitter, welches auf der niedrigen Stirn seiner Gattin stand und sich bei erster, passender Gelegenheit auf sein Haupt entladen zu wollen schien, doch er schwieg und blickte theilnahmlos vor sich hin, aber zuweilen leuchtete ein Schimmer von Bosheit aus seinen stechenden Augen, wenn er verstohlen einen Blick auf seine Gattin warf.

„Es wird Dir wohl gleichgültig sein, zu erfahren," begann endlich die Doktorin mit gerunzelter Stirn, „daß meine Bemühungen bei Dalibourd vergeblich gewesen sind. Er will mir das gekündigte Kapital nur dann noch auf einige Zeit belassen, wenn Du Bürgschaft dafür übernehmen willst."

„Immer und ewig das alte Lied," erwiderte Mudd höhnisch. „Mag der Geizhals den ganzen Plunder für seine Forderung nehmen, ich werde ihm keine Hindernisse in den Weg legen, obgleich ich nicht sein Schuldner bin."

„Du mit Deinem Gleichmuthe kannst mich wahrlich rasend machen!“ rief das Weib im drohenden Tone. „Wovon sollen wir fernerhin leben, wenn Dalibourd mit der Abpfändung gegen uns vorgeht? — Glaubst Du, ich habe Lust Dich mit meiner Hände Arbeit zu ernähren?“

„O nein, das glaube ich durchaus nicht,“ versetzte der Doktor bitter lächelnd. „Die Zeiten sind vorüber, wo Du dies gethan haben würdest. – Jetzt bin ich ein elender Krüppel, welcher von den Almosen seiner Nebenmenschen leben muß, wenn Du kein Brod mehr für mich hast.“

„Nun denn, weshalb weigerst Du Dich so hartnäckig, die Bürgschaft zu übernehmen, wenn Du nichts zu verlieren hast?“ fragte die Doktorin lauernd. „Dahinter muß doch ein seltsamer Grund sich verbergen.“

„Ich möchte wohl wissen, welcher?“ fragte der Doktor im unsichern Tone.

„Den will ich Dir sagen,“ schrie das Weib mit funkelnden Augen. „Weil Du glaubst, ich würde meine Verbindlichkeiten nicht erfüllen, und Du könntest Deinen in Sicherheit gebrachten Raub von dem Vermögen des russischen Grafen durch die Bürgschaft verlieren. O, ich weiß sehr gut,“ fügte sie mit Ueberzeugung hinzu, „daß Ihr beide, der schändliche Booth — und Du selbst, — mich um meinen Antheil betrogen habt. Kaum ließest Du Dich erbitten, mir eine Summe zu geben, um dieses Geschäft zu begründen. Hätte Dalibourd mir nicht die 4000 Dollars vorgestreckt, so wäre es überhaupt gar nicht möglich gewesen....“

„Wofür Du ihm auch ganz besonders dankbar gewesen bist,“ unterbrach sie Doktor Mudd mit boshaftem Spotte. „Ja, ja, ich kenne die Geschichte.“

„Mensch! mache mich nicht rasend mit Deinem Spotte!“ rief das Weib mit vor Wuth bebender Stimme.

„Wozu diese Aufregung, liebe Doris,“ versetzte der Doktor lakonisch. „Ich bin ein Krüppel und vermag Dir keine glänzende Existenz mehr zu bieten. Es ist daher ganz natürlich, wenn Du Dich nach einem hübschern Manne bei Zeiten umsiehst, und Dalibourd ist doch gewiß ein schöner Mann.“

„Höre auf, Mann, oder ich erdrossele Dich mit meinen Händen!“ schrie das Weib, in ihrer Wuth mit den Fäusten drohend.

„Diese Mühe brauchst Du Dir nicht mehr zu geben, theure Doris,“ sagte der Doktor frostig lächelnd. „Das Gift wirkt schon hinlänglich

genug, welches Du mir in den Speisen und Getränken langsam beibringst. Gedulde Dich nur noch kurze Zeit, dann bin ich hinüber und mache in der Hölle Quartier für Dich. — Dalibourd wird sich freuen, wenn das Hinderniß seiner Wünsche beseitigt ist — aber noch mehr wird er frohlocken, wenn er Dich in Deiner wahren Gestalt kennen lernen wird. Wahrlich, die Großmutter des Teufels ist ein Engel gegen Dich."

Jetzt war der letzte Rest der Ruhe bei dem satanischen Weibe dahin, wüthend warf sie sich auf den würdigen Gatten, um ihn mit den langen Nägeln ihrer knochigen Hände zu bearbeiten, doch ein kräftiger Schlag von der Faust des Doktors auf den Kopf seiner Ehehälfte, schlug diese zu Boden.

„Laß diese Narrenspossen, süßes Weib!" rief Mudd kalt.. „Du weißt, daß ich dergleichen Angriffe nicht vertrage, und Dich mit Deinem Galan wohl durchschaue. Ihr glaubt beide Wunder, welche Schätze ich besitze, und da ich diese nicht gutwillig herausgeben will, so versucht Ihr alle Manöver, mich Euren Plänen geneigter zu machen. Doch ich sage Euch," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „eher werfe ich den letzten Dollar in den Hudson, als daß ich Euch ihn gönne. Noch lebe ich — wenn auch zu spät zur Vorsicht erwacht — doch ich lebe und werde noch so lange leben, bis ich Dich Ehebrecherin mit Deinem nichtswürdigen Verführer vernichtet habe. Zittere elendes Weib! Der Krüppel hat noch so viel Kraft, sein Leben gegen die mörderischen Absichten einer im Finstern schleichenden Giftmischerin zu vertheidigen.

„Aber wer sagt Dir denn, lieber Mudd," versetzte die Doktorin heuchlerischer Weise einen milderen Ton anschlagend, „daß ich nach Deinem Leben trachte?"

„Nicht nur mein Bewußtsein und mein Scharfsinn allein, „erwiderte der Doktor noch immer erregt, sondern die Beweise, welche ich in Händen habe. — Doch genug davon, ich mag mich nicht weiter aufregen. Finde Dich, so lange ich lebe, in Dein Schicksal und vergiß das Unvermeidliche — wie ich es vergessen werde. Aber halte diesen elenden Dalibourd fern, sonst geschieht ein Unglück, welches Du mit Deinem Leben bezahlen mußt. Du kennst mich hinlänglich genug, um Alles von meiner Rache befürchten zu müssen, denn bin ich auch siech und hülflos, so stehen mir doch Mittel zu Gebote, um Dich mit dem Räuber meiner Habe zu vernichten. Deshalb hüte Dich!"

Zögernden Schrittes verließ die in ihren teuflischen Plänen durch=

schaute Doktorin das Gemach und begab sich in den Salon, um die Honneurs zu machen.

„Thor," murmelte sie auf ihrem Wege vor sich hin, „mit all' seiner List bleibt er doch nur ein eitler Thor!"

Ein düsteres, todtbringendes Feuer loderte bei diesen Worten in ihren Augen — das Feuer des bewußten Muthes, der Macht und der Rache.

„Thor," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „als ob im Kampfe häuslicher Treulosigkeit das Weib nicht stets siegte! Der Mann kann nur im Panzer der Ehre siegen!"

Von dieser Stunde an begann das stumme Schauspiel des Entsetzens. Die Angst und Erwartung zweier im tödtlichen Kampfe begriffenen Feinde trat immer greller hervor, denn das forschende Auge des Doktors sah, daß er mit argwöhnischen Blicken betrachtet wurde. Blick heftet sich auf Blick und eilt dann scheu von der unbedeutendsten Sache zum geringsten Gegenstande. Ueberall lauert der grausige Tod. Aus dem Becher grinst ein Skelett — am Tische steht ein warnendes Gespenst. Aber freundlich sind wieder die Worte der Ehegatten, welche neben einander im Ehebette liegen, doch ein Gehirn intriguirt gegen das andere und ein Herz verabscheut das andere. Es ist ein Zweikampf auf Leben und Tod zwischen Denen, die sich für's ganze Leben und noch über das Grab hinaus Treue geschworen. Es findet kein ehelicher Zank mehr statt — die Zunge übereilt sich nicht — das Oel schwimmt auf der Oberfläche der Welle. Die Ungeheuer in der Hölle des Abgrundes führen unsichtbar tief unten den Krieg. Endlich bemächtigt sich eine stumpfe Schlafsucht des Weibes — sie fühlt das Verderben in ihren Adern, der langsame Sieg hat begonnen. Was half alle Wachsamkeit und Vorsicht? Es ist vergebens dem Stachel der Schlange auszuweichen, schon ihr Hauch reicht hin, um zu vernichten. Rein scheint der Trank und gesund die Speise, doch dieser Meister in der Wissenschaft bedarf nicht der Mittel des elenden Pfuschers. Ein Etwas, was man nicht sehen und vor dem man sich nicht hüten kann, schleicht gespensterhaft heran. Es ist nicht wie ein Feind, dem man in's Antlitz schauen kann, es ist der Tod in der Speise, in der Luft, in der Berührung eines unscheinbaren Gegenstandes.

. . . .

. . . .

. . . .

Das Erwachen Anna Heiduck's geschah kurz nachher, als die Doktorin das Gemach ihres gelähmten Gatten verlassen hatte. Erstaunt warf

sie die Blicke im Zimmer umher und schien gleichsam die herrschende Grabesstille fragen zu wollen — „wo bin ich“ — doch Niemand war da, welcher der Unglücklichen genügende Auskunft zu geben im Stande gewesen wäre. Das Gemach war matt erleuchtet und elegant und geschmackvoll meublirt. Anna erhob sich von dem seidenen Ruhebette, schritt staunend von Gegenstand zu Gegenstand, um möglicherweise zu errathen, wo sie sich befand. Endlich nahm sie eine Wachskerze von dem Tische und öffnete eine Thür, welche in ein Nebengemach führte. Es war ein Schlafzimmer, mit dem feinsten Geschmack und mit der größten Berücksichtigung weiblicher Bedürfnisse ausgestattet. Nur die Sujets der an den Wänden hängenden Oelgemälde waren der Art, daß Anna entrüstet ihr Auge zu Boden schlug und sich mit Schamröthe bedeckt, hastig fortwandte. Ein unbestimmter Verdacht stieg in ihrer Seele empor und trieb das heftig pulsirende Blut schneller durch die Arterien. Sie kehrte in das erstere Zimmer zurück und erschrak nicht wenig, als sie fand, daß inzwischen ein Tisch mit kalten und warmen Speisen geräuschlos in das Gemach, gleichsam von unsichtbarer Hand, gesetzt worden war und daß im Kamin die helle und erwärmende Flamme flackerte.

Ein wohlthuender, die Eßlust erregender Geruch, durchzog das Zimmer und wirkte belebend auf den geschwächten Körper des armen Mädchens. Der nagende Hunger ließ Anna auch augenblicklich das geheimnißvolle Schweigen um sie her, sowie das seltsame Gebahren der Bewohner dieses Hauses vergessen; mit lebhafter Freude eilte sie zu dem Tische mit seinen einladenden Gerichten, griff hastig zu und stillte das natürlichste Bedürfniß des Menschen mit ungewohnter Gier.

Doch mit dem immer mehr abnehmenden Hunger kehrte die natürliche Wärme des Blutes, gehoben von den würzreichen Speisen und einem Glase feurigen Weines, in den Körper Anna's zurück, lenkte aber gleichzeitig ihre Aufmerksamkeit auf die in diesem geheimnißvollen Hause herrschende Grabesstille, welche ihre Seele von Minute zu Minute immer mehr mit qualvoller Furcht erfüllte.

Sie eilte zagend an die Eingangsthür. — Sie war fest verschlossen. — Mit Anwendung aller ihrer Kräfte rüttelte sie am Schlosse, klopfte heftig gegen die Füllung und rief mit lauter Stimme — doch Alles vergebens. Das dumpfe Echo hallte nur ihren Ruf wieder. — Von entsetzlicher Angst ergriffen, setzte sich Anna endlich auf das weiche Ruhebett und versank in ein tiefes Nachdenken. Sie begriff durchaus nichts von ihrer gefährlichen Lage. Nur, daß sie eine Gefangene sei,

wurde ihr allerdings klar genug, denn die grausigen Erlebnisse zogen mit ihren herzzerreißenden Bildern an ihrer Seele vorüber.

Aber bei wem befand sie sich und zu welchem Zwecke hielt man sie in diesen prachtvollen Gemächern gefangen? — Diese Frage beschäftigte immer mehr ihre von dem starken Weine erhitzte Phantasie. Sie hatte kaum Ahnung von dem Gräuel, welcher in dem Hause getrieben wurde, in welchem mit raffinirtester Ueberlegung die übertriebensten Genüsse hergerichtet waren. — Die Gemächer dieses Hauses der Wollust und der Schande strahlten von orientalischer Pracht. Da waren jene abgesonderten Speisesäle, in welchen die ausschweifende Männerwelt in wahnsinniger Lust die abscheulichsten Orgien feierten. Da waren zur Seite jene kleinen Kabinette, jene Tempel der thierischen Wollust, deren jegliche Spiegelscheibe, hätte sie die Sprache besessen, die ekelhaftesten Scenen hätte erzählen können. Da waren die nach türkischer Sitte eingerichteten Bäder und dort viele abgesonderte Wohnungen, welche die Opfer der Verführung, der Gewalt, der List, des Kaufs und der Niederträchtigkeit enthielten.

Aber es gab in diesem finsteren Hause auch gewisse Gemächer, welche mit den berüchtigten Bleikammern im Dogenpalaste zu Venedig in Concurrenz zu treten berechtigt waren. Es gab Kerker, welche die sprödesten Opfer mürbe und dem Willen des Höllenweibes geneigter machten und welche jenen der Inquisition in Sevilla nichts nachgaben. Dieses fluchwürdige Haus schien eigens zu den finstern Zwecken der Dokterin erbaut zu sein, welche, wie es schien, sich ihres verkrüppelten und an allen Gliedern gelähmten Mannes unter allen Umständen entledigen wollte, um an der Hand des listigen Dalibourd ein neues lasterhaftes Leben zu beginnen.

Während Anna sich ihren Gedanken überließ, übermannte sie, in Folge aller erlebten Aufregungen und Anstrengungen ein mit Gewalt andringender Schlaf, woran auch der Genuß des Weines seinen Theil dazu beigetragen haben mochte. Ihre Augenlider schlossen sich unwillkürlich, sie zuckte wohl öfters empor, um der Gewalt des Schlafes Widerstand zu leisten, aber die Abspannung und Ermattung waren zu groß, ihr Kopf sank in die Ecke des Ruhebettes zurück und sie schlief endlich fest ein. — Ein süßer Traum suchte sie anfangs für die Leiden der Wirklichkeit zu entschädigen — sie träumte von dem Geliebten ihrer Seele. — Doch plötzlich verschwanden die nebelhaften Bilder ihres beglückenden Traumes, die Wirklichkeit schien bestimmtere Bilder zu formen und sie vor den wachenden Geist des armen Mädchens in schreckender Weise zu führen.

Es schien ihr, als bewegte sich plötzlich das große ihr gegenüber befindliche Wandgemälde — eine schlafende Venus darstellend — von seiner Stelle, eine Thür hinter demselben öffnete sich und herein trat ein Weib, welches von einem Manne begleitet wurde. Lautlos schlichen sie beide an das Ruhebett und betrachteten mit neugierigen Blicken die schlafende Anna, welche mit ihren leichtgerötheten Wangen und ihrer ungezwungenen Lage, ein reizendes Bild darbot. Ihre Kleider waren in Unordnung gerathen und ließen den zierlichen Fuß mit der wohlgerundeten Wade sehen. Unheimlich brannten die Blicke des Mannes darauf, während das Weib einen satanischen Blick über das Opfer ihrer Habgier gleiten ließ, welcher anzudeuten schien, daß sie zufrieden mit ihrem abscheulichen Kaufe sei.

Leise flüsternd wandte sie sich zu dem in verzehrender Gluth stumm dastehenden Manne, um die Reize der holdseligen Schläferin mit sachkundigen Worten anzupreisen. Doch wie erschrak diese entartete Kupplerin, als sie in die männlichen Züge ihres — wie es schien zu den bessern Ständen gehörenden Begleiters blickte und wahrnahm, daß das verlangende Feuer aus seinen Augen entwichen und einem starren Entsetzen Platz gemacht hatte. Leichenblässe bedeckte sein Antlitz und Fieberfrost schüttelte seine Glieder. Hastig fuhr er mit der Hand nach der Stirn, gleichsam als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume, sondern wache, ergriff dann die brennende Kerze, beleuchtete das reizende Antlitz der Schläferin und warf noch einmal prüfende Blicke auf die Gestalt der schlafenden Anna, welche in ihrem wachenden Seelenzustande fast jeden Moment begriff, welcher sich vor ihr ereignete, ohne jedoch im Stande gewesen zu sein, auch nur einen Laut aus ihrer beklemmten Brust hervorzubringen, oder eine Bewegung zu machen. — Er schien sich in seinen früheren Wahrnehmungen nicht getäuscht zu haben, denn er ergriff hastig den Arm der ihn fragend anblickenden Doktorin, zog diese von dem Lager Anna's zurück und flüsterte einige Worte in das aufhorchende Ohr des listig lächelnden Weibes. Zögernd — und sinnend vor sich hinblickend folgte die Hausmutter dem voraneilenden Fremden durch die geheime Thür, welche sich augenblicklich wieder schloß. Auf dem angrenzenden Corridor blieben beide aber plötzlich stehen und führten ein seltsames Gespräch, welches wir im Laufe dieses Kapitels aus den stattfindenden Ereignissen erfahren werden.

Der Fremde schien der Doktorin eine wichtige Mittheilung zu machen, welche nicht geeignet war, ihre unheimlichen Pläne mit Anna zu fördern, denn ihr bleiches Gesicht wechselte oftmals die Farbe und

ihre Augen funkelten mehrfach in drohender Weise. Doch der Fremde schien darauf nicht zu achten, sein ganzes Wesen litt unverkennbar unter der Einwirkung einer fürchterlichen Angst. Seine Sprache war kurz und bestimmt, bald drohend, bald befehlend, doch die erfahrene Kupplerin schien nicht geneigt zu sein, den Wünschen des Fremden Gehör zu schenken, denn sie wandte sich mehrfach kurz ab, um ihren Weg fortzusetzen, aber jedesmal hielt sie der Fremde am Arm zurück und mäßigte seine zürnende Stimme zu einem bittenden Tone herab.

Endlich schienen Beide über einen offenbaren Handel, welcher unverkennbar zwischen ihnen stattfand, einig zu werden, denn der Fremde langte ein elegantes Portefeuille hervor, übergab der zufrieden lächelnden Doktorin eine ansehnliche Summe, worauf sie den Corridor zu Ende gingen. Der Fremde stieg eine geheime Treppe hinab und verließ das Haus der Sünde, während die Doktorin hastig das Geld in ihrem Busen verbarg und wieder den Salon betrat, wo unter dem Schleier der Nacht, das eigentliche Leben in seinen wüsten Ausschweifungen begann. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Mitternacht war längst vorüber und Anna erwacht. Sie saß allein in dem öden Zimmer, ihr Haupt war auf die Brust herabgesenkt, ihre Augen auf den Boden geheftet, ihre Hände ruhten auf den Knieen — sie gewährte ein Bild von fühlloser Niedergeschlagenheit und Hinfälligkeit, welches das roheste Herz zum Mitleiden hätte rühren können. In ihrer Brust tauchten entsetzliche Erinnerungen der Vergangenheit auf und führten ihre Seele bis zu dem Momente zurück, wo sie die beiden unheimlichen Gestalten hatte an ihr Lager treten sehen. Sie rief ihre Gedanken wach und ließ endlich den Blick durch das Gemach schweifen, bis daß das sinnende Auge auf dem Wandgemälde haften blieb. Entsetzen malte sich auf ihren Zügen. Das Antlitz des Fremden trat vor ihre Seele, während das Bild des entmenschten Weibes neben der Gestalt des Fremden auftauchte.

Hastigen Schrittes eilte sie nach dem Wandgemälde und untersuchte jede Fuge, jede Lücke, um die geheime Thür zu entdecken, durch welche die Gestalten ihres mehr als eingebildeten Traumes geheimnißvoll wie sie gekommen — auch verschwunden waren. Doch vergeblich war ihr Forschen und ihr Bemühen, nirgends entdeckte ihr spähendes Auge eine Spur, woraus sie schließen konnte, daß das Gemälde eine Thür verbarg, welche möglicherweise zur Rettung führte.

Schon wandte sich das unglückliche Mädchen, um ihren Platz auf dem Ruhebette wieder einzunehmen, da trat ihr Fuß zufällig auf eine unscheinbare Schraube, welche dicht neben dem Gemälde am Fußboden angebracht war, geräuschlos drehte sich das Wandgemälde auf seiner Angel und zeigte dem freudig erregten Blicke Anna's den gesuchten Ausweg aus dem öden Gemache.

Lauschend trat sie aus dem Zimmer, gebot ihrem klopfenden Herzen mit aller Macht diejenige Ruhe, welche bei ihrem gefahrvollen Fluchtversuche so nothwendig war, ließ dann ihr Auge forschend durch durch die Finsterniß dringen und schlüpfte endlich den dunklen Gang unhörbar wie der grausige Schatten des Todes entlang.

Grabesstille herrschte in dem Hause der Wollust — das Geschäft schien heute früher als sonst beendigt zu sein; oder hatte sich in die stillen Klausen der mit ihrem Körper Wucher treibenden Mädchen zurückgezogen. Da stahl sich in dem ehelichen Schlafgemache des fluchwürdigen Menschenpaares eine Hand aus dem Bett, schob die Vorhänge zurück und entzündete das Licht, welches neben dem Bette auf dem Nachttische stand. Mit rascher Bewegung warf die Hand das Deckbett bei Seite und in einem langen schwarzen Gewand gekleidet, stand der verkrüppelte und an allen Gliedern gelähmte Dr. Mudd kerzengerade auf den Dielen des Zimmers, gleichsam als hätte eine Auferstehung aus dem Grabe stattgefunden. Nie war eine Veränderung auffallender als die, welche diese einfache Handlung bewirkte — nicht bloß in der Gestalt, sondern auch in dem ganzen Ausdruck des Gesichts. Das einsame Licht strömte aufwärts in ein Gesicht, auf welchem jeder Zug unheimliche Gedanken und starre Willenskraft verrieth.

Einen Augenblick stand er regungslos und athmete laut, als ob es eine Freude für ihn sei, frei vom Zwang seines simulirten Zustandes athmen zu können, dann erhob er das Licht, beleuchtete die starren Züge seiner festschlafenden Gattin, langte eine Phiole aus seinem Gewande hervor und goß einige Tropfen des Inhaltes auf die schmalen Lippen des ehebrecherischen Weibes; sodann entzündete er das Licht einer kleinen Blendlaterne und verschwand aus dem ehelichen Schlafgemache, aus welchem die friedlichen Hausgötter von dem Weibe seiner Wahl in verbrecherischer Absicht vertrieben waren.

Anna hatte flüchtigen Fußes so eben das Ende des finstern Corridors erreicht und wollte die Treppe, welche nach dem untern Stockwerke führte hinabeilen, als ein Geräusch, welches durch das Oeffnen einer Thür hervorgebracht wurde, an ihr Ohr drang. Ihr Fuß stockte

und der Athem entfloh ihrer Brust, doch die Geistesgegenwart verließ sie nicht. Mit der Schnelligkeit eines Blitzes beugte sie sich nieder und kroch den Fußboden entlang in eine Mauervertiefung, welche zum Aufbewahren von Reinigungsgegenständen gewöhnlich benutzt wurde. Nicht weit entfernt von ihrem Schlupfwinkel öffnete sich endlich eine Thür und eine kaum erst erkennbare Gestalt, denn sie war vom Kopfe bis zum Fuß in ein schwarzes, formloses Gewand gehüllt, welches kaum die Umrisse einer menschlichen Form andeutete, stahl sich lautlos heraus.

Das durch ein Fenster hereinfallende Mondlicht schien voll in ein Gesicht, welches Jeder, der es einmal gesehen, nimmer vergessen konnte, denn es schien mehr als menschlich finster und bleich im Gegensatz zu dem dunklen seltsamen Gewande und im Glanze dieses wehmüthigen Lichts. Wäre wirklich ein Geist in dieser nächtlichen Stunde von den Todten auferstanden, so hätte er dem armen Mädchen kaum mehr Entsetzen einflößen können, als das satanische Gesicht des Doktors. Dieser hatte keine Ahnung von der Anwesenheit eines ihn beobachtenden menschlichen Wesens, denn die Vertiefung, welche Anna verbarg, befand sich auf der Seite des langen Ganges, auf welche der Schatten des Mondes fiel.

Mit schnellen Schritten eilte die finstere Gestalt bis an das Ende des Ganges und stieg dann die Stufen der Treppe hinab. Es währte mehrere Minuten, bevor Anna sich von ihrem Schrecken erholte und laut zu athmen wagte. Sie überlegte, ob sie die Schritte des Geheimnißvollen verfolgen sollte oder nicht. Möglicherweise führten diese zur Rettung aus diesem Hause, welches ihr ahnendes Herz mit Schaudern erfüllte, oder aber zum Verderben. Da sie nun aber nicht wußte, welche Richtung sie einschlagen sollte, um der drohenden Gefahr zu entrinnen, so entschloß sie sich endlich, muthvoll den Weg des geheimnißvollen Mannes zu verfolgen, welcher sich bereits unter der Treppenflucht befand. Es war also möglich, daß Anna ihm ungesehen folgen konnte. Vorsichtig hob sie ihren Fuß, nahm ihre Röcke zusammen und ging auf den Fußspitzen die Treppe hinab, immer möglichst sich auf der Mitte der Stufen haltend, um nicht von dem weichen Teppiche abzuweichen, welcher den Laut ihrer Tritte geräuschlos machte.

Die geheimnißvolle Gestalt hatte inzwischen die Thür, welche in die unteren Gewölbe führte, geöffnet und war verschwunden. Vorher erhob sie aber die Blendlaterne und ließ den Strahl des Lichtes über den weiten Hausflur gleiten, indem ihr stechendes Auge den matterleuchteten Raum durchflog.

Anna drückte sich an die Mauer oder zog vielmehr ihre imposante Gestalt gleich der Schlange vorsichtig zusammen und stand regungslos, bis der Schatten des Mannes ihrem Auge entschwunden war. Dann stieg sie die Treppe hinab und stand pochenden Herzens vor der Thür, welche in die finstere Tiefe führte. Schon schlich sich der Gedanke, von diesem unheimlichen Manne mit dem finstern Antlitze möglicherweise in den öden Gewölben erschlagen werden zu können, in ihre geängstigte Seele, doch ein Gefühl, wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, trieb sie unaufhaltsam vorwärts. Anna öffnete die nur angelegte Thür, und stieg in die grausige Tiefe. Eine dumpfe, feuchte Luft wehte sie an, und schon beschloß sie wieder umzukehren, weil sie daran zweifelte, in der Finsterniß den Weg zu finden, welcher vielleicht Rettung bot, da zuckte plötzlich ein blasser Lichtschein durch die Dunkelheit und zeigte ihrem forschenden Auge den Weg. Der Mann bog so eben in eine Wendung, welche der Gang machte. Lautlos und mit den Händen vor sich hintastend folgte Anna der Spur des Geheimnißvollen, bis sie den Punkt erreicht hatte, wo die Krümmung des Weges vorhanden war.

Einen Augenblick stand sie still, holte leise Athem und beugte sich dann vorsichtig um die scharfe Ecke, welche das Gewölbe bildete, um den geheimnißvollen Nachtwandler zu erspähen, welcher nicht fern von dem Punkte sein konnte, wo Anna lauschend stand, da der Schimmer des Lichtes seiner Blendlaterne sich nicht von der Stelle bewegte und in schwachen Umrissen den dumpfigen Gang beleuchtete. Das bebende Mädchen sah, wie der Mann auf dem feuchten Erdboden kniete und bemüht war, eine Fallthür durch Anwendung aller Kraft dadurch in die Höhe zu heben, daß er den Eisenring mit beiden Händen erfaßt hatte und heftig daran zog. Die Fallthür mußte lange nicht geöffnet worden sein, denn sie widerstand den Bemühungen des Mannes, und es währte eine geraume Zeit, bis es ihm endlich gelang, dieselbe in die Höhe zu bringen. Keuchend beseitigte er den Schweiß von seiner Stirn, ergriff die auf dem Boden stehende Laterne und stieg, augenscheinlich auf einer Leiter, durch die schwarze Oeffnung in die grausige Tiefe hinab. Der Schimmer des Lichtes wurde immer schwächer und schwächer, und bald herrschten finstere Nacht und Grabesruhe in dem kalten Gange, welcher sich unter mehreren Gebäuden hinzuziehen schien.

Da stand nun die Aermste vor Kälte und Aufregung an allen Gliedern zitternd in dem stockfinstern Gewölbe und wußte in ihrer Herzensangst nicht, ob sie dem Geheimnißvollen weiter in die gefährliche Tiefe folgen oder in ihr Gefängniß zurückkehren sollte. Doch

der Gedanke an den Begleiter der Doktorin, welchen sie in ihrem halbwachenden Zustande erkannt zu haben schien, ließ das Blut in ihren Adern zu Eis gerinnen und trieb sie — gleichsam wie von Folterqualen gepeinigt — mächtig an, den letzten Versuch zur Rettung aus drohender Gefahr zu wagen.

Sie ließ sich auf den feuchten Erdboden nieder und kroch langsam in der Richtung, wo das Licht verschwunden war, vorwärts, mit der einen Hand dann und wann vor sich hintastend. — Nicht lange hatte Anna in der grausigen Finsterniß den feuchten Weg in ihrer gebückten Stellung beschritten, als plötzlich ein kalter, glatter Gegenstand über ihre auf den Erdboden gestützte Hand lief, hastig zog sie diese empor und stieß einen leisen Schrei der Angst und des Ekels aus. Eine leuchtende Eidechse war über den Weg gelaufen, und hatte die Hand der Bestürzten berührt; war dieser Umstand nun auch wohl geeignet, Schrecken und Ekel zu verursachen, so wirkte er doch andererseits sehr zum Vortheile des rettungsuchenden Mädchens. Die Eigenthümlichkeit dieser leuchtenden Feuereidechse zeigte Anna genau die Stelle, wo der Mann verschwunden war. Schnell kroch sie der Oeffnung zu und tappte vorsichtig mit den Händen am Rande derselben, bis sie endlich die Leiter erfaßte.

Nach kurzem Besinnen und einem aufmerksamen Lauschen, ob sie nicht irgend etwas Verdächtiges hörte, stieg sie entschlossen auf der Leiter in den dunklen Schacht hinab. Sie mochte wohl einige zwanzig Sprossen bereits vor sich gebracht haben, als ihr zögernder Fuß den Boden berührte. Die Luft war noch dumpfiger und kälter in dieser Tiefe und verursachte der leichtgekleideten Anna ein solches Unbehagen, daß sie stehen bleiben und sich die Hände in ihrem Busen erwärmen mußte. Endlich tappte sie, vorsichtig lauschend, an den Wänden weiter entlang, nicht wissend, ob sie sich rechts oder links in dem dunklen Gange zu wenden habe, denn nirgends zeigte sich eine Spur des geheimnißvollen Mannes, und eben so wenig war der geringste Schimmer seines Lichtes zu erspähen. Sie mochte so auf's Gerathewohl einige Minuten fortgeschritten sein, als ein dumpfer Ton, wie er durch das Zusammenschlagen zweier metallenen Gegenstände gewöhnlich hervorgebracht wird, an ihr lauschendes Ohr drang und gleichzeitig erblickte sie den matten Schimmer eines bleichen Lichtes. Es war unzweifelhaft der Mann mit dem finstern Antlitz und der Blendlaterne.

Anna glaubte an der Wölbung des Ganges zu erkennen, daß dieser zwei Häuser miteinander in Verbindung setzen müsse, zu welchem Zwecke nun diese unterirdische Passage diente, konnte sie freilich nicht

errathen, doch sagte ihr das ahnende Herz, daß aus dem Nachbarhause vielleicht leichter der Gefahr zu entkommen sei, als aus dem wohlverwahrten Hause der Schande.

Der Fremde stand kaum vierzig Schritt von der auf dem Erdboden zusammengekauerten Anna und schien viel zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, um zur Seite zu blicken. Die Laterne hielt er in seiner Linken, während in seiner Rechten ein blanker Dolch funkelte, womit er gegen einen Stein schlug, welcher an einer Seite der Wand lag. Der Gang schien hier zu Ende zu sein, denn eine Mauer versperrte den Weg. Dreimal hatte der geheimnißvolle Wanderer in langsamen Tempos den Stein mit dem Dolche berührt, und dreimal gab das dumpfe Echo den Ton zurück, welcher gleich darauf hinter der Mauer erwiedert wurde.

Kaum zitterte der letzte Ton durch die Wölbungen des Ganges, als sich plötzlich wie auf Zauberschlag die Wand öffnete und der Fremde hinter dieser verschwand, welche sich augenblicklich wieder schloß.

Tiefe Finsterniß herrschte wiederum in den unterirdischen Räumen, und eine ewige Grabesstille lagerte sich in ihren Wölbungen. Anna schlich unhörbar weiter, bis sie endlich die seltsame Mauer erreicht, in welcher sich unzweifelhaft eine geheime Thür befinden mußte. Vorsichtig untersuchte sie die Wand, um möglicherweise eine Stelle zu finden, durch welche sie einen Blick hinter dieselbe thun könne. Aber vergebens war ihr Spähen, die Mauer schien dicht und dauerhaft gearbeitet zu sein, obgleich sie sich vor ihren Augen in unbegreiflicher Weise geöffnet hatte. Das Gefühl der unbefriedigten weiblichen Neugierde beschlich ihr Gemüth, denn daß sich jenseits der Mauer etwas Wichtiges ereignen müsse, sagte ihr der Verstand, doch fehlten ihr alle Mittel sich Kenntniß von dem offenbar ernsten Vorhaben des nächtlichen Wanderers zu verschaffen.

Da plötzlich drang ein dumpfes Gemurmel von menschlichen Stimmen an ihr Ohr und machte die Pulse hörbar schlagend. Schnell sprang das geängstigte Mädchen einige Schritte von der Mauer zurück und legte sich dicht an der Wand des Ganges auf den feuchten Erdboden. Einen Augenblick später und Anna wäre unzweifelhaft entdeckt worden, denn die Thür in der Mauer öffnete sich, einige Männer traten in den Gang und sie hörte deutlich von einer tiefen männlichen Stimme die Worte sagen:

„Die Hitze ist wahrlich unerträglich. Die kalte Luft des feuchten Ganges wird sie bestimmt mildern. Doch kommt, schreiten wir jetzt zu unserer Berathung.“

Die Männer traten wieder zurück.

Anna wagte sich weder zu rühren, noch zu athmen, und blieb wohl zehn Minuten in ihrer schützenden Lage, doch wurde sie zuletzt vertrauter mit der ihr nicht mehr so gefährlich scheinenden Situation. Sie schlich leise hinter die geöffnete Thür und warf einen Blick durch die Spalte. Laut hätte sie beinahe vor Entsetzen aufgeschrieen, denn wohl fünfzig schwarzgekleidete Gestalten füllten einen Raum, welcher einem Saal glich. Sie saßen auf hölzernen Bänken oder standen in Gruppen um ein Katheder, auf welchem ein junger Mann von hinreißender Schönheit stand.

„Ritter vom goldnen Banner!“ begann dieser mit wohlklingender Stimme zu sprechen. „Das Sternenbanner der Union ist erhoben zum Kampfe gegen den Süden. Die wohlverbrieften Rechte der conföderirten Staaten sind mit Füßen getreten von dem übermüthigen Präsidenten des Nordens. Blut nur allein vermag diesen Schimpf abzuwaschen. Ihr habt Euch bereitwilligst um das Panier Jefferson Davis' in todesmuthiger Weise geschaart. In seinem Namen sage ich Euch Dank und goldnen Lohn für jede That und sei sie auch noch so schrecklich, wenn sie nur zum Heile der tief beleidigten Südstaaten geschah. — Von unserm Rechte fest überzeugt, haben uns zwei der größten Mächte Europas seine Hülfe nicht nur zugesagt, sondern auch schon theilweise geleistet. Englische und französische Offiziere organisiren bereits die Armeen des Präsidenten Jefferson Davis und geheime Agenten legen bereits den Zündfaden in das Herz des Nordens, um seine Hülfsquellen zu verstopfen, und seine Macht zu vernichten. — Ihr, die berufenen Apostel, werdet mir Eure Ansichten darüber mittheilen, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um die verlorene Macht für den Süden wieder zu erobern. Gleich sind die Mittel — wenn sie nur zum Sieg führen. — Wer kennt nicht von uns das blinde, unbesonnene, thörichte, brutale Ungeheuer ohne Kopf — Aufstand genannt. Es geht, jedes Hinderniß vor sich niederwerfend, seinen Weg, verstärkt sich im Kampfe, wird bei jedem Tropfen Blutes, den es vergießt, größer, und ist im Stande bei folgerichtiger Führung Wunder zu thun, namentlich wenn es einmal den geliebten Blutgeruch und die Nähe des Todes gespürt hat. Voll Eifer und Muth zieht es seines Weges, wenn man ihm nur Menschen zu tödten, oder Gebäude zu zerstören giebt. Aber wenn man ihm Nichts in den Weg wirft, woran soll es seine grimmige Wuth kühlen? Das Volk ist wankelmüthig und berauscht sich nicht lange an Luft; will man es bei guter Laune erhalten, so muß es Blut sehen und — tödten. Benutzen wir diese Erfahrung, organisiren wir in

allen Staaten der Union das Volk und machen es tüchtig zu einem Aufstande gegen die Regierung dieses aberwitzigen Präsidenten, welcher es wagt die Macht des Südens zu verspotten, ein Grund zu unserm Vorhaben ist dem leichtgläubigen Volke bald aufgezwängt. Es fragt übrigens nicht viel nach dem Grund, wenn der heiße Trank und das verlockende Gold nicht gespart werden. Beides steht nun in unbegrenzter Weise zu unserer Verfügung. Das Oberhaupt unserer Verbrüderung bewilligt jede Summe, welche zur Erlangung unserer Zwecke erforderlich sein dürfte. Ihr werdet Anweisungen auf Bankhäuser, zahlbar an allen Handelsplätzen erhalten und die Organisation unseres Vernichtungskampfes nach der bereits erhaltenen Instruktion vornehmen. — Doch schließt jetzt wieder die Thür, die übergroße Wärme hat sich verloren und eine bessere Luft scheint an Stelle des früheren betäubenden Dunstes getreten zu sein."

Augenblicklich wurde dieser Befehl ausgeführt, die Mauer schloß sich und schwarze Nacht herrschte wieder in den unheimlichen Gewölben.

Anna hatte nicht viel von dem dunklen Vorhaben der Anhänger des schändlichen Präsidenten Jefferson Davis verstanden; ihr lag die Politik zu fern, nur so viel begriff das unschuldige Mädchen, daß die finstern Männer einen lichtscheuen Plan verfolgten, welcher dem Norden Amerikas zum Verderben gereichen sollte.

Rathlos stand das vor Kälte zitternde Mädchen in der Finsterniß, sie überlegte in ihrer Herzensangst, ob sie die Rückkehr des Mannes mit der Blendlaterne erwarten, oder ob sie in der Dunkelheit versuchen sollte, die Leiter zu erreichen, welche sie wieder an die Oberfläche führte. Der Gedanke, daß sie die schwere Fallthür nicht allein zu heben vermöchte, wenn der nächtliche Wanderer die Tiefe verlassen hätte, bestimmte Anna ihren Weg zur Rückkehr einzuschlagen, da die Furcht vor dem gewissen Hungertode in diesen unterirdischen Räumen überdies den Ausschlag gab.

Vorsichtig mit der rechten Hand vor sich her tastend, während die linke die feuchte Wand des Gewölbes berührte, schlich Anna zögernden Fußes den Weg, den sie gekommen war zurück, und achtete genau auf jedes Merkmal, welches sie in der Dunkelheit zu erspähen vermochte.

So war sie nun eine Viertelstunde vorwärts geschlichen, ohne die verhängnißvolle Leiter entdeckt zu haben, als plötzlich ein matter Lichtschein das von der Dunkelheit geschwächte Auge der angstvoll stillstehenden Anna empfindlich blendete. Mit Schrecken wurde sie gewahr, daß sie die Leiter jedenfalls verfehlt und in dem Labyrinth von Gän-

gen zu der den Weg versperrenden Mauer zurückgekehrt war. Wahrscheinlich bildete das Gewölbe einen Kreisgang, den sie in der Runde beschritten hatte.

Es war der geheimnißvolle Wanderer, welcher mit seiner Laterne vor sich hinleuchtend, denselben Weg verfolgte; den er gekommen war. In Gedanken versunken, ging er beinahe dicht an Anna vorüber, welche mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, regungslos stillstand. Er schien die dunklen Umrisse des Mädchens nicht bemerkt zu haben, denn er verfolgte, von Zeit zu Zeit unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, ruhig die Windungen des finsteren Ganges.

Gleich dem Panther, wenn er mit unhörbaren Schritten auf Beute schleicht, so folgte das bebende Mädchen der Spur des Unheimlichen in gemessener Entfernung, welcher eine Weile voranschritt und dann plötzlich still stand.

Anna sah deutlich, wie er die Wand mit dem Lichte seiner Laterne beleuchtete und sein Auge forschend auf dem kalten Gestein ruhen ließ. Er schien endlich gefunden zu haben, was er suchte, denn er ließ sich auf den Erdboden nieder und betastete so lange das Gemäuer, bis er einen Punkt fand, wo das Gestein gelockert schien.

Mit geübter Hand löste er einen Stein nach dem andern von seinem Verbande, dieselben vorsichtig herausziehend, so daß eine Oeffnung entstand.

Er mochte wohl schon über ein Dutzend Steine beseitigt haben, als er plötzlich mit seiner seltsamen Arbeit aufhörte, dann den rechten Arm in die Oeffnung steckte und einen ansehnlichen Blechkasten daraus hervorzog.

Ein teuflisches Grinsen überzog sein finsteres Gesicht, während ein heiseres Lachen seinen blassen Lippen entströmte. Hastig zog der Mann einen kleinen Schlüssel hervor und öffnete mit diesem den Blechkasten. Er war bis zu dem Deckel mit blankem Golde und Werthpapieren gefüllt. Mit vor Wonne zitternder Hand wühlte der Unheimliche in dem Mammon und legte, nachdem er sich lange genug an den Anblick seiner Schätze geweidet hatte, ein Päckchen hinein welches er aus seinem schwarzen Gewande zog, dann schloß er den Kasten wieder und brachte ihn an den Ort zurück, den nach seiner Meinung kein menschliches Auge zu erspähen vermochte.

Anna glaubte, als sie das von dem matten Schimmer des Lichtes beleuchtete Gesicht des Mannes von der Seite erblickte, die verzerrten Züge eines höllischen Wesens wahrzunehmen, denn in ihm zeigten sich in diesem Augenblicke alle Spuren der Habsucht und der Mordgier.

Sie zitterte an allen Gliedern bei dem Gedanken, daß bei dem geringsten Laut ihr Leben in die Hände dieses Entsetzlichen gegeben sei, und daß sie rettungslos verloren sei, wenn es ihr nicht gelang, vor diesem geheimnißvollen Manne die Leiter zu erreichen.

Das geängstigte Mädchen erwog nach allen Seiten hin die Mittel, um den einzigen Weg zur Rettung beschreiten zu können, doch konnte sie zu keinem Entschlusse kommen, da sie unfehlbar von dem Manne gesehen werden mußte, wenn sie hinter ihm vorbei wollte, indem das Licht seine Strahlen gerade auf diejenige Stelle warf, welche sie zu passiren hatte. In diesem verhängnißvollen Augenblicke, als eben der nächtliche Wanderer den letzten Stein ergreifen und das, den ansehnlichen Schatz verbergende Loch, wieder schließen wollte, machte derselbe eine ungeschickte Bewegung, wodurch er das Gleichgewicht verlor und gegen die kleine Blendlaterne fiel, so daß diese umfiel und das Licht verlosch. Tiefe Finsterniß herrschte in den öden Gewölben.

Fluchend erhob sich der Dr. Mudd, tastete am Erdboden nach der Laterne umher, um diese wieder zu entzünden, da streifte das Gewand der flüchtenden Anna seinen Arm. Gleichsam wie vom Blitze getroffen, stand der Unhold erstarrt da und griff mechanisch mit den Händen um sich, als ob er den dunklen Schatten ergreifen wollte, welcher kaum sichtbar in die Finsterniß verschwand.

Ein unterdrücktes Wuthgeheul ertönte durch die Wölbungen der Gänge und unterbrach das grausige Schweigen, welches gewöhnlich in ihnen herrschte. Ohne auf die störende Finsterniß zu achten, stürzte der von gräßlicher Wuth und Bestürzung erfüllte Mörder den Gang entlang und zwar in die Richtung, wohin der unbegreifliche Schatten verschwunden war, wobei er zähneknirichend den scharfen Dolch krampfhaft ergriff.

Mit der Oertlichkeit mehr vertraut, als die, wie ein gehetztes Reh in wahnsinniger Hast dahineilende Anna, hatte Dr. Mudd bald die Leiter, welche an die Oberwelt führte, erreicht, ohne den seltsamen Schatten weiter wahrgenommen zu haben. Schon glaubte er, daß seine erregte Phantasie ihn genarrt habe, und sein erschüttertes Gemüth fing bereits an sich zu beruhigen, da plötzlich schien es ihm, als bewegte sich in gemessener Entfernung der dunkle Schatten einer menschlichen Gestalt. Vorsichtig beugte er sich vornüber und ließ den unheilverkündenden Blick durch die Finsterniß dringen, um den unbekannten Mitwisser seiner Geheimnisse zu vernichten, da war es ihm, als schleiche ein gefahrdrohendes Wesen mit unhörbaren Schritten hinter seinen Rücken heran. Er verspürte fast durch die feuchte, kalte

Luft, den glühenden Athem dieses Phantoms, welches er nicht zu erspähen vermochte, da die Dunkelheit in diesem Theile des unterirdischen Gewölbes am dichtesten war.

Entsetzt wandte er sich um und starrte in die Finsterniß, aber sein Auge vermochte nichts zu entdecken, was ihm Aufklärung über die seltsamen Erscheinungen geben konnte. Seine Vernunft sagte ihm, daß dieses Gewölbe von keinem uneingeweihten Wesen beschritten werden könne und in seinem Hause gab es Niemand, welcher auch nur die geringste Ahnung von der Existenz dieser tiefen Gänge hatte. Aergerlich über sich selbst, wandte der Doktor endlich seine Schritte wieder der Leiter zu, da er fest glaubte sich in seiner Aufregung geirrt zu haben, da huschte plötzlich ein menschlicher Schatten dicht an seiner Seite vorbei und berührte fast fühlbar seinen Arm. Er sah deutlich eine große Gestalt dahin eilen und der Leiter zustürzen. Jetzt erkannte der um seine Schätze besorgte Doktor, daß er sich nicht geirrt habe, und daß die weiten dunklen Gänge von geheimnißvollen menschlichen Wesen bewohnt sein müßten, von deren Dasein er bisher nichts wußte. An Stelle der Habsucht trat das Gefühl der Selbstvertheidigung, denn er konnte nicht wissen, ob die geisterhaften Gestalten nicht Mitwisser jener politischen Geheimnisse geworden waren, welche bei einem Verrath sein Leben dem Henker überlieferten.

Gleich der nach Blut dürstenden Hyäne stürzte der rasende Unhold der dunklen Gestalt nach, indem er vor Entsetzen und Bestürzung ganz vergaß, das Licht der Laterne zu entzünden. Der Gang mußte sich in der Nähe der Leiter spalten, und mehrere Kreuzwege bilden, denn der Wütherich blieb plötzlich keuchend stehen und schien unentschlossen, welchen Weg er einschlagen sollte, da sein forschendes Auge auch nicht die geringste Spur von der Gestalt entdecken konnte.

Wüthend über das Fehlschlagen seines mörderischen Vorhabens, beugte er sich zu Boden und war eben bemüht, das Licht der Laterne zu entzünden, um genau beim Scheine desselben die Gewölbe in allen Winkeln zu durchstöbern und seinen Schatz an einen anderen sichern Ort zu schaffen, als plötzlich ein Schuß durch die Wölbungen krachte und auf einen Augenblick die finstere Nacht erhellte. — Getroffen stürzte der Doktor stöhnend zusammen, während ein heiseres Lachen die Grabesstille unterbrach, welche nach dem Schusse wieder eingetreten war.

Eine dunkle Gestalt tauchte aus der Finsterniß auf, beugte sich über den Körper des Doktors, entriß seiner krampfhaft geschlossenen Faust den Dolch, stieß ihn mit fürchterlichem Lachen in seine Brust,

nahm dann die am Boden liegende Laterne, entzündete das Licht derselben und beleuchte in wilder Lust die bleichen Züge des in seinem Blute schwimmenden Doktors. Nur einmal öffnete er noch das gebrochene Auge und blickte in das teuflisch grinsende Antlitz seiner — Ehegattin.

„Elender Narr!" rief diese mit höhnender Stimme, „Du vermeintest Dich klüger als ein Weib! — Mit all' Deiner Weisheit habe ich Dich überlistet und Deine mörderischen Pläne zu Schanden gemacht. Jetzt bin ich die Besitzerin Deiner Schätze, welche Du nicht gutwillig hergeben wolltest. Ein Leben voll Genüsse wartet meiner, während Du in das finstere Grab steigen mußt."

Hätte das böse Wesen bisher keinen Blick des unaussprechlichen Hasses geschaffen gehabt, so wäre es gewiß in diesem Augenblick geschehen, denn von den Furien der Hölle gleichsam gepeinigt, warf der überlistete Doktor auf das mörderische Weib, welches Leiden und Freuden mit ihm zu tragen vor dem Altar geschworen hatte, den letzten Blick, in welchem sich alle Gefühle des Hasses, der Rache und des Abscheues concentrirten.

Während sich dieser Akt des finstern Verbrechens in den entfernteren Theilen des unterirdischen Gewölbes dieses fluchwürdigen Hauses begab, schlich eine Gestalt zitternd und an allen Gliedern fast gelähmt, die Leiter hinan und beeilte sich, die oberen Räume zu gewinnen, was ihr auch nach vielen Anstrengungen gelang.

Vergeblich aber waren ihre weiteren Bemühungen, einen Ausweg aus dem Hause der blutigen That zu entdecken, denn das mächtige Hausthor war fest verschlossen und widerstand ihrem verzweifelten Ringen, es zu öffnen. Auch die Flurfenster boten der armen Anna — denn sie war es — keinen rettenden Weg. Starke Eisenstangen machten jeden weitern Fluchtversuch unmöglich.

Fieberfrost schüttelte die schlanke Gestalt des in ihrem Seelenkummer so reizenden Mädchens und drohte es in seiner heranstürmenden vernichtenden Macht zu Boden zu schmettern. Kaum war es Anna noch möglich, die Treppe hinauf zu steigen und nach langem Suchen ihr Gefängniß wieder zu erreichen, welches doch immer ein besserer Aufenthalt für den zarten Körper des armen Mädchens war, als die kalten, feuchten Räume der finstern Gewölbe mit ihren unheimlichen Geheimnissen. Sorgfältig schloß sie wieder die geheime Thür und dankte Gott aus voller Seele für die Rettung aus sichtlicher Todesgefahr, welcher sie so glücklich entronnen war. Erschöpft warf sie sich auf das Ruhebett und durchwachte den Rest dieser end-

los scheinenden Nacht, indem sie den hellen Tag herbei sehnte, der ihr doch keinen Trost bringen sollte.

Es mochte etwa zehn Uhr Morgens sein, als sich die Thür des Gemaches öffnete und die Doktorin mit dem Frühstück eintrat. Augenblicklich erkannte Anna das entsetzliche Weib, welches in den finstern Gängen der Gruft die blutige That verübt hatte. Doch die Zeit der schmerzhaften Aufregungen war bei dem armen Mädchen vorüber. Alles glitt jetzt an der Decke von Fühllosigkeit ab, welche sich um ihr Herz gelegt hatte.

Die Doktorin grüßte höflich, indem sie schweigend das Frühstück servirte und schien eine Anrede des Mädchens zu erwarten. Anna zögerte auch nicht lange, sie nahm all' ihren Muth zusammen und sagte mit entschlossener Stimme:

„Mit welchem Rechte, Madame, hält man mich in diesem Hause, wie eine Gefangene? Und wie kam ich hierher?"

„Sie sind durchaus keine Gefangene, meine Gnädige," antwortete das Weib mit freundlichem Grinsen. „Sie befinden sich hier in einer noblen Pension, in welche Sie von einer Ihnen sehr nahestehenden Person gebracht worden sind, und welche Sie wahrscheinlich noch heute abholen wird."

„Was ist das für eine Person?" fragte Anna zögernd, indem es ihr war, als lege sich eine Hand von Eis auf ihr Herz. „Ich kenne Niemand, welchem das Recht zusteht, mich in diese sogenannte noble Pension zu bringen," fügte sie bestimmter hinzu.

„Beruhigen Sie sich nur, meine Gnädigste," versetzte die Doktorin höhnisch, „jene Person, die ich meine, liebt sie unaussprechlich und hat nicht nur ein Recht, Sie zu beschützen und sich um Ihr Wohlergehen bekümmern zu dürfen, sondern sogar die heiligste Pflicht. Nun Sie werden ja sehen," fügte das Weib unheimlich grinsend hinzu, „ob ich zu viel gesagt habe."

Bei diesen Worten wollte sich die Doktorin entfernen, aber Anna vertrat ihr entschlossen den Weg und rief im gebieterischen Tone:

„Ich fordere von Ihnen noch in diesem Augenblicke meine Freiheit, denn ich gestehe keinem lebenden Wesen das Recht zu, über meinen Willen zu verfügen. — Wollen Sie mir diese freiwillig gewähren, oder Sie zwingen mich Hülfe herbeizurufen, um den Weg der Rettung aus diesen Mörderhänden zu ermöglichen."

Ein Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens und der Wuth ertönte von den bleichen Lippen dieses von den seltsamen Worten des Mädchens im Innersten tief verletzten Weibes. Der lauernde, stechende

und fragende Blick der Doktorin ruhte eine Weile forschend auf den Gesichtszügen Anna's, welche bleich, aber muthig und entschlossen dem fürchterlichen Weibe gegenüber stand. Ein gewisses Zucken um die Mundwinkel, die erweiterten Nasenflügel und die sich vergrößern- Augen gaben Zeugniß von den Bewegungen, die — hervorgerufen durch das einzige Wort „Rettung aus Mörderhänden“ — ihr Inneres durchtobten.

„Oho, mein Täubchen!“ schrie endlich das satanische Weib. „Glaubst Du eine alte Thörin vor Dir zu haben, welcher Du mit einer elenden Komödie zu imponiren gedenkst. — Wer bedroht Dein Leben, daß Du es wagst von Rettung aus Mörderhänden zu sprechen? In diesem meinem Hause giebt es keine Mörder, für Dich wohnt nur Ruhe und Sicherheit in diesen Räumen. Hüte Dich aber,“ fügte sie mit dem giftigen Blicke eines Reptils hinzu, „diese Sicherheit Deiner Person durch beleidigende Worte zu verscheuchen und die Furien des Hasses und der Vergeltung herabzubeschwören, denn ich bin nicht immer geneigt, verletzende Worte zu vergeben. Deßhalb, meine Gnädige, noch einmal, hüten Sie sich vor meinem Grimme.“

Die Worte dieses dämonischen Weibes drangen gleich Dolchstichen durch die gemarterte Seele des vom unerbittlichen Schicksale so schwergeprüften Mädchens; sie fühlte, daß sie einem Wesen gegenüber stand, welches stets bereit war, mit grausamer Lust zu morden, wenn es ihr Vortheil erheischte.

Anna's Augen blieben zwar trocken, aber die thränenlosen schauten stier und glanzlos aus den gerötheten Höhlen zu Boden. Ein krampfhaftes Zucken durchbebte ihren schwankenden Körper. Sie fühlte den brennenden Blick dieses mörderischen Weibes auf ihrem bleichen Antlitz in einer Weise haften, daß sie erbebend und schaudernd in tiefster Seele, ihres Widerstrebens ungeachtet, nicht umhin konnte, ihre Augen auf die der Doktorin zu richten, ohne aber im Stande zu sein, diese so schnell wieder losbekommen zu können.

Prüfend hatte das Weib in den Zügen dieses bleichen, engelschönen Wesens gelesen, um zu erforschen, ob es mehr als Zufall war, daß Anna diese gefährlichen Worte in ihrer Aufregung gesprochen; doch die himmlischen Reize dieses tief erschüttert dastehenden Mädchens schienen den Zorn der Mörderin nach und nach zu entwaffnen, indem sie sich selbst sagte, daß es wohl unmöglich sei, daß Anna Kenntniß von der finstern That in den Gewölben dieses Hauses erhalten und daß nur der Zufall ihr die verhängnißvollen Worte in den Mund gelegt haben könne.

Halb drohend durch einen finstern Blick ihres schrecklichen Auges, halb unheimlich durch ein dämonisches Lächeln scherzend, erhob die Hausmutter den Finger ihrer rechten Hand und sagte, indem sie die Thür öffnete:

„Laden Sie nicht selbst Unheil auf Ihr Haupt und verhalten Sie sich ruhig. Ein lang entbehrtes Glück wartet Ihrer.“

Nach diesen kalt, höhnisch und langsam gesprochenen Worten, welche die Brust Anna's mit unsäglichem Schmerze erfüllten, verließ die Doktorin das Gemach und ließ die Unglückliche mit ihrem Kummer allein. Laut weinend sank sie auf das Ruhebett und verlor in einer heftigen Ohnmacht die Erinnerung an die erlebte Scene.

Wie lange sie so in vollständiger Bewußtlosigkeit gelegen haben mochte, war Anna nicht recht klar, denn als sie erwachte, war es Nacht und das Gemach durch das Licht einer kostbaren Lampe matt erleuchtet. Verwundert warf sie die Augen im Gemach umher, dann traten allmälig die Schreckensbilder dieses Hauses vor ihre Seele und riefen die Erinnerung in ihrer Brust wach. Sie überlegte, ob sie es noch einmal wagen sollte, durch die bekannte geheime Thür einen Fluchtversuch zu wagen, doch sie sah nach und nach die Fruchtlosigkeit dieses Gedankens ein und überließ sich einer finstern Träumerei, welche sie endlich so ermüdete, daß sie, nachdem das arme Mädchen vergeblich gegen den herandringenden Schlaf angekämpft, in einen unruhigen Schlummer sank.

Es mochte nicht weit von Mitternacht sein, als ein leises schwirrendes Geräusch durch das dunkle Gemach tönte, denn die Lampe war dem Erlöschen nahe. Das Wandgemälde bewegte sich und durch die geöffnete Thür machte sich eine matte Helle bemerkbar. In diesem gedämpften Lichtschein erschienen zwei leise auftretende, lauschende Gestalten. Die eine derselben war ein junges Mädchen, welches in ein phantastisches, die jugendlichen Formen mehr enthüllendes, als verbergendes Gewand, aus weißen, golddurchwirkten Seidenstoffen bestehend, gekleidet war. Um ihre Schläfe wand sich ein Kranz aus rothen Rosen, und darunter fielen die üppigen schwarzen Locken auf den entblößten, schneeigen Nacken. Die Gestalt neben ihr war die eines jungen Mannes von hinreißender Schönheit. Er war elegant gekleidet, aber seine Toilette in einem sehr derangirten Zustande. Seine Cravatte war gelöst, und sein schwarzgelocktes, prächtiges Haar hing verwirrt in das weinglühende, erregte Antlitz. Dieses und die wankende Haltung, die unsichere und gebrochene Stimme, die zusammengekniffe-

nen, verglasten Augen waren eben so viele Zeugen einer so eben unterbrochenen Orgie.

Anna lag wiederum in einem jener Halbschlummer, woraus sie sich nicht zu erheben vermochte, denn die Nervenabspannung war zu groß, jedoch vernahm sie ganz deutlich, was gesprochen wurde und sah beinahe Alles in dem Zwielicht, was vorging.

„Das Mädchen schläft," flüsterte die jugendliche Begleiterin des Mannes, indem sie einen forschenden Blick in das Gemach warf.

„Weißt Du es gewiß?" fragte derselbe mit lallender Stimme.

„Ganz gewiß," erwiderte das Mädchen. „Die Hausmutter hat durch den in Säure getränkten Docht der Lampe einen betäubenden Geruch in das Gemach geschafft, welcher das Nervensystem der Schläferin erschlafft hat."

„Nun, ich werde sie schon wieder zum Leben erwecken," sagte der junge, schöne Wüstling mit frivolem Lächeln. „Aber schaffe erst die Lampe aus dem Zimmer und bringe Licht herbei, denn ich will diese gepriesene Göttin der Schönheit beim flackernden Scheine der Kerze bewundern."

Die leichtfertige Dirne eilte davon, um den Wunsch des Gastes zu erfüllen. Dieser suchte inzwischen, mit den Händen tastend, sich dem Ruhebette, worauf Anna lag, zu nähern, und gelangte fast geräuschlos bis in die Nähe desselben. Er suchte eine ihrer weichen Hände zu erfassen und drückte die brennenden Lippen auf die beinahe erstorbenen der reizenden Schläferin.

Bei dieser entweihenden Berührung zuckte ein elektrischer Strom durch Anna's Körper und sie erwachte, vollkommen im Besitz ihrer Geisteskräfte.

In diesem Augenblicke erschien, einen silbernen Armleuchter tragend, die feile Dirne der Wollust auf der Thürschwelle.

Der Blick, den die jugendliche Verworfene mit Blitzesschnelle in das Gemach und auf den bezaubernd schönen jungen Mann gleiten ließ, hatte etwas wahrhaft Dämonisches, und der enthüllte, zarte Körper bebte in leidenschaftlicher Bewegung. Ihre Lippen zuckten, aber sprachen kein Wort. Die Zähne hatte sie fest geschlossen, den erweiterten Nasenflügeln entströmte glühendes Gas, und die großen, weit aufgerissenen Augen strahlten vom Weine mächtig erregt, im Feuer unreiner Begierde.

Der schöne Fremde stand mit zitternder Gestalt an dem Lager der engelschönen Anna. Die Augen quollen ihm aus ihren Höhlen, und Zunge und Gaumen wurden von dem glühenden Athem so getrocknet, daß dieser pfeifend und röchelnd wurde.

Entsetzt sprang Anna auf und starrte eine Weile sprachlos den Fremden und seine jugendliche Begleiterin mit wilden Blicken an. Dann drang ein gellender, durchdringender Angstschrei über ihre Lippen. Diesen Schrei beantwortete ein höhnisches Lachen, welches den Lippen der Priesterin der Wollust entströmte, und aus der Ferne ertönten, gleich einem Echo, ein scheußliches Jubelrufen und Gläserklirren.

Anna bedeckte ihr mit Schamröthe überzogenes Antlitz mit beiden Händen. Sie glaubte zu träumen — entsetzlich zu träumen.

Der junge Fremde war auf die Dirne zugeschritten und hatte ihr mit einem leisen Befehle den Armleuchter abgenommen. Hinter der noch einen letzten, schadenfrohen, zugleich aber auch neidischen Blick zurückwerfenden Dirne, schloß der jugendliche Mann die geheime Thür und kehrte alsdann langsamen und wankenden Schrittes nach dem Ruhebette zurück, worauf das arme Mädchen zitternd saß, und betrachtete das blasse, reizende Gesicht mit stieren Blicken. — Anna war keines Wortes und keiner Bewegung mächtig, wie erstarrt vor diesem stechenden, scheußlichen Schlangenblick des Fremden, in welchem sie den Sprecher aus den Gewölben der Gruft erkannte.

Als er aber dicht vor ihr stand, und sie mit frechem lüsternen Lächeln umfassen wollte, als sein heißer Hauch ihr Gesicht berührte, kehrte ihre entflohene Lebenskraft zurück, und mit einem entsetzlichen Schrei sprang sie hinter den großen, ovalen Tisch, welcher nicht weit von dem Ruhebette stand, diesen zwischen sich und ihren Angreifer gleichsam als Schutzmauer bringend. Dann schaute sie dem Frechen mit zornleuchtendem Antlitz fest in die Augen und rief nicht mit vor Angst sondern vor Entrüstung bebender Stimme:

„Zurück, Elender! Wage keinen Schritt weiter, oder diese Caraffe zerschmettert Dein schamloses Gehirn! Ich durchschaue die niederträchtige Machination dieses elenden Weibes, aber beim ewigen Gott, in dessen Schutz ich mich begebe, schwöre ich, daß es Ihnen nicht gelingen soll, Ihr schändliches Vorhaben weiter auszuführen!"

Ein wüstes, heiseres Gelächter war des Wüstlings Antwort. Dann suchte er seine Blicke wieder auf das Antlitz der schönen Anna zu richten, und sagte mit schwerer Zunge:

„Was mit Ihnen geschehen, reizende Spröde, geschieht ja alle Tage und ist etwas durchaus Gewöhnliches. Sie gefallen mir, und ich will Sie — selbst gegen Ihren Willen besitzen. In Ihrem Interesse hätten Sie einen besseren und mächtigeren Schutz anrufen sollen, als den, welchen Sie anriefen, denn dieser wird mich nicht

hindern, Sie binnen weniger Minuten mein zu nennen, und mögen Sie daher Thränen und Bitten füglich ersparen."

Die Ruhe dieses Mannes erfüllte Anna's Herz mit Schrecken. Er mußte seiner Sache wohl im höchsten Grade sicher, und keine Möglichkeit der Rettung für das bebende Mädchen vorhanden sein.

„Verzögern Sie daher nicht den süßen Augenblick unserer Vereinigung, schöne Spröde," begann der Wüstling mit eisiger Kälte wieder, indem er plötzlich auf Anna zusprang und diese, welche flüchtete, zu erhaschen suchte.

Doch geschickt benutzte sie jedes sich darbietende Möbel, um es zwischen sich und den Verfolger zu bringen. — Aber lange konnte diese unnatürliche Jagd nicht dauern. Mehrere Male war es dem leidenschaftlichen jungen Manne gelungen, die lautstöhnende Anna zu erfassen, und wenn es derselben auch immer wieder gelang, sich aus den umschlingenden Armen des Wüthenden loszumachen, so schwanden doch bei diesem ungleichen Kampfe ihre Kräfte, und sie sah den Augenblick mit Schrecken herannahen, wo sie den Gelüsten des durch die Hetzjagd immer mehr und mehr Erbitterten erliegen mußte.

Anna's Verzweiflung war auf's Höchste gestiegen. Hätte sie in diesem Augenblicke eine Waffe gehabt, sie hätte ihrem kummervollen Dasein ein Ende gemacht, um nur nicht lebend in des Elenden Hände zu fallen, aber auch dieser Rettungsweg blieb ihr verschlossen. In dem Momente, da sie abermals hinter einen Stuhl, der neben dem großen Wandgemälde stand, flüchten wollte, ergriff sie der Wollüstling mit voller Kraft beim Arme und zog die Erschöpfte mit Gewalt an seine Brust. Halb ohnmächtig und entsetzt durch die rohe Berührung suchte Anna mit krampfhafter Gewalt seinen Kopf, der sich gierig nach ihren Lippen drängte, zurückzustoßen und sich von den ihren Leib umklammernden Händen loszumachen. Letzteres gelang ihr auch, indem sie mit einem heftigen Stoße sein Haupt zurückschleuderte, so daß es dröhnend an die Wand schlug. —

Ein kreischender Fluch entfuhr seinen Lippen, und mit beiden Händen griff er nach der Schläfe, von welcher ein dicker, rother Blutstreifen niederquoll. — Hastig eilte die Geängstigte nach dem Wandgemälde, trat auf die verhängnißvolle Schraube und nach einer Sekunde zeigte sich ihrem Auge der bekannte Gang, welcher jetzt matt erleuchtet war. Noch ehe der Verwundete sich von seiner augenblicklichen Betäubung erholt hatte, stürzte Anna athemlos aus dem Gemache des drohenden Verderbens, zog die geheime Thür hinter sich heran und warf mit einer kräftigen Bewegung den Riegel in das

Schloß, dann eilte sie im schnellen Laufe den Gang entlang, in der Hoffnung, den Rettungsweg zu finden. — Niemand hielt sie auf, kein lebendes Wesen schien in diesem Theile des unheimlichen Hauses zu wohnen. Der dunkle Corridor schien endlos, plötzlich drang ein scharfer Lichtstrahl aus einer geöffneten Thür durch die Dunkelheit und beleuchtete den Gang. Vorsichtig und leise, mit angehaltenem Athem, schlich das geängstigte Mädchen an die Thür und warf einen verstohlenen Blick in das Gemach, aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr Anna schnell zurück und floh eiligst den Gang entlang, welcher kreisförmig gebaut schien und sie wieder an die Thür des entsetzlichen Gemaches geführt hatte, welche zu öffnen dem jungen Manne gelungen war. Ihr Angstgeschrei wurde von einem gellenden Wuthgebrüll des Wüstlings beantwortet, welcher sein Opfer erblickt hatte. Ohne recht zu wissen, wohin sie ihre Schritte wenden und was sie zu ihrer Rettung beginnen sollte, lief Anna mit Aufgebot aller ihrer Kräfte weiter, verfolgt von dem Wüthenden, welcher aber durch die hastige Bewegung den Blutverlust immer mehr beschleunigte und in seiner Verfolgung endlich nachließ, so daß er ganz zurückblieb.

In dem Augenblicke als das keuchende Mädchen erschöpft still stand und einen Blick nach ihrem Verfolger zurückwarf, bemerkte sie eine Thür, welche bisher ihrem spähenden Auge entgangen war. Hastig eilte sie auf dieselbe zu und legte zaghaft die Hand auf den Drücker — dieser gab geräuschlos nach, die Thür öffnete sich und Anna betrat ein Gemach, welches zwar erleuchtet, doch fast leer war. Wenige Stufen führten in einen schmalen, hellerleuchteten Gang, mit vielen Thüren hinauf, der in einen lichtstrahlenden, glänzenden Saal mündete, aus welchem Musik und betäubender Lärm erschollen.

Halb wahnsinnig vor Verzweiflung eilte Anna die Stufen hinauf und gelangte bis zu der weit geöffneten Thur des Saales, auf dessen Schwelle die junge Dirne stand, welche den angetrunkenen Wüstling in das Gemach des armen Mädchens geführt hatte. Ihre hochgerötheten Wangen und funkelnden Augen verriethen, daß sie inzwischen dem im Saale in Strömen fließenden Wein weidlich zugesprochen hatte. Augenblicklich erkannte Anna Heiduck in der halbentkleideten, jugendlichen Gestalt, in dem üppigen, glühenden und jede Zurückhaltung ihres Geschlechts bei Seite setzenden Mädchen, jene Dirne wieder. Erstaunt richtete diese ihre Blicke fragend auf Anna, welche sie hier zu sehen wahrlich nicht erwartet hatte.

Schon beabsichtigte das gehetzte Mädchen diese um Hülfe anzuflehen, doch ein Blick auf die schamlos Gekleidete, auf das im Sin-

nentaumel erregte Antlitz, ließ sie einen solchen Schritt nicht gerathen erscheinen. Die Dienerin im Tempel der Wollust schien übrigens Anna's Gedanken zu errathen, denn sie streckte ihre Hände drohend aus, gleichsam, als wollte sie das neue Opfer in ein weiteres Vorbringen verhindern. Doch mit einer kraftvollen Bewegung warf das halb rasende Mädchen die feile Dirne aus dem Wege und betrat geblendet von dem Glanze und dem Lichtmeer den mit dem größten Luxus ausgestatteten, prachtvollen Saal.

In diesem waren etwa vierzig Personen beiderlei Geschlechts und namentlich Männer jedes Alters anwesend. Es war augenscheinlich, daß die Männerwelt im Genusse des Weines des Guten zu viel gethan hatte. — Sie saßen oder lagen in den frivolsten und unbeschreiblichsten Stellungen auf einer Art von römischen Ruhebetten und hielten bildschöne, halbnackte Mädchen in ihren Armen. Die Meisten der Männer waren in jenem gesetzteren Alter, in welchem man gewöhnlich einen eigenen häuslichen Herd besitzt und man zu Gicht und Podraga gelangt ist. Die Bedienung bestand aus einer Schaar von jungen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Negermädchen, welche fast entblößt ihre Dienste verrichteten. Eine sanfte unsichtbare Musik rauschte in wollüstigen Tönen durch den Saal, wurde aber durch die lauten Gespräche und das Klirren der Gläser oftmals übertäubt. Mit den balsamischen Wohlgerüchen von prächtigen exotischen Blumen, welche überall im Saale angebracht waren, mischten sich die Düfte von den feinsten Cigarren, deren bläulicher Rauch über der Tafel sich kräuselte, welche mit den kostspieligsten Gerichten servirt, in der Mitte stand.

Als Anna flüchtigen Schrittes den Saal betrat, blieb sie einen Augenblick, überrascht von diesem seltsamen und ihr neuen Bilde, stehen und warf Blicke der tiefsten Entrüstung um sich. — Da hörte sie plötzlich die tobende Stimme ihres Verfolgers. Unfähig in ihrer traurigen Lage einen rettenden Entschluß zu fassen, und von keiner Seite Hülfe erblickend, wankte sie todesbleich in die Mitte des Saales und hielt sich an der einen Ecke der Tafel, um nicht zu Boden zu sinken, denn ihre Füße versagten ihr den Dienst.

Einige der Herren hatten ihr Erscheinen bemerkt. Eine allgemeine Bewegung entstand in der Gesellschaft. Man sah sich erstaunt über die wunderbare Schönheit und das ernste Wesen des an allen Gliedern bebenden Mädchens an. Mit einer gewissen Scheu näherten sich mehrere der jüngeren Männer, während neugierig einige der galanten Damen an Anna herantraten und sie als eine neue Ge-

fährtin im Reiche der Liebe und des Genusses vertraulich begrüßen wollten. — Die drängende Gefahr gab der Aermsten ihre Geistesgegenwart zurück. Mit stolzer Geberde wies sie die Bachantinnen zurück, während der Blick ihres Auges die kecke Männerwelt in gemessener Entfernung hielt. Festen Schrittes und starren Ernstes in ihren himmlischen Zügen trat Anna Heiduck — oder Gräfin Delambrowitsch, wie wir sie eigentlich nennen müßten, mehr in die Mitte des Saales, wandte sich an die beinahe sinnlos betrunkene Herrenwelt und sagte:

„Meine Herren! Wider meinen Willen bin ich störend in einen Kreis eingedrungen, dem ewig fern zu stehen mein innigster Wunsch wäre. Aber dennoch bin ich durch das Walten finsterer Mächte nun einmal hier und stehe Männern gegenüber, an deren Ehre und Mitleid zu appelliren ich für mein Recht und meine Pflicht erachte. — Hören Sie den Ruf der Unschuld, die Stimme der Ehre. Man hat auf niederträchtige Weise mich geraubt, die Meinigen grausam getödtet und mich wie es scheint in ein Haus gebracht, welches kein gesittetes Wesen betreten sollte. An Sie, meine Herren, wende ich mich in meiner Verzweiflung um Hülfe und Rettung. Sie werden den Gesetzen dieses freien Landes Geltung zu verschaffen suchen. Sie werden mich den Händen der schändlichen Gewalt entreißen, Sie werden mir die Freiheit wiedergeben, denn ich lege mein Schicksal in die Hände edler Amerikaner.“

Diese Worte, welche in einem solchen Sinne wohl noch niemals in diesem Hause des Lasters von den Lippen weiblicher Wesen gehört worden waren, schienen einen tiefen Eindruck auf die männliche Gesellschaft zu machen. Einige Secunden herrschte lautlose Stille, dann beugten sich mehrere Herren flüsternd zu einander, wahrscheinlich um ihre Meinung über die sonderbare und jedenfalls unerwartete Erscheinung auszutauschen. Ehe sich indessen aber eine Stimme für oder gegen die Person des bittenden Mädchens hatte erheben können, erschien der Verfolger auf der Schwelle des Saales, blutbefleckt, wuthschnaubend und vernichtende Blicke auf das vermeinte Opfer seiner viehischen Gelüste schleudernd, während die Hausmutter mit einem satanischen Lächeln auf den Lippen folgte.

Beide hatten die Worte Anna's mit angehört. Langsam trat das entartete Weib auf die neue Novize ihres lasterhaften Hauses zu und ließ einen Augenblick ihr stechendes Auge drohend auf dem bleichen Antlitz Anna's ruhen, welche diesem, gleichsam in Gift und Galle getauchten Blick, mit der Reinheit ihres Herzens und ihrer Seele in

muthiger und entschlossener Weise begegnete. — Unwillkürlich schlug dieses entmenschte Weib vor der Macht der Unschuld die funkelnden Augen nieder und wandte sich im halb scherzhaften Tone an die Gäste ihres der Sünde fröhnenden Hauses:

„Meine Herren, lassen Sie sich in Ihrer Fröhlichkeit durchaus nicht stören und zwar durch einen Zwischenfall, den hervorgerufen zu haben mir unendlich leid ist. — Es handelt sich einfach um ein Mißverständniß, welches Herr Newton, wie Sie sehen, mit seinem Blute bezahlen mußte. Diese Dame ist meiner Obhut aus wichtigen Gründen, welche hier näher zu erörtern weder der Ort noch die Zeit ist, anvertraut worden. Herr Newton, welcher der Dame in meinem Auftrage eine Mittheilung auf ihrem Zimmer machen sollte, wurde von derselben sehr unhöflich empfangen, indem sie seinen Besuch falsch auffaßte und ihm in einer unerklärlich reizbaren Stimmung eine Deutung unterschob, die er in der That gar nicht hatte. Sie suchte ihm zu entfliehen, und in der Hast, ihr zu folgen, stieß Herr Newton sich hart gegen eine Ecke der Thür. Das ist, meine Herren, die einfache Thatsache, worüber diese Dame so tiefe Entrüstung zeigt. — Wollen das Fräulein," fügte das Weib mit einem listigen Augenblinzeln gegen die Gäste hinzu, „die Sache vergessen und da Sie nun einmal hier sind, uns die Ehre erweisen, in unserer Mitte Platz zu nehmen, so erlaube ich mir, Sie hiermit freundlichst einzuladen."

Bei diesen Worten der Doktorin gab sich in dem reizenden Antlitz des jungen Mädchens die tiefste Verachtung kund. Als nun das Weib geendet, wandte sich Anna mit der Miene der offenbarsten Ueberlegenheit und mit dem Stolze der Unschuld und des Rechtes an die Gäste des Hauses der Freude.

„Ich lese aus Ihren Gesichtszügen, meine Herren, daß ich nicht nothwendig habe, dieses — — Weib hier der Lüge zu zeihen. Wenn Sie das Recht nur hören wollen, auf welcher Seite es ist, wissen Sie so gut wie ich selbst. Ich fordere deßhalb, daß man mich frei von hier gehen läßt, ich fordere . . . ."

„Mein Fräulein," unterbrach sie die Doktorin ungestüm, „ich muß Sie ersuchen, diese Komödie zu unterlassen und die Gäste meines Hauses nicht weiter mit Ihren Klageliedern zu langweilen. Entweder theilen Sie hier unsere Freuden, oder — — bemühen Sie sich in Ihre Gemächer zurück. Dieses Fräulein wird Sie dahin geleiten."

Die Doktorin zeigte nach diesen Worten auf die Dirne, welche den Fremden in Anna's Zimmer geführt hatte.

„Nimmermehr!" rief das geängstigte Mädchen, indem sie ihre

Hände abwehrend gegen die andringende Dirne ausstreckte. „Hier in der Mitte des Lasters will ich bleiben, um entweder meine Freiheit zu erlangen — oder zu sterben!“ Bei diesen in größter Aufregung gesprochenen Worten, hatte Anna mit einer schnellen Bewegung von der Tafel ein Messer ergriffen, welches sie mit wilder Geberde schwang. „In jedem Winkel dieses fürchterlichen Hauses lauert der Mord!“ fügte sie schaudernd hinzu, „und an den Händen dieses entarteten Weibes klebt . . . .“

Anna konnte den Satz nicht vollenden, denn mit der Wuth eines gereizten Tigers warf sich die Hausmutter auf das erhandelte Opfer ihres lichtscheuen Gewerbes.

„Warte infame Schlange!“ schrie das Höllenweib mit entsetzlicher Stimme, indem ihre Augen aus den Höhlen traten und ein weißer Gischt sich um den zusammengekniffenen Mund legte. „Ich will Dir die Lästerzunge aus dem Schlund reißen und Dich kennzeichnen in Deinem glatten Engelsgesicht, daß vor Entsetzen der Teufel Dich in der Hölle nicht haben mag!“

Kaum waren die letzten dieser fürchterlichen Worte in höchster leidenschaftlicher Erregung von dem Weibe gesprochen, und Anna von dem einem Ende des Saales vor den Angriffen desselben nach dem andern geflüchtet, als plötzlich wie durch einen Zauberschlag verschiedene Thüren sich öffneten, welche in den Saal mündeten, woraus eine Schaar Bacchantinnen im Gewande der Eva — und nur mit einem langen durchsichtigen Florschleier bekleidet, im wahnsinnigen Jubel hereinstürzten, und die Hausmutter von dem Opfer ihrer Wuth trennte. Eine wilde, rauschende Musik erklang von den Höhen des unsichtbaren Orchesters, während die wollüstigen Furien dieses Höllenhauses einen verführerischen Tanz aufführten, wobei sie in empörender Weise die schamlos entblößten Reize zur Schau dem funkelnden Männerauge stellten.

So ist das Weib, wenn es den letzten Blüthenhauch der Gottheit verloren und den Krallen des bösen Wesens unrettbar verfallen ist. — Wo existirt in der Schöpfung noch einmal das Wesen, welches wir mit diesen Engeln der Finsterniß vergleichen können? — Unter den Thieren des Waldes dürfte man es vergeblich suchen.

Anna schrie laut vor Scham und Entsetzen auf, bedeckte ihr bleiches Antlitz mit beiden Händen und ächzte dumpf und schwer aus der beengten Brust, denn ihr keusches Ohr hatte niemals ähnliche Worte gehört, welche von den Lippen dieser verlorenen Kinder der Hölle in einem

frivolen Gesange durch den Saal schwirrten, ihr reines Auge niemals solche unzüchtigen Bilder gesehen, welche dieses Haus verbarg.

Durch dieses Hinderniß noch mehr in ihrer blinden Wuth gereizt, schob die Doktorin einzelne Gruppen bei Seite und stürzte wiederum auf die erschreckt flüchtende Anna, welche nur noch einige Schritte zu machen im Stande war und dann bewußtlos zu Boden sank.

Ein wildes Triumphgeschrei von den Lippen der Mörderin übertönte den Gesang der Bacchantinnen und die rauschenden Töne der Musik. Mit teuflischem Grinsen warf sie sich auf das arme Mädchen, schlang die langen Flechten ihres kostbaren, schwarzen Haares um die mit Blut befleckte Faust und erhob ein scharfes, spitzes Messer, um es dem ihrer Rache verfallenen Opfer in den Schlund zu bohren. Da traf das Haupt der Wüthenden plötzlich ein heftiger Schlag, besinnungslos taumelte sie einige Schritte und stürzte dann leblos zu Boden, wobei sie den Körper der bedauernswerthen Anna an den Haaren mit sich zog. . . . .

. . . .

. . . .

Während sich nun in dem Hause der Sünde diese empörenden Scenen ereigneten, schlichen zwei dunkle, männliche Gestalten in der nächtlichen Stunde um dasselbe, offenbar um einen geheimen Eingang zu erspähen. Mehrere Male hatten sie vergeblich die Runde um das Gebäude gemacht, nirgends schien sich ein dem Zweck entsprechendes Fenster oder eine geheime Pforte ihren forschenden Augen zu zeigen, denn das Haus hatte in der That nur einen Eingang, die Fenster lagen hoch und waren durch starke Eisenstangen und Drathgitter wohl verwahrt.

„Verdammt!“ rief eine der Gestalten im unterdrückten Tone. „Es wird nichts weiter übrig bleiben, als mit Gewalt in dieses Höllengebäude zu dringen!“

Noch war das letzte dieser Worte nicht von den Lippen des Mannes entschwunden, als seine Aufmerksamkeit auf einen in die dunkle Straße einbiegenden Wagen gelenkt wurde, welcher in rasender Eile daher gebraust kam und vor dem Eingange still hielt.

Ein Diener sprang von dem Trittbrette, öffnete den Schlag und eine hohe, gebietende Gestalt stieg aus dem Innern des eleganten Wagens. Einige für die Lauscher unverständlichen Worte des Fremden an den Diener, schienen diesem Verhaltungsbefehle zu geben, denn dieser verbeugte sich ehrfurchtsvoll, während der Fremde auf die Schwelle des Thorweges trat, welcher sich augenblicklich öffnete und nachdem der Fremde eingetreten war, auch wieder geräuschlos schloß.

Ein Ausruf der Ueberraschung und der größten Verwunderung entflog den Lippen eines dieser geheimnißvollen Männer. Er schien offenbar die Person des Fremden erkannt zu haben.

Leise miteinander flüsternd, schlichen die Unbekannten zu einer Stelle der Straße, wo die Dunkelheit vorherrschend war, dort blieben sie stehen und besprachen unverkennbar einen Plan, welcher die Bewohner des Hauses betraf und den sie in Ausführung zu bringen gedachten. Endlich schienen sie miteinander einig zu sein, denn einer dieser Unbekannten drückte dem Gefährten warm die Hand und sagte mit herzgewinnender Stimme:

„Mag es denn so sein, wie Du sagst, nur vergieße bei Deinem Unternehmen kein Blut, welches einst als Ankläger gegen uns dienen könnte."

„Beruhige Dich nur," erwiderte dieser leise lachend, „meine Schlingen sind allerdings vortrefflich geeignet, einem das Lebenslicht in wenigen Minuten geräuschlos auszublasen, bei richtiger Handhabung aber ganz unschädlich. Verlasse Dich nur auf mich und folge vorsichtig meiner Spur. Die Sache wird in einigen Secunden abgethan sein. Nur frisch an's Werk!"

Nach diesen seltsamen Worten schlich der Fremde mit dem katzenartigen Wesen eines Indianers geräuschlos die in Dunkelheit gehüllten Häuser entlang, bis er den Wagen im Rücken hatte, dann wandte er sich plötzlich, zog eine dünne Schnur hervor und lenkte seine Schritte der Stelle zu, wo der Diener von der nächtlichen Stille gelangweilt, träumend und halbschläfrig stand.

Plötzlich tauchte aus der Dunkelheit, dicht neben dem Körper des Dieners die Gestalt des Fremden auf, ein Ton, wie das Schwirren einer Sehne, zitterte leise durch die Luft, der Fall eines Körpers wurde hörbar und gefesselt lag der Diener gleich darauf am Boden. Aufgeschreckt aus seinem Halbschlummer, blickte der Kutscher vom Bocke, theils neugierig, theils ängstlich über den Wagen hinweg, um die Ursache dieses unheimlichen Getöses zu erspähen. Da ertönte noch einmal das verhängnißvolle Schwirren und von seinem Sitze herabgerissen, lag der Kutscher in demselben Augenblicke in den Fesseln der seinen Hals zusammenschnürenden Schlinge des geheimnißvollen Fremden.

Ein langgedehnter, eigenthümlicher Klageton unterbrach das nächtliche Schweigen. Er hatte viel Aehnlichkeit mit dem Warnungsrufe der Jäger in Algier, welche diesen anwandten, wenn sie auf Vorposten standen und ihnen Gefahr drohte. Augenblicklich wurde dieser Ruf in

geringer Entfernung beantwortet, und gleich darauf tauchte die Gestalt des andern Fremden neben der seines seltsamen Gefährten auf.

„Vorwärts, Freund!“ rief der Mann mit der Schlinge seinem Gefährten zu, „der erste Act des nächtlichen Dramas ist vorüber, jetzt kommt der zweite. Komm und hilf mir die Söldlinge beseitigen, mit Tagesanbruch wird sie schon eine mildthätige Hand aus ihren Fesseln befreien.“

Wenige Minuten genügten, um die Opfer der geheimnißvollen Männer an die Seite zu schaffen und kaum war eine Viertelstunde vergangen, so athmete wieder die frühere nächtliche Ruhe in der dunklen Straße und nicht die geringste Spur verrieth die unheimliche That. Der Kutscher saß wieder auf seinem Bocke schlaftrunken, während der Diener anscheinend in Träumereien versunken, an dem Kutschenschlag stand.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als plötzlich rauhe Töne des heftigsten Wortwechsels aus dem Hause der thierischen Lust auf die Straße drangen und den Diener aus seiner Lethargie weckten. Selbst der Kutscher fuhr horchend von seinem Sitze empor und bedeutete mit einer verständlichen Geberde seinem Collegen an, das Oeffnen der Hausthür zu versuchen.

Mit Gedankenschnelle stürzte der vermeinte Diener gegen die verhängnißvolle Thür, betrat hastig die mit einem verborgenen Mechanismus versehene Schwelle, worauf sich das dunkle Thor öffnete und den Einblick in den matterleuchten Hausflur gewährte.

Der Fremde stand, in einem seiner Arme eine leblose, weibliche Gestalt haltend, umgeben von einem Chor halbbekleideter Kinder der Sünde, dicht an der Thür, welche von innen zu öffnen er vergeblich bemüht gewesen war. Der drohende Lauf eines Revolvers starrte im Zwielichte den rasenden Furien entgegen, die offenbar gewillt waren, ihre vermeinte Beute nicht gutwillig fahren zu lassen, denn es widerstrebte ihren Gefühlen zu sehen, daß eine nach ihrer Meinung vom Schicksale bestimmte Leidensgenossin dem gesitteten Leben wiedergegeben werden sollte. Doch die Furcht einflößende hohe Gestalt des Fremden mit seinen unheimlich blitzenden Augen und die drohende Todeswaffe, hielten die von Wein und Genüssen aller Art erregten Dirnen, von weitern Angriffen zurück.

„Iwan!“ herrschte der Fremde dem zur Unterstützung herbeieilenden Diener entgegen, „nimm diesen Revolver und halte mir die Furien vom Halse!“

Augenblicklich gehorchte derselbe, indem er einen innigen Blick auf die leblose Anna warf, dann die Schußwaffe ergriff und den Rück-

zug des Fremden deckte. Hastig eilte dieser mit seiner süßen Bürde nach dem Wagen, gefolgt von dem Schritt vor Schritt zurückweichenden Diener.

Der Fremde legte das bewußtlose Mädchen auf die weichen Polster des Wagens, und setzte sich neben sie. Der Diener schloß den Schlag, sprang hinten auf das Trittbrett und dahin brauste durch die Dunkelheit die von stolzen Pferden gezogene Carosse des Grafen von Delambrowitsch.

XI.

Die geheimen Fäden der Diplomatie.

In der Gegend des großen Congreß-Palastes zu Washington, welcher sein Haupt über die übrigen Gebäude stolz emporhebt, und sehr weit von dem bevölkerten Stadttheile, in welchen der Handel seine hungrigen Diener hineinpreßt, dehnt sich ein großer und regelmäßig angelegter Park aus. Die Gebäude, welche diesen umgeben, sind den stolzesten Palästen von Paris unbestritten an die Seite zu stellen. Man wagt kaum dort zu wohnen, wenn man nicht über ein fürstliches Vermögen zu gebieten hat. Dort nehmen die Fremden von Distinction ihre Quartiere, wenn sie mit der Unionsregierung der Vereinigten Staaten zu verkehren haben.

Der Marquis Posa bewohnte von allen diesen Palästen den größesten, den glänzendsten und herrlichsten. Der Luxus seiner vielen Prunkgemächer war bereits sprichwörtlich geworden und der amerikanische Geldadel, so eitel, so leidenschaftlich für den Glanz und das Renommée eingenommen, mußte vor dieser orientalischen Pracht, die ein Fremder zur Schau stellte, ergrimmt sein Haupt beugen.

Es war etwa neun Uhr Abends, kein Licht strahlte in den großen Sälen des stolzen Palastes. Die Eingangsthür, an deren Schwelle gewöhnlich zwei Diener in glänzender Livrée standen, war geschlossen. Der Herr Marquis war für den Besucher nicht zu Hause.

In einem der nach dem Park hinaus gelegenen Zimmer, welches sanft von einer kostbaren Lampe erleuchtet wurde, saß der Marquis vor einem mächtigen Büreau, welches mit unzähligen Papieren bedeckt war, deren Ordnung und Aufschriften die methodische Pünktlichkeit eines ordnungsliebenden, geschäftlich gebildeten Geistes verriethen. Hinter

der imposanten Gestalt des Marquis erhoben sich elegant gearbeitete Bücherschränke, deren Fächer hauptsächlich mit Werken wissenschaftlicher Richtung angefüllt waren, und von denen die Mehrzahl über Physik und Chemie handelten. Es befanden sich darunter auch viele seltene Bücher über Alchymie und kostbare Manuscripte in orientalischen Sprachen. Der Umstand, daß sich in dieser werthvollen Bibliothek nichts von der stürmischen, politischen Literatur des Tages vorfand, schien dem Uneingeweihten anzudeuten, daß der Marquis ein Mann sei, der fern vom Kampfe und den Stürmen des in heißer Wuth entbrannten Bürgerkrieges ruhig seinen Studien lebte. Dieser Vermuthung widersprachen jedoch gewisse auf dem Büreau und in den geöffneten, geheimen Fächern liegende Papiere, welche mit verschiedenen Aufschriften „Rapporte aus London", „Berichte aus Algier", „Mittheilungen aus Richmond", „Zuschriften aus Deutschland" versehen waren.

Der Marquis schien eifrig eingegangene Depeschen vom Kriegsschauplatze zu lesen und sie am Rande mit Notizen zu versehen. Er war bleich und schien offenbar vor Müdigkeit ganz hinfällig zu sein. Seine erloschenen Augen hatten einen matten bläulichen Hof, welcher eine anstrengende Thätigkeit verrieth.

An einem der Fenster war ein noch junger Knabe von etwa sechs oder sieben Jahren eifrig seit einiger Zeit lautlos mit Etwas beschäftigt, was endlich die Aufmerksamkeit des in seinen Arbeiten einhaltenden Marquis zu erregen schien, denn dieser stand, nachdem er die Bewegungen des Knaben einige Augenblicke mit stummer Neugierde beobachtet hatte, geräuschlos von seinem Sessel auf, näherte sich dem Kinde und schaute ihm, ohne von diesem bemerkt zu werden, über die Schulter.

In einer Spalte des Holzgetäfels am Fenster hatte eine große Kreuzspinne ihr Gewebe entfaltet. Der Knabe hatte so eben eine zweite Spinne entdeckt und sie mit den Händen in das feine Netz der erstern gesetzt. Mit funkelnden Blicken lauerte er nun auf das Begebniß dieser Operation. Die fremde Spinne stand wie bezaubert, ohne sich zu rühren, in der Mitte des Gewebes. Die rechtmäßige Eigenthümerin verhielt sich ebenfalls still, aber ein scharfes Ohr würde einen schwachen summenden Ton vernommen haben, der unverkennbar keine gastfreundlichen Absichten gegen den Eindringling andeutete. Plötzlich schien das fremde Insekt aus seiner Erstarrung zu erwachen; es ließ Unruhe blicken und wandte sich, um die Flucht zu ergreifen. Die große Spinne kam hervorgeschossen — der Knabe lachte vergnügt vor sich hin. Die bleichen Lippen des Marquis kräuselten sich zu einem hämischen Lächeln, und er schlich leise nach seinem Sessel zurück.

Hier lehnte er das Gesicht auf die rechte Hand und fuhr fort das Kind mit gespannten Blicken zu betrachten.

Der Knabe hätte einem Künstler einen passenden Gegenstand zur Darstellung des schönen, blühenden Kindesalters geben können. Sein rabenschwarzes Haar, fiel in dichten Locken über Hals und Schultern herab. Seine Züge waren, im Profil gesehen, kalt und herrisch, während die Gesundheit auf seinen dunkelgefärbten Wangen glühte. Sein Wuchs, so schlank derselbe auch war, versprach Kraft und Behendigkeit. Das Antlitz mit seinen dunkeln, glühenden Augen, sowie die Farbe der Haut, ließen errathen, daß ein heißeres Land als Amerika, die Scholle seiner Geburt war. Eine seltsame, fast unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kaiser der Franzosen, Napoleon III., wurde bemerkbar, sobald man die Züge des Knaben genauer betrachtete.

„Ben Ellinor,“ sagte der Marquis in französischer Sprache zu dem Kinde, welches sich hastig nach ihm wandte. „Hat die große Spinne die kleine gefressen?“

„Nein,“ sagte der Knabe leicht unter der dunklen Farbe seiner Haut erröthend. „Die kleine Spinne ist Herr über die große geworden.“

Der Ton und die erhöhte Gesichtsfarbe des Kindes schien seinen Worten Bedeutung zu geben, wenigstens dachte dies der Marquis, denn es flog ein leichtes Zürnen über seine hohe gedankenvolle Stirn.

„Mit den Spinnen ist es also anders, als mit den Menschen,“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Bei uns werden die Kleinen nicht Herren der Großen. — Doch begieb Dich jetzt zur Ruhe, Ellinor,“ fügte der Marquis kalt hinzu. „Die Stunde ist für Dich gekommen.“

Der Knabe machte eine unentschlossene Miene, als ob er nicht Lust hätte zu gehorchen, aber ein finsterer, schrecklicher Ausdruck zog sich langsam auf dem edelgeformten Antlitze des Marquis zusammen. Das Kind erblaßte als es dies bemerkte und schlich zitternd aus dem Gemache.

In diesem Augenblicke ließ sich ein seltsames Pochen vernehmen. Der Marquis erhob sich nachlässig von seinem Sessel, drückte gegen einen Metallknopf und eine geheime Tapetenthür öffnete sich zwischen zweien der Bücherschränke.

Ein Mann von hohem Wuchse, dessen Gesicht zum großen Theil durch das Pelzwerk eines weiten Mantels verdeckt war, trat ein.

„Wie befinden sich Euer Durchlaucht,“ fragte der Marquis, nachdem er den Gruß des Fremden leicht erwidert hatte.

„Den Umständen nach gut,“ antwortete der Ankömmling, indem

er sich seines Mantels entledigte und dann in vornehmer Haltung auf einer Ottomane Platz nahm. „Marquis," begann er wieder mit finsterer Miene. „Dieser Kampf zieht sich in die Länge und mein Herr, der Kaiser, wird ungeduldig."

„Das ist eine fatale Sache," versetzte der Marquis ironisch.

Der Fremde, Fürst Demidoff Wolkonski, Gesandter des Kaisers Alexander von Rußland bei den Vereinigten Staaten Amerikas, machte eine Geberde des Unwillens und sagte im stolzen Tone:

„Sie scheinen die Unzufriedenheit meines Allergnädigsten Herrn und Kaisers auf eine sehr gleichgültige Weise zu betrachten, mein Herr Marquis!"

„Es ist in der That eine betrübende Sache, Durchlaucht," wiederholte der Marquis ruhig. „Ich kann dem immer größere Dimensionen annehmenden Kampf der beiden Gewalten Amerikas keinen Hemmschuh in den Weg legen und pflege gewöhnlich alle unglücklichen Ereignisse so zu charakterisiren, daß man sie deutlich begreift, namentlich, wenn diesen auszuweichen nicht in meiner Macht steht."

„Bei Sanct Paul!" rief der Gesandte heftig. „Sie sprechen sehr leichtfertig, mein Herr Marquis! — Thun Sie nicht gerade, als ob es eine von den Widerwärtigkeiten wäre, die einem alle Tage passiren können. Wie die Sachen jetzt stehen, ist der Ausgang des Kampfes für Nord-Amerika sehr mißlich und wenn Seine Kaiserliche Majestät gegen einen ihrer Agenten darüber in Zorn geräth, so muß dieser zittern und sich demüthigen."

„Ich verstehe aber nicht zu zittern, mein Fürst," antwortete der Marquis, ohne den Ton der Stimme zu erhöhen, „und habe zu viel Stolz, um mich demüthigen zu können. Erlauben Sie mir, Durchlaucht, übrigens einen Ausdruck zu berichtigen, der Ihnen ohne Zweifel nur im Eifer entschlüpft ist. Sie hatten die Güte, mich unter die Zahl der Agenten Seiner Kaiserlichen Majestät zu stellen . . ."

„Und was sind Sie denn besser, Herr Marquis, wenn ich fragen darf?" unterbrach ihn der Fürst zornig.

„Durchlaucht, zur Beantwortung dieser Frage müßte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, ich habe aber keine Lust dies zu thun, und Sie wahrscheinlich keine Muße, sie anzuhören. — Ich werde mich also begnügen, Ihnen zu sagen, was ich nicht bin — nämlich der Agent Ihres Kaisers, mein Fürst!"

„Meiner Treu', mein Herr," sagte der Gesandte mit vor Zorn bebender Stimme, „daß ist wahrlich eine seltsame Verwegenheit, auf

die ich nicht gefaßt sein konnte! — Nachdem ich ungeheure Summen in Ihre Hände niedergelegt habe . . ."

„Wofür ich Euerer Durchlaucht aufrichtig danke," entgegnete Marquis Posa spöttisch. „Dieselben sind meinen Plänen und Zwecken sehr zu Statten gekommen."

„Wofür ich aber dem Herrn Marquis nicht danke!" schrie der Fürst wüthend. „Ich habe mich durch lügnerische Versprechungen, durch elende Behauptungen fangen und hintergehen lassen, ich . . ."

„Nicht ein Wort weiter, Fürst Wolkonski!" donnerte plötzlich die gewaltige Stimme des Marquis, indem er den mächtigen Blick seines glühenden Auges, vor dem der Stolz des kaiserlichen Gesandten wie durch Zauber sich legte, auf diesen heftete.

„Verzeihung, Durchlaucht, daß ich Sie unterbrach," fuhr der Marquis nach einer Sekunde in seinem gewöhnlichen Tone fort. „Sie waren aber im Begriff, einige von den Worten auszusprechen, welche eine positive Rüge fordern. Vergessen wir diesen unangenehmen Vorfall und lassen Sie uns ruhig weiter verhandeln, denn ich befinde mich in der Lage, die Beihülfe Seiner Kaiserlichen Majestät nicht entbehren zu können. Trennen Sie, mein Fürst, überhaupt nicht ein Verhältniß, welches uns gegenseitig vortheilhaft ist."

„Immer besser!" murmelte der Gesandte mürrisch. „Wie es scheint, werden wir fortan von Macht zu Macht mit einander verhandeln, nämlich Sie, mein großer Marquis, für Ihre geheimen — mir aber unbekannten Pläne und ich für den Kaiser, meinen Herrn. Das ist wirklich zum Lachen und in der Diplomatie noch nicht dagewesen!"

„Und doch ist es nicht anders, mein Herr Gesandter!" erwiderte Posa mit einer stolzen Geberde. „In Ihrer geheimen Instruktion finden Sie übrigens einen Punkt, welcher die Wahrheit meiner Worte bestätigt."

„Woher wissen Sie das, mein geheimnißvoller Marquis?" sagte der Fürst betroffen.

„Dies wollen wir vorläufig noch unerörtert lassen, Durchlaucht," versetzte der Marquis lächelnd, „gestatten Sie mir aber bemerken zu dürfen, daß die Summen, von denen Sie so viel Wesens machen, nicht den Betrag erreichen, welchen mir zu übergeben Sie von Seiner Kaiserlichen Majestät beauftragt waren."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" fragte der Gesandte erbleichend.

„Daß Sie noch mein Schuldner im Betrage von dreimalhunderttausend Rubel sind, Durchlaucht.“

Der Fürst öffnete den Mund und sah den — wie es schien — allwissenden Marquis mit weit aufgerissenen Augen erschreckt an.

„Dreimalhunderttausend Rubel,“ wiederholte Posa im ruhigen Tone, indem er sich an der Verlegenheit des Gesandten zu vergnügen schien. „Ich hoffe,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß Euer Durchlaucht so höflich sein werden, mich nicht Lügen strafen zu wollen.“

„Nein, nein, Herr Marquis — auf mein Wort!“ rief der Fürst stotternd. „Seine Majestät hat mich in der That beauftragt — es ist eine unglaubliche Sache. — Seien Sie überzeugt, daß meine Absichten dabei... aber beim Himmel, Marquis, haben Sie denn einen Gesandten in Petersburg?“

„Wie es scheint, ja, mein Fürst,“ sagte der Marquis spöttisch, „Sie werden jetzt wohl einsehen, daß wir von Macht zu Macht mit einander zu verhandeln haben, nämlich Euer Durchlaucht mit mir — mein Gesandter mit Ihrem Kaiser.“

„Es ist der Teufel in eigner Person,“ flüsterte der Fürst verwirrt vor sich hin. „In jedem Falle, Herr Marquis,“ fügte er höflich hinzu, „habe ich Ihnen mein Unrecht einzugestehen, ich weiß zwar, daß der Kaiser, mein erhabener Herr, Ihr hohes Verdienst sehr hoch schätzt, aber mir war es bisher unbekannt . . .“

„Lassen wir das, Durchlaucht,“ unterbrach ihn der Marquis trocken.

„Was die dreimalhunderttausend Rubel anbetrifft . . .“

„Lassen wir auch diese bei Seite, mein Fürst,“ unterbrach ihn Posa wiederum. „Ich wünsche, damit Euer Durchlaucht ein für alle Mal in Beziehung auf mich eine feste Ansicht gewinnen, daß Sie erfahren, Rußlands Gold bildet nur einen sehr geringen Theil meiner Hülfsquellen, und wenn Sie, mein Fürst, für den Dienst Ihres Kaisers einiger Vorschüsse bedürfen, zwei oder drei Millionen Rubel — oder selbst noch mehr, daß diese jederzeit zu Ihrer Verfügung stehen.“

Der Gesandte blieb einige Sekunden hindurch in einem erstaunten und verlegenen Schweigen. Er betrachtete den Marquis verstohlen, als ob er plötzlich das Geheimniß dieses räthselhaften Mannes hätte errathen wollen, der nur einen Zipfel von dem Schleier, der seine Stellung verbarg, aufgehoben hatte, und sich ihm in einem so seltsamen Lichte dadurch zeigte.

„Ist es mir erlaubt, nur eine Frage an Sie zu richten, Herr Marquis?“ fragte der Fürst endlich.

„Gewöhnlich fragen Euer Durchlaucht, ohne sich danach zu er-

kundigen, ob es mir angenehm ist," entgegnete der Marquis lächelnd. „Doch ich bitte, fragen Sie nur, mein Fürst."

Der Gesandte Rußlands erröthete und zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

„Kennt Sie der Kaiser persönlich, Herr Marquis?"

„Ja, Durchlaucht," antwortete Posa, ohne darauf sichtlichen Werth zu legen.

„Ah!" rief der Fürst noch mehr verwirrt.

„Kaiser Alexander von Rußland," fuhr der Marquis fort, „hat mir die Gnade erzeigt, gewisse Pläne zur Wohlfahrt seines unermeßlichen Reiches, welche damals in meinem Kopfe nur noch unbestimmte Projekte waren, anzuhören und wie ich später wahrnahm, auch in Ausführung zu bringen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, ist einer von meinen Plänen gewesen. Ich wurde sehr oft in nächtlicher Stunde zu Ihrem Kaiser befohlen, und der heranbrechende junge Tag machte unsern Gesprächen erst ein Ende."

„In der That, Herr Marquis," sagte der stolze Höfling, indem er eine immer höflichere Haltung annahm."

„Ja, sehr häufig, mein Fürst," wiederholte der unbegreifliche Mann, welcher von seinen Erinnerungen hingerissen schien. „Einmal, nach einer langen, geistvollen Unterhaltung, wo ich mich dem ganzen Enthusiasmus meiner glühenden Politik hingegeben hatte, ergriff Seine Majestät der Kaiser aller Reußen meine Hand, drückte sie mit inniger Bewunderung und heftete das Kreuz des Sanct Georg=Ordens auf meine Brust, welches Sie da sehen."

Der Marquis zeigte bei diesen Worten auf einen eleganten Frack, welcher an einem Riegel hing und wo das goldene, mit Brillanten garnirte Kreuz, zwischen dem Großkreuz der Ehrenlegion, den Insignien des preußischen rothen Adlerordens erster Klasse und dem Maria=Theresia=Orden von Oesterreich strahlte.

Der kaiserliche Gesandte, Fürst Demidoff Wolkonski, wußte in der That nicht, ob er wache oder träume, eine solche geheimnißvolle Persönlichkeit war ihm in seiner diplomatischen Carriere noch niemals begegnet, und er bewegte sich nur noch in einer hofmäßigen Haltung.

„Verzeihung, Fürst," sagte plötzlich der Marquis ernst. „Wir sind ganz abgekommen von dem Beweggrunde Ihres hohen Besuches. Sie sind gekommen, um eine Erklärung von mir zu fordern."

„Eine Erklärung von Ihnen, Herr Marquis? — Gott bewahre mich davor!" rief der Fürst sichtlich erschreckt.

„Euer Durchlaucht haben ein diplomatisches Gedächtniß," sagte

der Marquis lächelnd. „Es ist noch keine Viertelstunde her, daß Sie mir, als dem Agenten Ihres Kaisers Rechenschaft abforderten...“

„Mögen Sie mich nicht weiter beschämen, Herr Marquis!“ rief der Fürst unterwürfig. „Seine Majestät der Kaiser hatte nicht die Gnade, mir zu sagen, welchem Manne ich die ausgezeichnete Ehre haben würde, die Fonds zu übergeben. Endlich glaubte ich.. “

Der Fürst stockte.

„Was glaubten Sie, mein Fürst?“ fragte Posa freundlich lächelnd.

„Können Sie sich, Herr Marquis, nicht mit meinen aufrichtigen und respektvollen Entschuldigungen begnügen?“ sagte der Gesandte mit einer Unterwürfigkeit, unter der bereits Grimm und Besorgniß verborgen waren.

„Sie glaubten, mein Fürst,“ begann der Marquis trocken, „mit einem von jenen listigen Abenteurern zu thun zu haben, welche auf die geheimen Leidenschaften der gekrönten Häupter spekuliren und durch Lügen, Intriguen und Manöver aller Art dahin gelangen, den Fürsten einige Subventionen zu entlocken — welche groß oder erbärmlich sind, je nachdem sie, wie ich, unsterblichen Namen und Orden auf der Brust tragen. Sie glaubten, um so zu sagen, sich etwas zu vergeben, indem Sie sich mit mir auf eine Unterredung einließen, welche.,.“

„O, Herr Marquis, hören Sie auf!“ rief der hochmüthige Fürst beinahe zerknirscht vor Scham.

„Aber was Ihre üble Laune noch auf die Spitze trieb, Durchlaucht,“ fuhr der Marquis unbekümmert fort, „war der Umstand, daß der winzige Marquis, den großen Fürsten Demidoff Wolkonski, Gesandten Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, nicht demüthig ersucht hat, ihm die Unterstützung seiner hohen Einsicht zu gewähren, daß er, weit entfernt davon, die große Ungeschicklichkeit beging, seine Pläne und Projecte für sich zu behalten. Aber, wenn ich sagen muß, mein Leben ist mehr in Anspruch genommen, als das anderer Männer, weil die Vergnügungen der Welt und diese Stunden gezwungenen Müßigganges, welche die Mode auferlegt, für mich eine enge und ernsthafte Verpflichtung sind. Wenn ich genöthigt wäre, mein Herz allen Denen zu öffnen, welche das Recht zu haben vermeinen, mich zu befragen, würde es sehr schlecht mit meinen Plänen bestellt sein.“

„Herr Marquis,“ sagte der Fürst, kaum mehr wissend, was er vor Verlegenheit erwidern sollte, „ich weiß sehr wohl, daß ich keine Eigenschaften besitze, welche mir das Vertrauen Euerer Gnaden verschaffen könnten. Ich bekenne es mit Offenheit, daß das Geheimnißvolle Ihres Benehmens mich bisher sehr stark gestört hat. Als Re=

präsentant des Kaisers Alexander, meines allergnädigsten Herrn, wußte ich allerdings, daß Sie eine Mission von hoher, welterschütternder Wichtigkeit in Händen hatten, deren Zweck ich aber nur bis zu einem gewissen Punkte errathen konnte. Die ungeheure Summen, welche ich in Ihre Hände, Herr Marquis, im Auftrage meines allerhöchsten Gebieters zu legen die Ehre hatte, machten es wohl sehr natürlich, daß ich ...."

„Daß Sie, Durchlaucht, nach dem Verbleib fragten," unterbrach ihn der Marquis lebhaft. „Ganz natürlich! — Sie konnten nicht anders denken, als daß die Gelder Ihres Kaisers dazu dienten, den fast königlichen Luxus zu unterhalten, der mich umgiebt."

„Das habe ich niemals gesagt, Herr Marquis!" rief der Fürst abwehrend.

„Sie haben es aber gedacht, Durchlaucht," erwiderte Posa ernst. „Doch brechen wir von diesem unerquicklichen Thema ab. Sie sind zu mir gekommen, um mich auf eine Weise zu befragen, wie es etwa ein Oberer gegen seinen Untergebenen hätte thun können. Ich habe die Richtigkeit unserer betreffenden Stellungen wieder herstellen müssen und die Bahn etwas verlängert, damit Sie sich in Zukunft nicht einfallen ließen, es zu vergessen. Jetzt, Durchlaucht, wenn es Ihnen gefällig ist, mich anzuhören, werde ich die Ehre haben, Ihnen einen wichtigen Vorschlag mitzutheilen."

Der Fürst verbeugte sich artig und verbarg seinen Groll hinter einem frostigen Lächeln.

„Ich habe Sie um einen wichtigen Dienst zu bitten, Durchlaucht," begann der Marquis wieder.

Der in seinem Stolze empfindlich verletzte Gesandte richtete einen Augenblick seine grauen Augen verwundert auf den Marquis, und ließ sie dann wieder hinter den dichten Augenbrauen verschwinden. Sein finsteres Gesicht heiterte sich plötzlich wieder auf, denn seit zwanzig Minuten hielt ihn der grausame Marquis fortwährend auf der Folter, und voll Freude gewährte er jetzt die Möglichkeit einer kleinen Rache. Welcher Natur also auch die Bitte des Peinigers sein mochte, der Gesandte war im Voraus entschlossen — sie abzuschlagen. Deßhalb antwortete er ohne Zaudern: „Herr Marquis, ich stehe ganz zu Ihren Befehlen!"

Das geheimnißvolle Oberhaupt der Geweihten des Todes warf einen forschenden Blick auf die Gesichtszüge des Gesandten, wandte sich dann zu seinem Bureau, öffnete eine verborgene Schublade und

nahm aus einer Ledermappe ein Papier, welches er dem Fürsten überreichte.

Der Gesandte nahm dasselbe mit fragenden Blicken, entfaltete es schweigend und begann die in französischer Sprache geschriebenen Worte zu lesen. Der Marquis nahm sich nicht die Mühe, die Physiognomie des Fürsten zu beobachten, und die Wirkung zu verfolgen, welche die Schrift auf diesen hervorbringen würde.

Und doch waren die Mienen des Gesandten in diesem Augenblicke wohl werth, beachtet zu werden. Je weiter er in seiner Lectüre fortschritt, je mehr senkten sich seine Augenbrauen, während seine Stirn sich faltend, wie der Gürtelring eines Reptils, die Wurzeln seines Hauptharres fast mit den buschigen Augenbrauen zusammenschob. — Von Zeit zu Zeit schoß ein schneller Blick auf das Gesicht des räthselhaften Marquis, gleichsam den Commentar zu dem anvertrauten Papiere dort suchen zu wollen. Der Geheimnißvolle blieb aber scheinbar gleichgültig und nahm keine Notiz von dem Fürsten.

Zu Ende der Lectüre gekommen, ließ der Gesandte Rußlands einen Ausruf des Erstaunens, der Ueberraschung und des Entsetzens vernehmen.

„Das ist der geheime Plan des Kaisers!“ murmelte er leise vor sich hin. „Der Plan, die Macht der Unionsregierung Amerika's zu schwächen, die Gewalt der Regierung der Conföderirten Staaten zu vernichten. Frankreich und England zu immer größeren Verpflichtungen gegen den Süden zu drängen und endlich den Norden zu einem Vernichtungskampfe gegen seine Feinde zu unterstützen, wodurch mein Herr und Kaiser im Falle des Sieges das verlorene Uebergewicht in Europa wieder gewinnt und so das Testament Peter des Großen erfüllt.“

„Und ich rechne auf Sie, Durchlaucht, die begonnene Ausführung erfolgreich beenden zu können,“ sagte der Marquis freundlich, welcher die Worte des Fürsten wohl gehört hatte. „Der Süden tritt bereits mit gewaltigen Mitteln in den Kampf, welche durch meine Agenten geschickt und ohne zu ahnen, woher sie kommen, in seine Hände gelangt sind. Jefferson Davis glaubt unzweifelhaft, diese Hülfsquellen fließen von England und Frankreich ihm zu. Ich rechne also ganz besonders auf Sie Durchlaucht.“

„Auf mich?“ rief der Fürst in einem Tone, der keine Voraussetzung billigt, zu nichts verpflichtet und die Möglichkeit frei läßt, je nach Umständen ja oder nein zu sagen.

„Auf Sie, und auf Sie nur allein, Durchlaucht!" wiederholte Marquis Posa im bestimmten Tone.

Der Gesandte machte eine eben so zweifelhafte Verneigung als es die vorhergehende Antwort war.

„Nur auf Sie," fuhr der Marquis fort, „weil Ihre bewährte Gewandtheit Ihnen im diplomatischen Corps eine wichtige Stellung gegeben hat, welche durch den Rang der Macht, die Sie repräsentiren, noch gehoben und unterstützt wird."

„Aber, Herr Marquis, es gebe doch wohl noch Andere . . ."

„Das denke ich nicht, Durchlaucht," unterbrach ihn der Marquis ernst.

„Der Gesandte Oesterreichs," sagte der Fürst ausweichend.

„Ist vielleicht eben so einflußreich, als Sie, Durchlaucht, das will ich nicht in Abrede stellen," versetzte der Marquis, „aber ich besitze kein Mittel, auf ihn einzuwirken, da sein Hof augenblicklich außerhalb meiner persönlichen diplomatischen Beziehungen liegt."

„Das ist sehr schlimm, Herr Marquis," erwiderte der Gesandte und sein Gesicht nahm einen kalten, abstoßenden Ausdrnck an.

Der Marquis nahm von diesen Worten keine Notiz, er schien über Etwas nachzusinnen und der Fürst fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Welche Bewunderung mir auch Ihr seltenes Talent einflößen mag, und wie groß auch die Sympathie ist, die ich natürlich für einen Plan empfinden muß, dessen Ausführung, ich gestehe es, der Politik des Kaisers, im höchsten Grade dienlich sein muß, so würde ich doch genöthigt sein, wenn Euer Gnaden es mir gestatten wollen, mich möglichst fern zu halten, damit . . ."

„So verweigern Sie mir also Ihren Beistand, Durchlaucht?" unterbrach ihn der Marquis finster.

„Sie sehen mich in der aufrichtigsten Betrübniß, Herr Marquis," antwortete der Gesandte heuchlerisch. „Die Ausführung Ihres Planes in Beziehung auf Frankreich und England — ich darf wohl sagen — würde allerdings ein Streich sein, welcher diese beiden übermüthigen Staaten auf das Furchtbarste in's Herz träfe, denn der Kaiser hat Sebastopol nicht vergessen und wartet auf die passende Gelegenheit Revanche an Frankreich und England zu nehmen, aber mein allergnädigster Gebieter, darf sich nicht compromittiren. Ist die Sache einmal im Gange, ist der Süden Amerika's gedemüthigt und der Krieg vom Norden England oder Frankreich erklärt, dann wird mein

erhabener Herr mit seiner Hülfe nicht zurückbleiben, bis dahin aber muß es bei den Subventionen verbleiben."

Der Fürst verbeugte sich, grüßte, und ging der geheimen Thür zu.

„Euer Durchlaucht sind sehr vorsichtig," sagte der Marquis stolz, ohne sich den Anschein zu geben, als wollte er ihn zurückhalten, „und ich werde mich genöthigt sehen, zum Kaiser, Ihrem Herrn, meine Zuflucht zu nehmen."

„Ganz nach Belieben, Herr Marquis, vorläufig . . ."

„Wie viel Zeit glauben Sie, Herr Gesandter, daß ich bedarf, um einen schriftlichen Befehl von Sr. Kaiserlichen Majestät für Sie einzuholen?" unterbrach ihn Posa nachlässig. Dies sagend, öffnete er noch einmal die Ledermappe.

Der Fürst machte eine Bewegung der Besorgniß und sagte stotternd:

„Wie viel Zeit? . . ich denke . . .

„Es bedarf nur einer Minute, mein Fürst," fuhr der Marquis ihn höhnisch unterbrechend fort, indem er jetzt seinen stolzen und glänzenden Blick auf den Fürsten Demidoff Wolkonski warf, der wie durch Zaubermacht gebannt an der Thüre stehen blieb.

„Geruhen Euer Durchlaucht näher zu treten und zu lesen, diesmal wird es sich um keine übertriebene Vorsicht handeln."

Bei diesen seltsamen Worten zog der Marquis ein breites Couvert, das mit dem Privatsiegel des Kaisers Alexander versehen war, aus der Mappe hervor und reichte es dem Gesandten hin. — Dieser hatte nicht sobald das wohlbekannte Siegel seines Kaisers wahrgenommen, als er schnell von der Thür zurückkehrte und das Couvert hastig ergriff. Er brach das Siegel, nahm ein Papier aus dem Couvert uud entfaltete es. — Das Papier war weiß, aber der Fürst wußte, was damit zu thun sei. Sein Widerstreben schwand immer mehr und mehr. Er ging nach dem Kamin und hielt das Papier in die Nähe der Flamme. Nach einer halben Minute erschienen auf dem feinen weißen Papier Schriftzüge von grünlicher Farbe. Es waren nichts weiter als zwei Reihen Chiffreschrift und ein Name darunter. Der kaiserliche Gesandte nahm nun seinerseits aus seinem Portefeuille ein Papier, das, schon zerknittert, von einem langen Gebrauch zeugte, und breitete dasselbe auf einem Tische am Kamin neben dem kaiserlichen Handschreiben aus. Das zerknitterte Papier war ein Chiffreschlüssel. Der Fürst Demidoff Wolkonski las nun Folgendes:

„Unser Wille und Befehl ist, daß Sr. Durchlaucht Fürst Demidoff Wolkonski den Instructionen Gehör gebe und

genau befolge, welche ihm Se. Gnaden, der Herr Marquis Posa wird ertheilen können. Alexander II."

Der Gesandte wandte den kaiserlichen Befehl erstaunt und verlegen hin und her; er verglich ihn auf's Sorgfältigste mit dem Chiffreschlüssel und gab ihn endlich mit einer Verbeugung dem Marquis zurück, indem er sagte:

„Herr Marquis, das ist genügend, Sie sind mehr als Sie scheinen. — Gebieten Sie über mich nach Gefallen."

Eine lange und ernsthafte Conferenz über die Verhältnisse Amerika's und die geheime Convention, welche zwischen den Conföderirten Staaten und England und Frankreich abgeschlossen war, fand nun zwischen dem Marquis und dem sehr höflich gewordenen Gesandten statt. Der Letztere gab in allen Punkten nach und verpflichtete sich auf's Feierlichste, die verschiedenen, in Washington residirenden Gesandten der fremden Höfe im Sinne des Marquis dahin zu bearbeiten, daß die von der Regierung der Conföderirten Staaten ausgegebenen Werthpapiere an allen europäischen Börsen Eingang finden möchten, ohne aber die Regierung Jefferson Davis' als eine kriegführende Macht anzuerkennen, so war es der Wille Seiner Majestät des Kaisers.

„Durchlaucht," sagte der Marquis am Schlusse, „Ihre Bemühungen werden Ihnen leicht werden. Diese Willkür, welche wir brechen wollen, drohet von Paris und London aus, das Gleichgewicht Europa's zu erschüttern und das moralische Recht zu vernichten, das Ansehen des kaiserlichen Willens, dessen Ausdruck Sie sind, mein Fürst, wird allein hinreichend sein, die Wage schwankend zu machen, denn jeder der Gesandten, mit welchem Sie sprechen werden, so wie jeder ihrer erhabenen Gebieter sind durch eine geheimnißvolle Macht — die ich Ihnen nicht näher bezeichnen kann — angegangen worden, die gewaltige Machtentfaltung der Conföderirten Staaten nach Kräften zu unterstützen, um den unvermeidlichen Ruin fühlbarer und dauernd zu machen. Die Großmächte Europa's werden den Dingen Amerika's freien Lauf lassen, ohne zum Schutze des moralischen Rechtes zu interveniren. Sie werden die Unthaten Frankreichs und Englands stillschweigend belächeln, um diese immer sicherer in ihren finstern Plänen zu machen. — Ich werde schon Abraham Lincoln die Wage zu halten bemüht sein. Hunderttausend deutsche und europäische kräftige Hände, sind ihm auf geheimnißvolle Weise zur Ergänzung seiner, durch den bisher geführten erbitterten Kampf gelichteten Armeen zugeführt worden, und es sind ihm die Mittel an die Hand gegeben, den erschöpften Staats-



Hier in der Mitte des Lasters will ich bleiben, um entweder meine Freiheit zu erlangen — oder zu sterben. (S. 368.)



Hier in der Mitte des Saales will ich bleiben, um entweder meine Freiheit zu erlangen — oder zu sterben. (S. 368.)

schatz wieder zu füllen. Niemand ahnt, daß der Zündfaden zu dem Verderben des meineidigen Kaisers von Frankreich und seines habsüchtigen Verbündeten von hier aus gelegt wird. Aber der stolze Kirchenfürst, Cardinal-Minister Antonelli mit seinem ganzen Clerus witterte das Herannahen der Gefahr, da meine unsichtbaren Agenten den Boden vom fernsten Indien bis zur Schwelle der höchsten Civilisation für unsere Zwecke zu bearbeiten bemüht sind. Der Bannstrahl, den Pius IX. auf das Haupt sämmtlicher Freimaurer-Orden der Welt geschleudert, zeugt von ohnmächtiger Angst. — Und nun noch ein Wort an Sie, mein Fürst: Sie werden fortan begreifen, hoffe ich, warum ich meine ganze Zeit — dem Anscheine nach, mit dem leichtfertigen Zeitvertreibe oder den Studien der dunklen Wissenschaft der Chemie und Alchymie hinbringe, aus dem Sie mir so häufig ein Verbrechen machen. Sie begreifen, warum ich dem Rausche der Vergnügungen fröhne und mich mit einem orientalischen Luxus umgeben habe, warum ich ganz Washington mit dem Gerüchte von meinen vielen Liebesabenteuern beschäftige, welche häufig die wichtigsten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze verdunkeln. Es geschieht, weil das forschende Auge in mir das Gegentheil von dem erblicken soll, was ich bin, oder, um mich besser auszudrücken: Amerika soll mich nur von einer meiner Seiten vorläufig kennen lernen, und glauben, daß ich blos der eleganteste und galanteste Mann — mit dem Feuerauge, wie die Damenwelt mich nennt — bin. Hinter dieser Maske, Durchlaucht, versteckt man seine eigentlichen Absichten am Besten."

Nach einem, wie es schien, herzlichen Abschiede, entfernte sich der, durch die erlebten seltsamen Scenen in seinem Kopfe ganz verwirrt gemachte Gesandte, unbemerkt von einem andern menschlichen Wesen wie er gekommen war, durch die geheime Thür und verschwand, dicht in seinem Mantel gehüllt, aus dem Hause, des wie es den Anschein hatte — allmächtigen Zauberers.

Allein geblieben, sank der Marquis erschöpft auf die Ottomane nieder. Es war inzwischen Mitternacht geworden. Gewöhnlich benutzte der Marquis einen Theil der Nacht dazu, die Zeit wieder einzuholen, welche ihm das Weltleben raubte; aber an diesem Abend war die Erschöpfung stärker, als sein Wille, denn während er seinen rastlosen Gedanken nachhing, neigte sich sein Haupt auf die weichen Kissen der Ottomane, das von der Damenwelt so schwärmerisch bewunderte Feuerauge schloß sich, und er schlief sanft ein. Sein Schlaf war bewegt und unruhig. Als die kostbare Uhr auf der Consul des Marmorkamins die zweite Morgenstunde in lauten Schlägen verkündete,

erwachte er plötzlich und sein erstauntes Auge starrte in die freundlich lächelnden Mienen seines Zöglings August Graf, welcher in Gemeinschaft einer jungen, blendend schönen Dame und eines Mannes in derangirter Matrosentracht auf einem Divan saß.

XII.

Kampf und Sieg der schlechten Sache.

Gegen Ende des Jahres 1862 hatten die kriegerischen Verhältnisse in Nordamerika in unbegreiflicher Weise das Ansehen gewonnen, als ob der Sieg der Conföderirten Staaten nicht mehr zweifelhaft sei, denn trotz der bedeutenden Ueberlegenheit an Mannschaften und der reichen Hülfsmittel, hatte der Norden während eines anderthalbjährigen Kampfes nicht blos keine Fortschritte in der Niederwerfung seiner Gegner gemacht, sondern auch nicht einmal verhindern können, daß die siegreichen Heere des Südens von Monat zu Monat größere Erfolge errangen. Es schien, als habe eine geheimnißvolle Macht ihre mächtige Hand mit im Spiele.

Die Regierung der Südstaaten unterstützte auch die Anstrengungen ihrer Generäle mit einer Energie und einer Entschlossenheit, welche alle ihre späteren Schritte und Maßregeln charakterisirte und ihre Heerführer befähigte, mit 300,000 Mann den 600,000 Truppen Abraham Lincolns lange Zeit hindurch überall Schach zu bieten.

Es war im März 1862, als nach langer Winterrast die Potomac-Armee der Nordstaaten den Befehl erhielt, die bei Manassas Junction in Virginien, nur wenige Meilen südlich, stehende feindliche Armee anzugreifen. Ein Ordonnanz-Offizier hatte die Ordre gebracht, daß der Oberbefehlshaber, General Grant, Heerschau über die Truppen halten werde.

Mit dem Frühsten saß daher das Reiterregiment, in welches August Graf und Conrad Heiduck auf den Rath des Marquis Posa als Freiwillige eingetreten waren, auf, und rückte in die Front vor.

In einer langen Linie aufgestellt, krönten die Regimenter den Saum der Hügel, die das vor ihnen ausgebreitete Schlachtfeld begrenzten. Es lag eine traurige Wüste vor ihnen da, doch war man zu fern, um das tausendfache einzelne Elend darauf zu erkennen. Das

Heer selbst gewährte nur einen düstern Anblick. Die Truppen hatten sich um ihre Fahnen gesammelt; doch sahen sie nicht siegesstolz, nicht freudig aus. Ihre Uniformen waren schwarz von Pulverdampf und Staub, zerrissen von Kugeln und Säbelhieben. Die stark gelichteten Reihen der Regimenter waren vor etwa vier Wochen durch Neger und frische Mannschaften ergänzt worden.

„Dieser Kampf kann nicht für die gute Sache glücklich enden," sagte August Graf zu dem neben ihm haltenden Freund. „Der Obergeneral ist verblendet. Er berücksichtigt zu sehr das ungeheure Terrain des Kriegsschauplatzes und zersplittert die Kräfte der Union in einer Weise, welche unsere Vernichtung unvermeidlich herbeiführen muß.

„Wie so daß?" fragte Conrad, welcher kein großer Strategiker war.

„Von dem ganzen großen Gebiet der Vereinigten Staaten ist zwar nur der mittlere, südlichere und östlichere Theil vom Kriege berührt," erwiderte der junge Arzt. „Nämlich die nördliche Seite von New-York bis an die nordwestliche Ecke des Staates Jowa umfaßt einen Flächenraum von über 300 Meilen. Von da bis nach der Mündung des Rio Grande an der östlichen Seite liegt ebenfalls ein Terrain von circa 300 Meilen, während die Südseite bis zur Spitze von Florida 350 Meilen in sich schließt. Dieser Flächenraum, welcher dreimal so groß ist, als die deutschen Bundesstaaten, wird von verschiedenen Armeen der Unionsregierung besetzt, welche von dem Rebellen-Heer einzeln, theils durch Kampf, theils durch List und Schurkerei aufgerieben werden. Der Obergeneral hofft bis nach Richmond vorzudringen, um dort Jefferson Davis den Frieden vorzuschreiben. Und selbst wenn es ihm gelingt, in den Sitz der Regierung des Präsidenten einzudringen, bedenkt er nicht, daß er dann erst an der Schwelle der riesigen Fluren der Südstaaten steht, daß jenseit erst der Herd des Fanatismus anfängt und während die Bewohner Gut und Blut daransetzen, den ungebetenen Feind mit allen Waffen der Finsterniß zu vernichten, uns auch noch das gelbe Fieber und die mangelhafte Verpflegung gänzlich aufzureiben drohen. Jeder menschlichen Kraft ist eine Grenze gesetzt. Abraham Lincoln glaubte in wenigen Wochen mit den Sklavenstaaten fertig zu werden, aber er hat seine Kräfte überschätzt, sein Maß verkannt. Er muß erliegen unter der Riesenwucht seines Unternehmens, das, rückwärts rollend, auf ihn selbst herabstürzt, wenn nicht ein Wunder geschieht. — Blickt man nun zurück auf die Gefilde der Verheerung und fragt sich, was hat es genutzt, daß diese Tausende und abermal Tausende von Opfern bluten mußten, so fehlt die Antwort, und nur die Hoffnung auf den Sieg hält den Muth der Armeen noch aufrecht.

Welch ein entsetzliches Bild menschlichen Elendes lieferte uns nicht die dreitägige Schlacht, welche um den Besitz des wichtigen Fort Donelson am Cumberland geschlagen wurde. Nicht die Todten beklage ich; sie haben ihr edles Ziel erreicht. In der Schlacht zu fallen ist das Loos, ist der Ruhm des Kriegers. Aber wie viele Tausende lagen auf der Folterbank namenloser Qualen. Diese rauhen, regnichten Nächte durchschütteln uns mit Frost, wenn wir in unsern Mänteln am Feuer ruhen. Und jene Unglücklichen dort? Mit zerschmetterten Gebeinen, mit zerrissenen Leibern lagen sie dem rauhen Nachtwinde preisgegeben, ihre Wunden bluteten, Frost und Fieber schüttelten ihre Glieder; angstvoll zählten sie die trägen Minuten der Nacht, bis ihrem grausigem Elende Hülfe ward, oder sie unter dem Messer der südstaatlichen Vandalen — den Raben des Schlachtfeldes — jämmerlich verbluteten. Sie gedachten der süßen Heimath, der Eltern, deren zärtliche Sorge sie waren, bis daß die eiserne Hand des Krieges sie aus der Mitte ihrer Lieben mit grausamer Härte riß. Dem Vater schwebte das Bild seines einzigen Kindes, dem Gatten die Gestalt des liebenden Weibes, dem Jüngling seine weinende Braut vor Augen. Doch aus allen den Gedanken der Liebe, die ihnen in die Ferne auf das blutige Schlachtfeld folgen, bildet sich keine schützende, helfende Engelsgestalt, um den Verzweifelnden zu trösten. Unter starren Leichen gebettet, umgeben von Denen, die in dem Kampfe des Todes sich und ihren Schöpfer verfluchen, lagen sie in gräßlicher Einsamkeit oder in furchtbarer Gemeinschaft, und jede kommende Minute schüttete einen Strom des Grausens und des Jammers über sie aus. Wer die Schlacht gesehen hat, kennt nur das lächelnde Antlitz des Krieges. Sieht das Auge aber morgen das Schlachtfeld, so schreckt es voll Entsetzen zurück vor der grinsenden Larve des scheußlichen Gespenstes."

Aufmerksam hatte Conrad die Worte seines Freundes mitangehört und nur dann und dann sich eine Bemerkung erlaubt. Da ertönte plötzlich ein weithinschallender Kanonenschuß, welcher die Ankunft des Obergenerals mit seinem Stabe verkündete. Umgeben von einer zahlreichen Suite, in welcher man die Generäle Buell, Fremont, Hallek, Pope, Mc. Clellan und Mc. Dowell, viele europäische Stabsoffiziere und die Söhne des Herzogs von Orleans bemerkte, ritt General Grant ernsten Antlitzes an den Reihen hinunter. Er grüßte zwar freundlich die Waffengefährten, lobte ihre Tapferkeit und ermunterte in kurzen, gemessenen Worten die neueingetretene Mannschaft zum Nacheifer. Wohl erhoben die Offiziere den Ruf: „Es lebe

der Obergeneral!" und die Krieger stimmten ein. Doch es war nur eine Pflicht des Dienstes und des Herzens, kein freier Drang desselben.

Nach der Besichtigung der Truppen wandte der Oberstcommandirende sein Roß, ließ die Regimenter in Zügen vorbeimarschiren und ritt dann mit seinem ansehnlichen Stabe die nach Manassas Junction führende Heerstraße voraus.

Der zahlreiche Artillerie-Park mit seinen Munitionswagen stand wohlgeordnet, während die Mannschaften beschäftigt waren, hülfreiche Hand beim Abbrechen der Winterbaracken zu leisten.

In dem Gewühle ganz unbemerkt geblieben, hatte sich bei Ankunft des Obergenerals ein Mann aus der wirren Masse der Arbeiter gedrängt, dessen Züge bleich und verstört waren. Er verschwand zwischen den vielen Munitionswagen und tauchte nach einer Weile in der Gegend wieder auf, wo der Potomac eine Krümmung machte. Sein düsteres Auge überflog den Fluß in hastiger Weise, gleichsam als suche oder erwarte er Jemand. Nur von Zeit zu Zeit wandte er den Blick auf die emsig arbeitenden Gestalten. Eine düstere Gluth blitzte durch sein schwarzes Auge, sein Blick flog, als wollte er sich dieses Bild für immer einprägen, über die Munitionscolonne hin, während ein dämonisches Lächeln um seine aufgeworfenen Lippen zuckte, die er öfters krampfhaft zusammenzog. Seine dunkle Gesichtsfarbe leuchtete in einem unheimlichen Glanze. Dieses Mienenspiel währte nur wenige Secunden, dann wandte er seine Schritte weiter dem Ufer zu. Schon hatte er dieses beinahe erreicht, als er plötzlich stehen blieb, und die Gestalt eines bejahrten Mannes auf sich zukommen ließ, welcher mit banger Erwartung in die Züge des dunkelfarbigen jungen Mannes blickte.

„Das goldene Banner sei gesegnet!" rief der ältliche Mann, während er die rechte Hand auf's Herz legte.

„In den Staub mit dem Sternenbanner!" entgegnete der Mulatte, denn ein solcher war der junge Mann unzweifelhaft.

Nach dieser seltsamen Begrüßung reichten sich die beiden Männer die Hand und bestiegen eine mäßige Anhöhe, welche ihnen eine Fernsicht über das weite Terrain des Landes und des Flusses gewährte. Auf dem Gipfel des Hügels angelangt, zog der Mulatte eine Uhr hervor und zeigte sie dem Fremden.

„Wie viel Minuten noch, Oldar?" fragte der Andere.

„Nur noch sechs Minuten, Master Bourquet," antwortete der Gefragte, welcher die Uhr in seiner Hand behielt.

Eine Weile schwiegen beide und starrten mit dem Ausdrucke gräß-

lichen Erwartens nach dem Lager hinüber, als sollte dort etwas Fürchterliches geschehen.

Der Zeiger wies eben die sechste Minute über elf.

Ruhig lag die Gegend rings umher.

Ein weißer Wasservogel zog über den Potomac im warmen Strahle der Frühlingssonne durch die schweigenden Lüfte.

Unruhig hatte Bourquet bald sein Auge fragend auf den jungen Mann, bald auf die in weiter Ferne das Lager abbrechenden Gestalten geworfen. Seine Geduld schien zu Ende. Mit hastiger Geberde packte er den Mulatten bei der Brust und rief mit funkelnden Augen:

„Schurke, Du hast uns betrogen! Sechs Minuten sind . . . .“

Er konnte nicht vollenden, denn in diesem Augenblicke geschah etwas Entsetzliches.

Ein Blitz, der momentan das Sonnenlicht erblassen ließ, schlug aus der Munitionscolonne und dem Barackenlager zum Himmel empor, — doch nicht ein zackiger Blitz, wie ihn die grauenhaften Wolken auf die Erde werfen, sondern eine schreckliche Flamme, welche die höllischen Wesen der Unterwelt emporgeschleudert zu haben schienen, — und zwei oder drei donnernde Schläge erschütterten die Erde in einer Weise, als müsse das Fundament in Trümmer gehen; prasselnd krachte es fort in den zitternden Lüften, als rissen die Bänder, die den Erdball zusammenhalten, auseinander.

Die mit über zweihundert Centner Geschützmunition beladenen Wagen waren durch ruchlose Hand in die Luft gesprengt worden.

Eine dichte, braune Rauchwolke lagerte sich über den Fluß, der bis in sein Innerstes erschüttert, schäumende Wellen warf und tobend und brausend an die Ufer schlug.

Der Rauch verzog sich, auf dem Strome schwammen einzelne Trümmer der zerschmetterten Wagen — und schwarze Gestalten lagen herum, die, mit gräßlichem Schmerzensrufe um Hülfe flehend, die verbrannten Gliedmaßen emporstreckten.

Diese schreckliche Scene brauchte weniger Zeit zu ihrer Entwicklung, als wir zur Beschreibung nöthig hatten, denn es war das Werk von einigen Secunden gewesen.

„Gerade vorüber!“ ergänzte der Mulatte mit teuflischer Bosheit den Satz, welchen Bourquet nicht vollendet hatte.

„Verzeihe,“ rief der uns in seinem düstern Walten bekannte Pflanzer aus Louisiana, „daß ich einen Augenblick an Deiner Treue gezweifelt! — Du hast Deine Aufgabe meisterhaft gelöst. — Im Namen Desjenigen, der uns Beide gesandt, sage ich Dir den wärmsten

Dank und überreiche Dir hiermit ein Offizierspatent, welches Du so sehnlichst gewünscht hast. — Ich eile zurück zu ihm, um zu berichten, wie sicher er auf Oldar, den Mulatten rechnen darf. — Nie werden wir vergessen, wie sehr Du unserer Sache gedient! Lebe wohl! — und gedenke Deiner zweiten Aufgabe!"

Nach diesen Worten stieg der fanatische Pflanzer eiligst den Hügel hinab, begab sich an das Ufer des Potomac und bestieg ein dort befindliches kleines Küstenfahrzeug, welches in wenigen Minuten aus dem Gesichtskreise verschwunden war.

Den finstern Blick zur Erde gesenkt, mit gekreuzten Armen, stand der Mulatte noch eine Zeitlang auf dem Hügel, indem er die letzten Worte des Pflanzers mehrmals wiederholte.

„Wie sehr Du unserer Sache gedient!" Dann fügte er im wilden Tone hinzu: „Ja wohl habe ich Euch gedient, — mehr aber meiner Sache!"

Hierauf wandte er seine Schritte den Hügel hinab und schlich der Brandstätte mit seinem grausigen Elende zu.

Bald sah sich der schreckliche Vernichter so vieler Menschenleben in einem dichten Gedränge, denn Infanteriecolonnen kamen im Sturmschritt herangeeilt, weil sie befehligt waren, dem Brande der unzähligen Baracken Einhalt zu thun und möglichst zu retten, was an Kriegsbedarf aus dem rauchenden Krater noch zu gewinnen war.

„Platz! Platz!" schrien die Offiziere der Train- und Bagagecolonnen, welche dem immer mehr um sich greifenden Feuer zu entrinnen versuchten, und doch nur Schritt vor Schritt vorrücken konnten, weil die Artillerie mit ihren Geschützen die Straße versperrte, während die Cavallerie herangebraust kam, um auf Befehl des General Grant, die Proviantcolonne zu decken. Indessen wuchsen durch das Fliegen der Funken die Flammen immer mehr; der Rauch wälzte sich, ein Gemisch glühender und schwarzer Wolken hoch über die Waldungen, welche auf beiden Seiten der Heerstraße lagen und verdüsterte den Himmel mit seinem freundlichen Tageslichte. Nur die glühenden Balken und die brennenden Baracken beleuchteten im blutrothen Widerschein zeitweilig die düstere See. Der Sturm, durch das Flammenmeer vom Wasser hergelockt, warf sich heulend, mit grimmiger Lust auf die wogende Fluth, riß sie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Asche vor sich hin, die in einem dichten Regen herabströmten.

Das entsetzliche Ereigniß stellte sich mit riesenhafter Majestät vor den Menschen in seiner Ohnmacht hin. Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Brust gingen unter in dem eiskalten

Anhauch eines starren Grausens, das mitten aus dem Gluthmeer hervorbrach und sich in das Herz, auch des Kühnsten ergoß. Was die Gewalt des Pulvers nicht vernichtete, das thaten die Tausende und abermal Tausende von gefüllten Geschossen, welche in der Luft zerplatzten und auf den Erdboden herabfielen, wo sie in grausiger Lust Alles zerrissen oder in Brand steckten, was in ihren Wegen lag.

Das Getöse war so entsetzlich, daß es schien, als sei die Stunde des Weltgerichts angebrochen, denn die Erde war an allen Stellen geborsten und dampfte wie die Tiefen des Vesuv's. Das flammende Verhängniß drohte die ganze Armee — welche von aller Munition entblößt war — zu vernichten, denn der heranrückende Feind hatte gewiß durch seine Spione von dem gräßlichen Ereignisse Kunde erhalten. Nicht Wälle, nicht Mauern von Erz konnten dem Verderben mehr Einhalt thun. Wem das Loos gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stromes mit seinen platzenden Bomben und Granaten und rissen ihn brausend fort in das Meer der Vernichtung und begruben ihn in Nacht, Staub und Asche.

Von allen Seiten brachen die Colonnen der Infanterie, Cavallerie und Artillerie aus und zogen, wo es Terrain nur irgend gestattete, über die Felder und Wege hin, um den gebahnten Weg für das Fuhrwesen, den eigentlichen Nerv eines Heeres frei zu machen und dennoch stopfte sich der ungeheure Troß, denn keine der einzelnen Colonnen wollte der andern zu ihrem Fortkommen behülflich sein.

Da kam der Befehl, „die Cavallerie sollte absitzen, und die Pferde vor die Geschütze spannen."

Es war eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl ging durch alle Regimenter, da die Wege über die Felder immer unpassirbarer wurden. Mit einem stummen Grauen zogen die Schaaren der bestürzten Krieger dahin. Das feste Band schien in wenigen Minuten in ein starres, pfadloses, unbegrenztes Meer verwandelt. Aeußerst langsam rückte die schwere unbewegliche Masse vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, sondern Pferde und Menschen ermüdeten gleich in dem weichen, schlammigen Boden. Nach wenigen Stunden trat schon die äußerste Erschöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löste sich auf, je nachdem die Leute mit geschwächten Kräften zurückblieben, oder sich einen besseren Pfad aufsuchten.

Nach einem mühseligen Tagemarsche erreichte das Heer endlich wieder die feste Heerstraße, aber Viele waren von Hunger und Strapazen erschöpft, zurück geblieben, denn selbst der festeste Wille vermochte nicht immer die versagenden Kräfte des Körpers zu ersetzen. Man

schlug nahe an einem Gehölze für die hereinbrechende Nacht so gut es ging ein Lager auf. In diesem Augenblicke ritt ein höherer Offizier an August Graf, welcher neben seinem Pferde stand, heran und fragte mit leutseligem Wesen:

„Nun, Doktor, wie steht's, haben wir durch das fürchterliche Unglück viel Leute verloren?"

„Leider ja, mein General," antwortete der junge Mann seufzend. „Das ganze Lager ist ein Lazareth. Ueber sechstausend Verwundete und unzählige Todte liegen auf dem harten Erdboden, fast entblößt von dem Nothwendigsten. Sie werden wohl liegen bleiben müssen, denn die bevorstehende Schlacht fordert gebieterisch alle wehrbaren Mannschaften. Mir schaudert, wenn ich an den grausigen Anblick denke. Ihre Wunden sind mit Werg oberflächlich verbunden, zumeist schon brandig und fressen am Knochen."

„Entsetzlich!" rief der General und wandte sein Pferd, um die Thräne zu verbergen, welche sich über die gebräunte Wange in den Schnurrbart schlich.

Offiziere und Mannschaften lagerten sich in dicht geschlossenen Reihen um die erwärmende Flamme des sich weitausdehnenden Wachtfeuers, denn an diesem furchtbaren Tage hatte aller Rangunterschied aufgehört. Die Menschenliebe trotzte dem rauhen Winde und trug ihr heiliges Leben in die Erstarrung rings umher. Da hallten plötzlich durch die stille Nacht ferne harmonische Klänge, wie Töne einer mächtigen Aeolsharfe: es war die feierliche Melodie einer Hymne von einem Männerchor gesungen. Die fromme Sitte, welche in des Aermsten Bretterhütte, wie in des Reichsten Steinhaus in Amerika's Colonien stets beobachtet wird, galt auch im Bivouac, denn von dorther schallten die harmonischen Töne. Die letzte Strophe des feierlichen Liedes erstarb endlich im rauhen Nachtwinde, und das Schweigen der Nacht senkte sich auf die Augen der müden Krieger, nur dann und wann unterbrochen von dem Anrufen der zahlreichen Wachen und dem Wiehern der Pferde, von denen einige Tausende grasten. . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Der nächste Morgen war einer derjenigen, wie sie in ihrer Schönheit nur der heißen Zone eigen sind. Kein Laut, außer dem leisen Gezwitscher einzelner Vögel, unterbrach die tiefe Stille; keine Wolke trübte das leuchtende Blau des Himmels, der Osten glühte wie schmelzendes Gold und einzelne Lichtstrahlen von mattem Purpur schossen

weit in das Firmament hinauf, denn noch war die Sonne nicht über den Horizont gestiegen. Im Flußthale weilte noch ein graues Morgenlicht; träge Nebel hoben sich von der breiten, stillen Fläche des weißglänzenden Potomac-Stromes und eine kühle Luft wehte vom Thale herauf.

Im Lager der Unirten herrschte noch Grabesstille, nur dann und wann unterbrochen von dem Anrufen der Wachen und Patrouillen.

Am jenseitigen felsigen Ufer des Potomac hielten so eben zwei Neger von athletischem Körperbau ihre dampfenden Rosse an. Sie trugen, gleich den Truppen der Negerregimenter des Südens, kurze Jacken, Lederhosen, Mocassins und breite Sombreros. Ein Jeder von ihnen war mit einer langen Büchse bewaffnet.

„Manol," sagte der Eine von ihnen, „laß uns hier die Pferde absatteln, die Avantgarde kann vor Mittag nicht eintreffen."

Der Gefährte stimmte bei. Sie zogen die Sättel von den Rücken der rauchenden Pferde, wanden den Riemen der Halfter kurz um das Vorderbein derselben und ließen sie grasen.

Die beiden Neger hüllten sich dichter in ihre Mäntel, legten sich auf den Erdboden und schauten stumm auf das glänzende Farbenspiel, das immer leuchtender Erde und Himmel überfluthete. Da plötzlich erschien die Sonne über dem Horizont und beleuchtete ein Thal von wildromantischer Schönheit. Aus den Fluthen des Potomac tauchten in bunter Reihe, Inseln voll stattlicher Bäume und bunter Gebüsche auf, die ihre grünen Schatten scharf in den glatten Spiegel des Flusses warfen. Zur Linken lagen Felsentrümmer wie eine zerstörte Mauer quer über den Strom, aus deren moosbewachsenen, nassen Geklüften schlanke Sycomoren und gigantische Farnkräuter emporschossen, die ihre federgleichen zierlichen Zweige und breiten Fächer über den Strom hängen ließen, der hier schäumend über den felsigen Widerstand wegtobte.

„Jene Klippen, Haruk," wandte sich Manol zu dem uns in seiner Rache so entsetzlich bekannt gewordenen Neger, indem er auf die Trümmer zeigte, welche aus dem Wasser hervorragten, „sind unsere Wahrzeichen. Sobald sie von dem Wasser bedeckt sind, kann der Fluß nicht mehr passirt werden. Die Fluthen sind im Steigen," fügte er aufmerksam den Strom betrachtend hinzu, „und die verfluchten weißen Teufel des Südens dürften Mühe haben hinüber zu kommen."

„Das sollen sie auch nicht!" rief Haruk mit wildrollenden Augen. „Mich verlangt endlich mit Bourquet abzurechnen, welcher den Spion bei der Avantgarde abgiebt, denn er ist zu feig, sein Leben den Kugeln des Feindes preiszugeben. Eine Kugel aus meinem sichern Rohr soll

seiner Laufbahn hier ein Ende machen, wenn ich meine Rache nicht anders kühlen kann."

„Ueberflüssig ist es zwar, zu fragen, was Dir der Unmensch that," sagte Manol mit finsterer Stirn, „denn lange genug habe ich auf seiner Pflanzung die Peitsche gefühlt, bis mich der Krieg und die Uniform vor seinem Grimme schützten."

„Du fragst noch, was mir geschehen?" schrie der wilde Neger mit vor Wuth knirschenden Zähnen. „Sieh her, Manol!"

Bei diesen Worten streifte er die Kleider von der Schulter und wies auf breite schwielige Narben, mit denen diese besäet waren.

„Mit solchen Denkschriften ist mein ganzer Rücken bedeckt," fügte Haruk düster hinzu.

Entsetzt fuhr Manol zurück, denn obgleich er an Bilder der Grausamkeit gewöhnt war, so hatte sein Auge doch nicht dergleichen gesehen, wie ihm der Rücken Haruk's darbot. Die Haut des ganzen Rückens war verschwunden, oder nur hier und da noch einige Fetzen sichtbar und knotige, weiße und rothblaue Narben waren an Stelle der früheren Oberhaut getreten.

„Fünfhundert Peitschenhiebe vollbrachten dieses Werk menschlicher Grausamkeit!" sagte Haruk finster vor sich hinstarrend. „O, ich habe jeden Schlag wohlgezählt," fügte er mit grollender Stimme hinzu, „und werde fürchterliche Abrechnung halten. Ein schleichendes Fieber hielt mich in meinem Schlupfwinkel bisher gefesselt, das Fieber ist aus dem Körper verschwunden, aber hier wüthet es noch," mit diesen Worten zeigte er auf seine Stirn. „Die Krisis wird eintreten, denn die Stunde ist gekommen. Doch sieh nach jenen Klippen, das Wasser steigt, wir müssen hinüber."

Schweigend sattelten die Neger ihre Pferde, ritten durch den Strom, welcher an einer Stelle sehr schmal war und verschwanden hinter der jenseitigen Höhe. Nichts unterbrach darauf die tiefe Stille des einsamen Flußthales, als das momentane Murmeln und Sieden der steigenden Fluth, die über die Felsmauer hinabrauschte.

Die Sonne neigte sich schon gegen den Horizont, als der Vortrab des südstaatlichen Heeres an den Ufern des Potomac anlangte. Staubige Kleider und ermattete Gesichter bewiesen, daß die Mannschaft einen mühsamen Tagesmarsch gemacht hatte.

General Jackson, welcher an der Spitze der Cavallerie ritt, formirt aus den texanischen Ranchos und den Söhnen der reichsten Plantagenbesitzer, gab das Zeichen zum Halt und überschaute dann mit ernsten, prüfenden Blicken den Strom.

„Master Bourquet," wandte er sich zu dem neben ihm haltenden Pflanzer, „es scheint, die Natur legt uns hier unüberwindliche Hindernisse in den Weg und gebietet uns einen unfreiwilligen Stillstand. Ich hätte gern das jenseitige Ufer noch vor Anbruch der Nacht erreicht."

„Die Sache scheint mir allerdings bedenklich," antwortete der Pflanzer sinnend, „denn so weit meine Ortskenntniß reicht, kann der Strom nur dann passirt werden, wenn dort aus jenem schäumenden, kochenden Wirbel noch die Spitzen der Felsenstücke hervorragen."

„Dann lassen Sie absitzen, Major Magruder!" sagte der General freundlich zu dem seine Befehle erwartenden kühnen Offizier, welcher in diesem unglückseligen Kriege eine hervorragende Rolle spielte.

Ein lautes Commando erscholl, durchlief die Reihen — und die Truppen schickten sich zum Bivouak für die Nacht an. Ein reges Leben trat an Stelle der Einförmigkeit des Marsches. Erholung nach dem langen, heißen Marsche und Vorbereitungen zum Abendessen nahmen eines Jeden Aufmerksamkeit in Anspruch, und mit leichtsinniger Verachtung und unter schallendem Gelächter sprach man von den auf allen Linien stets geschlagenen Söhnen des Nordens, welche sich unberufenerweise zu Rittern der bedrückten Negersklaven aufgeworfen hatten.

Von entgegengesetzter Seite fand keine Störung statt, und Niemand bemerkte, wie über einer Felswand am jenseitigen Ufer sich vorsichtig ein Kopf erhob, dann ein Fernrohr sich nach dem Lager der Feinde richtete und nach einer kleinen Weile wieder verschwand.

Die Feuer erloschen endlich eines nach dem andern und das Chaos der Töne erstarb allmälig in tiefem Schweigen, nur noch zeitweise unterbrochen vom Rauschen des Stromes und dem Rufe der zahlreichen Wachen.

An demselben Abend standen einige höhere Offiziere der Unirten, wie es schien in ernstem Gespräch begriffen, an einer Bucht, welche der Potomac bildete, und die von riesigen Bäumen überschattet war. In kurzer Entfernung grasten ihre Pferde unter Aufsicht eines Negers. Das Licht des Tages war erblichen und ein grauer, dünner Nebel hatte sich über die Landschaft gelagert, so daß man einen fernen Gegenstand nicht mehr gut erkennen konnte.

Plötzlich gebot einer der Männer Schweigen, neigte sein Ohr zur Erde und lauschte.

„Sie sind es," sagte er nach einer Weile, „sie werden aber schwerlich das diesseitige Ufer erreichen können, denn das Wasser des Potomac ist im Steigen. Unsere Position ist vortrefflich und die Höhen sind

wohl geeignet, das Lager dieser Rebellen mit einem Kartätschenhagel zu begrüßen, wenn wir nur hinlänglich Munition hätten. So aber müssen wir uns in der Defensive behaupten und unsere geringe Munition zu dem morgenden Tag verwahren," fügte er seufzend hinzu.

„Es wird ein heißer Tag werden," versetzte ein Anderer, „denn schwerlich werden wir, wenn das Wasser fällt, den Uebergang der feindlichen Infanterie und Cavallerie verhindern können."

„Das will auch der Obergeneral nicht," erwiderte ein Dritter, „im Gegentheil, wir sollen uns soweit zurückziehen, daß uns die feindliche Artillerie von den jenseitigen Höhen nicht belästigen kann. Der General verspricht sich von einem Hinterhalte, oberhalb des Flusses, welcher im entscheidenden Augenblicke, den Feind im Rücken angreifen soll, guten Erfolg."

„Wenn nur die Muthlosigkeit der Truppen nicht so groß wäre," sagte der Erstere wieder.

„Ja, nur eine erfolgreiche Schlacht kann den gesunkenen Muth der Mannschaften wieder heben," fügte ein Dritter finster blickend hinzu, in dessen Aussprache sich der Ausländer kund gab. „Der amerikanische Soldat ist im Allgemeinen schweigsam, ernst und gewandt, aber seine große Neigung zu geistigen Getränken macht ihn matt und muthlos, diesem Umstande allein sind die zahlreichen Desertionen zuzuschreiben.

„Leider ist es ganz so, wie Sie sagen, Sigel," entgegnete ein Anderer. „Nach den amtlichen Feststellungen fehlen in den Armeen 9000 Offiziere und 282,000 Unteroffiziere und Gemeine. Wir haben kaum noch 40,000 Neger unter den Waffen. Es ist gerade, als ob der Teufel sein finsteres Spiel mit uns triebe."

In diesem Augenblicke wurden zwei dunkle Gestalten durch die Dämmerung sichtbar, die sich in schnellem Galopp der Bucht näherten.

„Teufel!" rief der erstere Offizier wieder, „wenn mich meine Augen nicht trügen, so sind die Reiter vom feindlichen Heere. Doch wie sollen diese bei der steigenden Fluth über den Strom gekommen sein?" fügte er sinnend hinzu.

Die Offiziere setzten sich in Vertheidigungszustand, während die Reiter, in welchen man jetzt deutlich zwei Neger vom feindlichen Heere erkennen konnte, sich auf etwa fünfzig Schritte näherten und dann ihre dampfenden Rosse anhielten.

„Halt! Wer da!" rief einer der Offiziere den Reitern zu, indem er den Hahn seines Revolvers spannte.

„Ueberläufer!" ertönte es durch die Dunkelheit zurück.

„Steigt von Euren Pferden und legt die Waffen ab!“ rief der Offizier wieder.

Die Neger gehorchten und näherten sich nach wenigen Augenblicken der Gruppe von Offizieren, welche neugierig auf die Ankömmlinge blickten.

„Von welchem Regiment seit Ihr?“ ertönte die Stimme des Offiziers.

„Vom 47. Kentucky-Regiment,“ entgegnete Haruk.

„Weshalb habt Ihr die siegreichen Fahnen Eurer Peiniger verlassen?“ fragte der Offizier weiter, indem sein Auge bewundernd auf den athletischen Gestalten der Neger ruhte.

„Um Rache zu nehmen an den Uebermüthigen, welche uns lange Jahre hindurch gleich Thieren geknechtet und grausam behandelt haben,“ versetzte Haruk finster.

„Wie kommt es,“ sagte der Offizier aufmerksam die Worte des Negers anhörend, „daß Ihr nur allein dieses natürliche Gefühl in der Brust tragt, während wir erwarteten, von Euern Brüdern in diesem Kampfe zur Verbesserung ihrer Lage, nicht nur mit Jubel begrüßt, sondern nach Kräften unterstützt zu werden?“

„Das Gefühl der Rache gegen die Blutsauger des Südens trägt der schwarze Mann wohl in seiner Brust,“ antwortete Haruk mit Offenheit, „und wartet den Zeitpunkt ab, es in einer entscheidenden Schlacht zur Geltung zu bringen, wenn man die Negerregimenter aus dem tiefen Süden in den Kampf wird ziehen müssen. Dieser Zeitpunkt kann nicht mehr fern sein, denn die Reihen unserer Tyrannen sind durch die vielen Schlachten furchtbar gelichtet, obgleich sie als Sieger über den Norden betrachtet werden müssen.“

„Welches mag wohl der Grund sein, daß Deine schwarzen Brüder unsere Fahnen flüchtig verlassen und dahin eilen, wo die Knechtschaft zu ihrem Verderben waltet, ungeachtet sie doch wissen, daß wir nur zu ihrem Besten den Kampf mit ihren Peinigern hervorgerufen haben?“ fragte der Offizier forschend.

„Der Grund liegt allein darin,“ versetzte Haruk mit dreister Stirn, „daß Ihr von der militärischen Brauchbarkeit der Neger eine schlechte Meinung habt, ihre Bravour unterschätzt und die alten Vorurtheile nicht fahren lassen wollt, welche selbst den gemeinen, weißen Soldaten erfüllen, der nur mit Widerwillen die aufgedrungene Waffenbrüderschaft der Neger duldet. Die vielen widerwärtigen Lagerscenen geben ein sprechendes Beispiel von der Liebe, welche der weiße Mann zu seinem schwarzen Bruder auf den Lippen trägt, wovon aber das Herz nichts weiß.“

„Sehr wahr," murmelte der Offizier vor sich hin.

„Es ist daher ganz erklärlich," fuhr Haruk fort, „wenn der schwarze Mann in die Mitte seiner Brüder eilt und gern unter einem Führer dient, der, wie er selbst, der schwarzen Race angehört. In Eurem Heere liegen die Offizierspatente nur in den Händen der weißen Männer, wogegen die Negerregimenter des Südens ausschließlich ihre eigenen Führer haben. Aendert dies System!" fügte Haruk mit erhobener Stimme hinzu. „Gebt dem Neger gleiche Rechte mit Euch, und in wenigen Wochen werdet Ihr 100,000 Farbige in den Reihen der Unionsarmee haben."

„In Deinen Worten liegt grausige Wahrheit," versetzte der Offizier sinnend, „und ich werde Veranlassung nehmen, Dich dem Obergeneral vorzustellen, dem Du Deine Ansichten weiter entwickeln kannst, denn Du scheinst mir ein intelligenter Kopf zu sein."

„Thun Sie dies, mein Offizier," sagte Haruk mit Wärme, „und Sie werden den Erfolg verspüren. Blicken Sie in die Listen der fehlenden Mannschaften und Sie werden darin 125,000 farbige Deserteure verzeichnet finden, welche es vorgezogen haben im Kreise ihrer Brüder Sklavenketten zu tragen, als ein freies, aber verachtetes Leben unter weißen Männern zu führen. Doch lassen Sie uns die Gegenwart in's Auge fassen. Der Feind steht jenseits des Potomac und wird nur durch das steigende Wasser verhindert, die Furt oberhalb der Felsenpartien zu einem Uebergange zu benutzen."

„Wir wußten es bereits," erwiderte der Offizier freundlich, „und erwarten den Feind sehnlichst. Kommt, Freunde!" fügte er dann plötzlich um sich blickend hinzu, „die Nacht ist hereingebrochen, wir wollen uns zum Obergeneral mit diesen Leuten verfügen."

Mit diesen Worten bestiegen die Offiziere ihre Pferde, nahmen die beiden berittenen Neger in ihre Mitte und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Kaum graute der Morgen, so herrschte schon ein bewegtes Leben im Lager der Conföderirten, und alle Blicke wandten sich prüfend nach den Felsenspitzen, welche noch immer vom Wasser bedeckt waren. Nur auf einem Punkte zeigte sich eine freie Stelle, welche anzudeuten schien, daß die Gewässer im Fallen begriffen seien.

General Jackson beschloß, durch dies Anzeichen verlockt, einen Versuch zu machen, durch die Furt mit der Cavallerie das jenseitige Ufer zu erreichen.

Bourquet übernahm es, mit seinem ausdauernden Pferde den Anfang zu machen. Vorsichtig führte er das schnaubende Thier in den

brausenden Strom, und ließ die Zügel schießen. Mit riesiger Kraft theilte die mächtige Brust des edlen Thieres die anbringenden Wellen und schwamm dem jenseitigen Ufer zu. Das Unternehmen schien gelingen zu wollen, denn der Pflanzer hatte bereits die gefährlichste Stelle an den Felsenriffen passirt und lenkte sein Pferd der Stelle zu, welche aus dem Wasser hervorragte, um dasselbe verschnaufen zu lassen, indem er dort festen Boden zu finden hoffte.

Der junge Tag hatte sein belebendes Licht schon mehr auf die Erde geworfen und ließ die Gegenstände deutlicher erkennen. Eine unförmliche Masse tauchte in dem Augenblicke aus dem Dunkel des Felsenriffes hervor, als der Pflanzer eben von dem keuchenden Thiere sprang. Die glühenden Augen eines Menschen starrten ihm wie Feuerkugeln drohend entgegen, so daß Bourquet, mächtig erschreckt, einige Schritte zurückwich, denn er glaubte im ersten Augenblicke einen Tiger zu erblicken, welcher zum fürchterlichen Sprunge ausholte.

Als sein Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt, und die zusammengekauerte Gestalt sich emporgerichtet hatte, erkannte der feigherzige Pflanzer Haruk, den unbändigen Neger von der Besitzung seines ehemaligen Freundes Delores Marquellas, welchen er in seinem Grimme so oft hatte martern und peitschen lassen. Sein ungestüm pochendes Herz und die drohende Haltung des Negers, welcher sich an der Angst seines Opfers zu weiden schien, sagten ihm, daß Haruk nichts Gutes gegen ihn im Schilde führen könne, und schon wandte er sich, um das schnaufende Thier wieder zu besteigen, als er plötzlich von der Eisenfaust des Athleten gefaßt wurde.

„Nicht so eilig, weißer Teufel!“ brüllte der wilde Neger mit unheimlich funkelnden Augen. „Ich erwarte Dich schon lange an diesem Punkte, wo Du kein menschliches Wesen zu finden glaubtest. Die Stunde der Abrechnung hat geschlagen! — Mein sicheres Rohr hätte längst Dein verrätherisches Lebenslicht ausblasen können, aber dieser Tod ist zu gelinde im Verhältniß zu den unzähligen Unthaten, welche Du an meinen schwarzen Brüdern und an mir selbst in teuflischer Lust begangen hast. Sieh' dort hin!“ fügte der Neger mit dem Grinsen eines Wesens der Unterwelt hinzu, „dort wo die zackigen Felsen einen Kessel bilden, und wo sich die brausenden Gewässer im wilden Ungestüm zu einem tobenden Wirbel vereinen, dort sollst Du von meiner Hand den langsamen Martertod finden, dort kann Deine verdammte Seele in langsamen Zügen all' den Jammer und die Todesverzweiflung kosten, welche Du so oft den Opfern Deiner Grausamkeit mit höhnendem Lachen bereitet hast.“

Umsonst versuchte Bourquet sich der Faust des rachsüchtigen Negers zu entziehen, vergeblich waren seine Betheuerungen, das Geschehene nach Kräften durch Geld und Freiheitsbriefe bei seinen Sklaven vergessen zu machen. Selbst ein bedeutendes Lösegeld, welches er Haruk für sein Leben bot, blieb ohne Erfolg; der schwarze Sohn des fernen Westens hatte unsägliches Leid unter der Herrschsucht dieses Unmenschen erfahren, es gab nichts auf Erden was im Stande gewesen wäre, ihn zu bestimmen, diese langersehnte Stunde der Rache aufzugeben.

Mit gewaltiger Kraft hob er den halbohnmächtigen Pflanzer, welcher unter dem Drucke der Eisenfaust dieses Riesen ächzte und stöhnte, gleich einem Spielballe empor, warf ihn über den Rücken des Pferdes, schwang sich dann selbst in den Sattel, ergriff mit einer Hand die Zügel und lenkte das Roß der grausigen Stelle zu, wo der Gischt des brausenden Wassers den Kampf verkündete, welcher in den Untiefen wüthete und sein entsetzliches Spiel trieb.

Erst mit Erstaunen und Verwunderung, dann mit Grausen und Entsetzen, blickten die Krieger des General Jackson auf das seltsame Ereigniß, welches sich gleichsam unter ihren Augen entfaltete. Deutlich erkannte man die Uniform des Negers und wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu erklären, woher dieser in diese unwirthliche Gegend kam und welchen Zweck er vor Augen hatte, um mit dem Körper ihres bewährten Spions der gefährlichen Stelle zuzueilen, welches Unternehmen offenbar beiden das Leben kosten mußte.

Daß die Absicht des Negers keine friedliche war, wurde ihnen immer klarer, jeweiter dieser das mächtig arbeitende Thier in die zürnenden Fluthen trieb.

Schon blickten einzelne, kühne Wagehälse fragend auf das ernste Antlitz des Generals, gleichsam den Befehl erwartend, dem gefahrbedrohten Pflanzer zu Hülfe eilen zu dürfen, doch die Züge des Befehlshabers blieben kalt und verschlossen. Er schien einzusehen, daß menschliche Hülfe hier zu spät kam, und daß er nicht nutzlos Mannschaften und Pferde opfern könne, welche die nächste Stunde von ihm zur Vertheidigung der Sache, welcher er diente, gebieterisch fordern konnte.

Endlich gab er den Befehl, einen Schützenzug näher an die Ufer treten zu lassen, und ein wohlgezieltes Feuer auf die athletische Gestalt des Negers zu richten, welcher soeben den gefährlichsten Punkt mit seinem leblosen Opfer erreicht hatte.

Aus mehr denn einem Dutzend Büchsen flog das tödtliche Blei

sausend über die Fluthen und berührte in lustigen Sprüngen die weißen Kämme der kräuselnden Wellen. Doch ein weit dahinschallendes, heiseres Gelächter des in seiner teuflischen Lust unbändigen Negers drang an das Ohr der Krieger und überzeugte sie von der Nutzlosigkeit ihres Vorhabens. Matt fielen die Kugeln, noch weit entfernt von dem Ziele, zischend in die Gewässer.

Plötzlich hörte das Schießen auf, denn jeder Blick hing mit gespannter Neugierde auf dem Ort der unheimlichen That. Es mußte sich etwas Seltsames dort ereignet haben. Mann und Roß waren wie durch Zaubermacht in die grausige Tiefe verschwunden, während die mächtig aufbrausenden Wellen einen dunkelrothen Streifen zogen, und den Ort bezeichneten, wo Freund und Feind ihr Grab gefunden hatten.

Bourquet, die Nutzlosigkeit seines Bittens und Flehens einsehend, hatte sich scheinbar in sein unvermeidliches Schicksal ergeben. Sein finster brütender Geist sann auf ein Mittel, die schreckliche Gestalt seines Feindes mit in das drohende Verderben zu ziehen. Während nun das funkelnde Auge des wilderregten Negers die Stelle suchte, wo er das Opfer seiner Rache rettungslos langsam ersäufen konnte, lockerte sich der Druck seiner, wie mit Eisenklammern den Hals des Pflanzers umspannenden Hand. Bourquet schöpfte auf einige Sekunden neuen Athem. Das in seiner Kraft erschöpfte Roß bäumte sich und machte es nöthig, mit beiden Händen die Zügel zu ergreifen, um in seinen Anstrengungen gehoben und unterstützt zu werden.

Diesen günstigen Augenblick benutzte der von der Luft und dem kühlenden Wasser gekräftigte Pflanzer. Hastig griff die halberstorbene Hand nach dem in seinem Busen verborgenen Dolch und bohrte den scharfen Stahl in die Weichen des, sich in seinem Schmerze überschlagenden Thieres.

Mit einem Brüllen, gleich dem des verwundeten Tigers, sank der Neger, sein Opfer fahren lassend, in die grausige Tiefe. Die aufspritzenden Wellen theilten sich auf einen Augenblick, schlugen dann wieder brausend zusammen, und begruben die Körper der mit dem Tode ringenden Menschen und des verwundeten Thieres.

Sprachlos standen die Krieger des Südens an dem felsigen Gestade des Potomac und blickten mit Grauen auf die wogenden Fluthen.

Da tauchte plötzlich, gehoben von einer mächtigen Welle, der Kopf eines Menschen empor, mit gigantischer Kraft theilt sein Arm die andringenden Wellen. Wieder verschwindet er in die Tiefe und wieder hebt ihn eine Grundwelle an die Oberfläche. So dauert dieses grausige Spiel wohl zehn Minuten. Die empörten Elemente wollen

das Opfer nicht fahren lassen. Da dringt ein riesiger Knäul von zusammengeworfenen Fluthen heran. Eine neue Schicht folgt und thürmt sich haushoch auf — oben auf dem Gipfel dieses Wasserberges tanzt der Körper des Unglücklichen. Die Kraft des unterirdischen Vulkans verdoppelt sich, er will die tobendenden Wasserfluthen nicht gutwillig tragen. Ein donnerähnlicher Stoß erfolgt, weit auseinander geschleudert stürzen die Massen von ihrer Höhe und werfen den Körper des ringenden Menschen gleichsam verachtend aus dem Kreise ihrer drohenden Macht. Sanftere Fluthen nehmen ihn willig auf und treiben ihn dem Ufer zu — einige Anstrengungen sind noch erforderlich, und Haruk ist gerettet.

Da ertönt plötzlich das Kommandowort des General Jackson — es durchläuft mit Blitzesschnelle die Reihen der Regimenter. Die Mannschaften greifen zu den Waffen und nach wenigen Minuten stehen diese in wohlgeordneten Zügen der weitern Befehle gewärtig.

Am jenseitigen Ufer machte sich das Blitzen der Waffen bemerkbar. Die Tirailleurs der nordamerikanischen Armee, gedeckt durch Baumstämme, Gebüsche und Felsenstücke eröffneten ein schwaches Feuer, welches von den feindlichen Geschützen lebhaft erwidert wurde, ohne aber erheblichen Schaden anzurichten, denn die Entfernung war zwischen den streitenden Parteien zu groß. Das Wasser schien jetzt im Fallen begriffen zu sein. An einzelnen Punkten traten die Klippen dem Auge sichtbar hervor.

General Jackson ließ die Kavallerie auffitzen, jeden Reiter einen Infanteristen hinten mit sich auf's Pferd nehmen, und erzwang so unter dem Schutze einer lebhaften Kanonade den Uebergang durch die Furt.

Eine Stunde darauf campirte der Vortrab der conföderirten Armee am jenseitigen Ufer und nicht zu weit von der Stelle, wo am Abend vorher die Armee General Grants ihr Bivouak aufgeschlagen hatte. Untrügliche Zeichen verkündeten dies, aber nach den vielen Pferdespuren, die alle gegen Norden gingen, zu urtheilen, mußte sich der Feind wieder zurückgezogen haben.

General Jackson ordnete seine Schaaren, indem er beschloß die Spur des Feindes zu verfolgen. Weit voraus und auf beiden Seiten zerstreut bewegten sich einzelne Kolonnen der unterjochten Indianerstämme als Tirailleurs; dann kamen vier Regimenter Infanterie mit sechs leichten Batterien, welche man durch die Furt mit aller Mühe geschafft hatte, und drei Regimenter Kavallerie beschlossen den Zug.

Die Sonne brannte schon heiß, als man am Fuße der letzten

Hügelkette ankam, wo sich die Spur des Feindes theilte. Es schien, als habe sich eine Schaar rechts und eine links gewandt. Einen Augenblick hielt der Zug, und einzelne Tirailleurs eilten nach beiden Seiten hin, um die Spur mit der den Indianern eigenthümlichen Gewandtheit weiter zu verfolgen.

„Vorwärts!“ schallte es wieder, und der Zug wandte sich die Anhöhe hinauf, — da leuchtete es plötzlich wie ein Blitz am Rande der Höhe entlang, ein heftiger Schlag folgte; ein langer Rauchstreifen erhob sich und die Läufe von einigen tausend Gewehren erblitzten in der Sonne, um gleich darauf wieder hinter der Höhe zu verschwinden.

Tod und Verderben wütheten in den Reihen der Conföderirten, doch „Vorwärts!“ donnerte abermals die Stimme des Generals Jackson, indem ein Befehl die Kavallerie veranlaßte, sich zu entwickeln. Aber wieder leuchtete und krachte es und blauer Rauch umkränzte den Höhensaum — Menschen und Pferde stürzten wild durcheinander und Jammergeheul der Verwundeten erfüllte die Lüfte. — Aber „Vorwärts — vorwärts!“ schallte es wiederum aus dem Munde des Generals und mit gefällten Bajonetten drangen die siegesgewohnten Schaaren des Südens die Höhe hinan. — Ein harter Kampf entspann sich, doch nach weniger als zehn Minuten wurde die feindliche Infanterie geworfen und die Conföderirten behaupteten den Platz.

Vom Gipfel des Hügels erblickte man die flüchtigen Schaaren General Grants.

„General Wheeler,“ donnerte die Stimme des Feldherrn, der auf schnaubendem Rosse die Höhe erklommen hatte, — aber ein mächtiges Kartätschenfeuer bekundete, daß der Gerufene die Absicht des Führers erkannt und dem Befehle schon zuvorgekommen war. — Hunderte stürzten tödtlich getroffen, und als plötzlich die wilden Cherokees*) auf ihren flinken Pferden so schnell als es die steinichte Abdachung erlaubte sich in die Ebene ergossen, da war die Verwirrung vollständig.

Eine lange Staubwolke erhob sich und die breite Linie der Indianer-Kavallerie fegte wie ein Wirbelwind über die Ebene der flüchtenden feindlichen Kavallerie dicht auf den Fersen nach.

Plötzlich verzog sich der Staub; die Linie hielt und die Reiter General Grant's machten Front.

Heran flogen die braunen Söhne der Grenzen von Arkansas und ihnen nach brauste die dunkle Linie der Indianer-Tirailleurs von Kansas; ein wilder herausfordernder Ruf erscholl, Tausende von Gewehren

---

*) Ein wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit gefürchteter Stamm Indianer.

krachten auf beiden Seiten und unzählige Pferde brachen reiterlos durch die dichte Staubwolke, welche die Gräuel des Kampfes verhüllte.

Wieder fegte wie eine wilde Windsbraut ein langer Staubstreifen über die Ebene, und verzog sich langsam; wieder hatten die Reiter des Nordens Front gemacht. Heran flogen die todesmuthigen Söhne der Pflanzer und „Säbel heraus!“ erscholl das Kommando.

Im Nu war die Linie General Grants durchbrochen, denn den Leuten fehlte die Siegesgewißheit, welche die Fahnen des Südens bisher auf allen Schlachtfeldern dieses langjährigen Bürgerkrieges unausgesetzt begleitete. Nur vereinzelt fielen die Schüsse noch; — mit Säbel und Gewehrkolben entstand ein erbitterter Kampf; doch kaum nach einer Viertelstunde mußten die Kämpfer für Menschenrechte weichen und flohen in zerstreuten Haufen nach allen Seiten. Wehe aber dem Reiter, der die Kühnheit hatte ihnen zu folgen. Blitzschnell luden die kampfgeübten Schaaren eine der Kugeln, die sie im Munde hielten, und niederstürzte der Verwegene von dem tödtlichen Geschosse getroffen.

Hartnäckiger als alle Anderen der jugendlichen Pflanzersöhne jagte ein mit Blut und Staub bedeckter Reiter einigen feindlichen Negern nach. Er würde seine Kühnheit gewiß mit dem Leben bezahlt haben, hätte nicht einer derselben dem Andern das Gewehr mit dem Ausrufe weggeschlagen:

„Himmel! — Es ist Bourquet! — Fangen wir ihn lebendig!“

Doch schneller, als wir diese Scene zu schildern vermochten, jagte der Unhold heran, hieb einen der Neger zu Boden, riß dann hastig sein Pferd herum und sauste über die Ebene. Ihm nach in wilden Sätzen der wuthschnaubende Haruk.

„Feigling!“ brüllte der seiner Sinne kaum mehr mächtige Neger, „Du vermagst meinem sichern Rohr für dieses Mal nicht zu entfliehen, denn ich bin Dein Schicksal!“

Ein Schuß krachte durch die Luft, der Pflanzer wankte im Sattel und fiel im nächsten Augenblicke mit zerschmettertem Knie zurück.

„Weißer Teufel!“ schrie mit blutunterlaufenen Augen der Neger, „ich könnte Dich tödten, doch meine Rache wäre nicht gekühlt durch einen schnellen Tod! — Ich will Dich zeichnen auf Lebenszeit, wie ich gezeichnet bin!“

Ein zweiter Schuß fällt und mit zerschmettertem anderen Knie stürzt Bourquet vom Pferde. Doch fast in demselben Augenblicke trifft ein gewaltiger Hieb den unbedeckten Scheitel Haruks und stürzt ihn blutend zu Boden. Sein brechendes Auge erkennt noch den Herrn seines Lebens. Es war — Delores Marquellas, welcher unbewußt den

verrätherischen Freund gerächt hatte, und der, um sein Leben und seine Stellung in der Gesellschaft der Pflanzer Louisianas zu retten, gezwungen war, an dem unseligen Kampf, den sein Herz verabscheute, Theil zu nehmen.

Wenige Minuten später und Haruk befand sich als Gefangener in den Händen seiner früheren Peiniger.

Der Kampf war vorüber. Die zerstreuten Reiter kehrten zurück. Viele jedoch hörten den Ruf der Trompete nicht mehr, Andere hörten ihn, lagen aber hülflos und verwundet unter den brennenden Sonnenstrahlen. Wenige Stunden hatte der auf beiden Seiten erbitterte Kampf gedauert und dennoch waren der Opfer sehr viele gefallen.

Die Sonne neigte sich zum Horizonte, und lange spitzige Schatten warfen die Bäume und Gebüsche von den Höhen auf die Ebene, als zwanzig Schritte von einander, in langen Reihen, die Reste des Vortrabs der conföderirten Armee standen, während an dem einen Ende zahlreiche Mannschaften beschäftigt waren, die gefallenen Krieger ihres Heeres in einem großen Loche zu begraben. Ein Halbkreis von Offizieren, die fast sämmtlich blutige Bandagen trugen, stand um General Jackson, welcher in ihrer Mitte auf einem Feldstuhle saß.

Auf ein Zeichen erscholl ein kurzer Trommelschlag, dann schnell ein Wirbel, welcher allmälig wieder zu einem Gemurmel herabsank und endlich in dem Echo erstarb, das leiser und leiser an der Hügelkette hinlief und im Säuseln des Abendwindes erlosch.

„Habt Acht!“ ertönte es die Reihen entlang, und unbeweglich standen die Krieger, die Augen dem Halbkreis zugewandt.

„Bringt die Gefangenen,“ befahl der General, und nach einer Weile erschienen zwei Männer, die einzigen, die man lebendig in die Hände bekommen hatte, die Häupter mit blutigen Tüchern umhüllt, die Hände auf den Rücken gebunden, vor dem Kreise.

General Jackson erhob sich mit finsterer Stirn von seinem Sitze und musterte die Ankömmlinge. Sein drohendes Auge ruhte eine Secunde auf dem riesigen Körperbau Haruk's, welcher unerschrocken sein Schicksal erwartete.

„Ein Deserteur vom 47. Regiment,“ begann der General verächtlich in die Züge des Negers blickend.

„Und ein Mörder!“ rief Delores Marquellas, „welcher von meinen Plantagen vor längerer Zeit geflüchtet!“

„Dann ist dieser schwarze Schuft zu schlecht für die Kugel eines tapfern Soldaten,“ versetzte General Jackson. „An jenem Baume mag

er sein elendes Leben durch einen Strick beschließen," fügte er mit dem Finger nach einer Baumgruppe zeigend hinzu.

Schon beeilte man sich den Befehl des Commandirenden auszuführen, als dieser plötzlich ein Zeichen gab, mit der Todesexekution einzuhalten.

„Führt die Gefangenen hinweg," sagte alsdann der Feldherr sinnend vor sich hinstarrend. „Ich werde morgen mit dem Frühsten über sie verfügen. — Vielleicht," wandte er sich an die Offiziere, „gelingt es mir, von den Gefangenen wichtige Aufschlüsse über die Absichten des Feindes, die Stellung der verschiedenen Armeen und seine Hülfsmittel zu erlangen. Wir müssen das Gros unseres Heeres abwarten, ehe wir an Verfolgung des Feindes und an weitere Operationen denken können. — Lassen Sie die Zelte aufschlagen, meine Herren," fügte er dann freundlich salutirend hinzu, „und die Leute das Bivouak beziehen. Sorgen Sie aber für die größte Wachsamkeit."

Man führte die Gefangenen hinweg und brachte sie später in ein Zelt, wo sie die letzte Nacht ihres Lebens unter scharfer Bewachung zubringen sollten.

Fast berührte schon die breite rothe Scheibe der Sonne den Horizont und eine goldene Fluth überströmte das Thal und goß jenen Zauber von Licht und Farbe darüber aus, der selbst dem dürren Sande und dem kahlen Gestein der Wüste einen unbeschreiblichen Reiz verleiht.

Einen langen sehnsüchtigen Blick warf Conrad Heiduck — denn dieser war der zweite Gefangene — unter dem Zelteingang noch auf die herrliche Landschaft.

„Ich werde sie nie mehr im Sonnenglanze sehen!" murmelte er leise vor sich hin. „Jetzt, wo ich kaum die Schwester — das einzige Wesen, welches mich noch an's Leben fesselt — wieder gefunden habe, sterben zu müssen ist hart."

Da nahete sich plötzlich Haruk, der wilde Neger, dem Unglücksgefährten, neigte sein Haupt auf dessen Schulter, während seine gefesselten Arme zuckten, gleichsam als wollte er den Schicksalsgenossen umarmen.

„Es wird nur einen Moment dauern!" flüsterte er mit einer Stimme, welche in diesem Augenblicke tiefes Gefühl verrieth, obgleich seiner Seele die tieferen Empfindungen kaum zugänglich waren.

„Ja," sagte Conrad lächelnd über die Zuneigung des Negers. „Bitter — doch nur kurz, wird der Todeskampf sein."

Mit diesen Worten schloß sich der Zelteingang hintern den Opfern menschlicher Schwächen und Irrungen. . . . .
. . . .

Es war Mitternacht vorüber und die Sterne des südlichen Himmels hingen wie leuchtende Sonnen im blauen Aether. Bald jedoch entwickelten sich feine Nebelschleier über dem erkaltenden Boden, die sich allmälig mehr und mehr verdichteten.

Die beiden Gefangenen, verschieden in ihren Hautfarben und doch so ähnlich in ihren Charakteren, waren den Anstrengungen des gestrigen heißen Kampftages erlegen und ruhten fest nebeneinander in den Armen eines erquickenden Schlafes, denn die Natur fordert selbst beim kräftigsten Menschen gebieterisch ihre Rechte.

Das leise Anrufen der Schildwachen und ihre Tritte vor dem Zelte weckten endlich Haruk aus seinem Schlummer. Conrad schlief an seiner Seite noch ruhig fort. Er mochte ihn nicht erwecken aus seinen offenbar süßen Träumen, obschon der Morgen nahe sein mußte und die Minuten, die sie noch auf der — beiden so fremden Erde zu weilen hatten, gezählt waren, denn ein glückseliges Lächeln stahl sich über die harten Züge Conrad's, während der Mund den Namen seiner geliebten Schwester Anna murmelte.

Haruk, von diesem Anblicke seltsam weich gestimmt, dachte zum ersten Male seit seiner Flucht — an Weib und Kind. Der Augenblick war gekommen, wo in der Stunde des Todes die Stimme der Natur so mächtig — selbst beim rohesten Gemüth — zum Herzen spricht.

Da ertönte plötzlich aus weiter Ferne der schrillende Schrei eines Nachtfalken durch die Stille der Nacht. Der Neger fuhr, wie von einem elektrischen Funken berührt, aus seiner Träumerei empor, sein dunkles Auge funkelte in unheimlicher Freude, und wäre Conrad in diesem Augenblicke erwacht, er hätte das gewaltige Pochen der athletischen Brust seines Leidensgefährten gehört. Dieser verhängnißvolle Umstand concentrirte die gigantische Kraft des Negers zu einem Willen — nämlich dem — sich seiner Fesseln zu entledigen. Es geschah, — wenige Sekunden genügten und Haruk schüttelte die zu Fasern zerrissenen Stricke von seinen Händen. Dann bog er sich mit heiserm Lachen über den Körper Conrad's und befreite auch diesen von den Banden.

Der an Wachsamkeit und Gefahren aller Art gewöhnte Seemann erwachte, griff mechanisch um sich und warf fragende Blicke umher. Er konnte sich offenbar aus seinem Traumleben nicht sogleich in die schreckliche Wirklichkeit hineinfinden.

„Was giebt's, Kamerad?“ fragte Conrad hastig, mit befremdeten Blicken seinen aufgeregten Gefährten betrachtend.

„Still!“ zischelte ihm dieser entgegen, indem er sich in horchender

Stellung gegen den Ausgang des Zeltes vorbeugte. „Bleib' ruhig liegen und rühre Dich nicht von der Stelle."

Noch einmal ließ der Schrei des Nachtfalken sich hören und zwar dieses Mal viel näher und deutlicher.

„Was hat dieser Schrei zu bedeuten?" fragte Conrad, aufmerksam die Bewegungen Haruk's beobachtend, indem er jetzt wahrnahm, daß dieser und er selbst von den Fesseln befreit war.

Der Neger ergriff krampfhaft den Arm Conrad's und sagte im flüsternden Tone:

„Das hat zu bedeuten, daß Manol in der Nähe ist! — Ertönt der Ruf zum dritten Male, so weiß er, daß wir noch am Leben, aber in der Gewalt des Feindes sind. Deßhalb hoffe, die Rettung ist nahe!"

Conrad konnte einen Laut der Ueberraschung nicht unterdrücken. Haruk legte ihm mit einer hastigen Geberde seine schwielige Hand auf den Mund und erstickte weitere Auslassungen, denn soeben ertönte der Schrei des Falken nochmals durch die Luft, aber dieses Mal gedehnter, anhaltender und mit solcher Aehnlichkeit, daß ein weniger geübtes Ohr als dasjenige Conrad's unfehlbar getäuscht werden mußte.

In diesem Augenblicke schienen auch die Wachen vor dem Zelte auf das Geschrei des Vogels aufmerksam zu werden, denn die Gefangenen hörten den Einen deutlich sagen:

„Was mag nur das Geschrei dieses Vogels zu bedeuten haben?"

„Was kümmert uns das? Es ist der Schrei eines hungrigen Nachtvogels, weiter nichts!" erwiderte der Andere.

„Der Teufel traue diesem Vogel!" versetzte der Erstere wieder, welcher offenbar ein Ausländer war. „In diesem verwünschten Lande weiß man oft gar nicht, sind's Vögel oder Menschen die . . ."

Das Zwiegespräch der Wachen endete plötzlich. Die beiden aufhorchenden Gefangenen glaubten einen dumpfen Laut und einen schweren Fall in's hohe Gras vor dem Zelte zu vernehmen, dem fast gleichzeitig ein zweiter folgte, der jedoch von einem langen andauernden Geräusche, wie wenn zwei Menschen miteinder rangen, begleitet war.

Den Gefangenen blieb jedoch keine Zeit, über diese sonderbare Erscheinung nachzudenken, denn im gleichen Momente wurde der Eingang zum Zelte aufgerissen — mehrere Male erhellten schwache Lichtfunken von Stahl und Stein den engen Raum und kräftige Hände packten mit eiserner Gewalt die Ueberraschten. Lautlos, ohne recht zu wissen, wie ihnen geschah, fühlten sie sich fortgerissen, und in toller Hast ging es durch das Lager der Conföderirten hin, die von den An=

strengungen des Tages ermüdet, durch das schwache Geräusch aus ihrem todesähnlichen Schlafe nicht geweckt werden konnten. Schon näherte man sich den äußersten Vorposten, da erscholl der Ruf: „Halt! Wer da?“ und im nächsten Augenblicke folgte ein Blitz, dem ein kurzer Krach begleitete, und welcher für eine Sekunde die Dunkelheit erhellte.

Das Lager gerieth in Allarm und die Kette der Vorposten sandte auf's Gerathewohl das zischende Blei in das Dunkel der Nacht.

„Kein Kampf, nur Flucht!“ ertönte eine kräftige Kommandostimme, in welcher Conrad's aufjauchzendes Herz den Freund erkannte.

Wie der dahinsausende Sturm flog auf schnellen Pferden, welche an einem gesicherten Orte standen, der kleine Trupp mit den Geretteten dahin, während hinter ihnen her die Schüsse der allarmirten Südländer donnerten und Hufschläge der Verfolger an ihr lauschendes Ohr drangen. Als das belebende und erwärmende Licht des jungen Tages über die Fluren wallte, da kehrten die Reiter General Jackson's unverrichteter Sache zurück. Die Flüchtlinge hatten einen zu großen Vorsprung, als daß sie von den Verfolgern hätten eingeholt werden können.

Der erste Akt des Trauerspiels ist zu Ende. Wir lassen den Vorhang in dieser Gegend Amerikas fallen. Wenn er wieder aufgeht, werden Jahre verstrichen und unzählige frische Höhlen in unsern heiteren Begräbnißplatz — die *freundliche* Erde gegraben sein! — Nehmt ein Sandkorn von der Meeresküste, nehmt einen Tropfen aus dem Ocean — weniger als Sandkorn und Tropfen ist auf dem Planeten des Menschen *ein* Tod und *ein* Verbrechen. Nehmt auf der Karte Amerikas alle Meere zusammen und meßt alle Küsten aus — aber mehr als alle Gewässer, mehr als alles Land wird in Gottes Wage ein *einziger* Tod und ein *einziges* Verbrechen wiegen! Und die Zonen Amerikas bluten aus tausendfältigen Wunden die von Vandalenhand geschlagen wurden.

Doch das Jahrhundert ist vorgerückt — die brausende Ueberschwemmung ist wieder gefallen und die alten Gewohnheiten der Ordnung sind wieder zum Vorschein gekommen. Die Herrschaft — welche Jefferson Davis' Wille in's Leben gerufen, ist in Trümmer gesunken; der Pflug geht über unzählige Schlachtfelder und goldene Ernten sind über dem Grabe einer zügellosen Gewaltherrschaft gereift.

Ende des ersten Theils.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.